


DOMI NUS IILU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



W. O. von [illegible] [illegible]

von Friedrich [illegible] Philipp

Oertel, [illegible] Gehirnschlag am

14. Oktober 1867 in Wiesbaden.

[illegible] Deutsche Biographie. Bd 24.

pag 435-437. –



I. Sichling sc.

W. O. v. Horn's

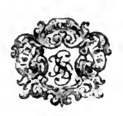
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Holzschnitt.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Inhalt.

Friedel.

Eine Geschichte.

Friedel.

Eine Geschichte.

Arm und klein ist meine Hütte.
Altes Lied.

1.

Wenn nach einem geräuschvollen Tage der stille Feierabend kommt, und die Sonne ist herabgesunken hinter die Berge, die den Gesichtskreis begrenzen, und die Dämmerung will nun Alles in ihren duftigen Schleier einhüllen, so gehen die Auftritte des bewegten Tages, die Ereignisse, die an ihm in Freud und Leid wir erlebt, wie bunte und wechselnde Bilder an der Seele vorüber. Wir durchleben in der Erinnerung noch einmal, was an uns vorübergegangen ist; der Geist erwägt, sinnt, prüft und zieht seine Folgerungen; das Herz gibt sich der Freude oder der Trauer hin, je nachdem die Ereignisse selbst solche Gefühle geweckt hatten, als sie uns unmittelbar berührten. Das aber steht fest, solche Rückblicke sind ein Gewinn für den kommenden Tag und wohl noch weiter hinaus oder sie gewähren dem Herzen eine harmlose Lust, oder eine wehmüthige Stimmung, die der Erinnerung Frucht ist.

Was ich hier vom Tage gesagt, gilt, anders und so, auch vom Leben überhaupt. Ich fühle das tief und lebendig jetzt, wo ich

an der Grenze der fünfziger Jahre stehe, in dem Lebensabschnitt, der einem Stillestehen und Zurückblicken so sehr zuneigt; wo die Seele über den Stürmen der Gefühle weit draußen steht und die Ungewitter, wie es Einem wohl auf hohen Bergen begegnet, tief unter Einem hinziehen. Der Feierabend meiner Tage ist da. Die Sonne hat den Rand des Gesichtskreises erreicht. Einzelne milde Blicke wirft sie noch herüber. Dunkle Wolken, sanft geröthet, aber dennoch düster, umlagern sie. Es dämmert schon stark. Bald wird sie hinunter sein und jene Nacht, da Niemand mehr wirken kann, kommt für mich; jene Nacht, der ein seliger Morgen, ein Morgen des Wiedersehens jenseits folgt. O, das ist ein Gedanke, der, wie ein rechter abendlicher Sonnenblick, in die träumende Seele fällt. Der inwendige Mensch richtet sich empor; die Seele wird so leicht, so froh, besonders, wenn Alle, die sie liebte, bereits hinüber sind, und sie sie dort, entlastet von dem, was sie hier beugte, geläutert vom unlautern Erbe dieser Welt, wiederzusehen freudig und gläubig hofft.

Da ist es wohl kein Wunder, daß die Ereignisse eines vielbewegten Lebens mir auch an der Seele vorüberschweben — Begebenheiten und Gestalten, die ich auch jetzt noch mit aller Wärme des Gefühls festhalten, ergreifen und an das Herz drücken möchte; Gestalten, die mir Thränen in's Auge locken, an denen die Liebe und der tiefe Schmerz gleich betheiligt sind.

Wenn ich dann so in der lautlosen Einsamkeit dieses stillen Hauses dasitze, tief in meine Gedanken versenkt, o da ruht der Blick auf dem sonnenwarmen, lieblichen Morgen meiner Tage, und es ist mir, als sei's ein Frühling voller Blüthen und Duft, den keine Stürme erreichen könnten; da schau ich in den heißen Mittag mit seinem Sturm und Weh und ich sehe mit blutendem Herzen, daß es eben anders nicht werden konnte, als es geworden, daß eben kein anderer Abend kommen konnte, als der, der sich jetzt so kühl um mich ausgebreitet hat und — der so rasch der Nacht zueilt. Soll ich klagen? O nein! Es hat so sein sollen. Und dort

oben, wo die Fäden des Gewebes geschlungen werden, das wir Leben nennen, waltet eine Liebe, die Alles wohl macht — wenn auch das arme Herz es hätte anders wünschen mögen in seiner Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Da tritt mir allemal ein Wort der Schrift in's Andenken, das unter den Prüfungen dieser Welt eine gar sehr erhebende Kraft hat, dieses nämlich: „Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken und meine Wege nicht Eure Wege, spricht der Herr; sondern soviel der Himmel höher ist, denn die Erde, sind meine Gedanken höher, denn Eure Gedanken und meine Wege, denn Eure Wege." O das fühl' ich jetzt erst in seiner ganzen, vollen, reichen Wahrheit und Tiefe, und wenn die Erinnerung mir eine Thräne in's Auge lockt, denk' ich dieser heiligen Worte, zerdrücke sie und spreche mit gefalteten Händen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Und was denn diese Traumbilder des Wachens, was die Rückblicke in die tief unten und weit hinter mir liegende Vergangenheit mir vorführen — mit Einem Worte, was ich erlebt, ich will es festhalten, will's niederschreiben; will alle jene Gefühle und Eindrücke, Wonne und Schmerz, schildern, so wahr und treu malen, als ob erst gestern der Augenblick ihres Daseins gewesen. So leb' ich Alles noch einmal durch und darin liegt wohl noch ein Segen für mich.

Aber für wen denn? könnte man mich fragen. Hast du denn ein liebendes Weib, dem du es hinterlassen möchtest? — Nein! Es schmiegt sich keine treuliebende Seele an mich Einsamen. Ich komme mir vor, wie der Baum auf einsamer Höhe, den der Sturm schüttelt, dem er seine Krone geraubt; dessen Herz der Wurm zernagt, dessen Wurzeln abgestorben sind. Nur Ein Wehen noch — und er sinkt — und Niemand fragt darnach, daß er gesunken.

Hast du denn Kinder, denen es zur Lehre und Warnung dienen könnte? Nein. Aber ist denn nicht jeder gute, gemüthliche Mensch mein Sohn, mein Bruder? Mag's auch immerhin sein, daß nicht

das Band der Liebe sie an mich fesselt; einige Theilnahme werden sie, denen einst diese Blätter in die Hände kommen, doch dem Armen schenken, der ein Herz voll Liebe in der Brust trug und doch allein den weiten, dornigen Gang durch's Leben machte; mit einiger Theilnahme werden sie lesen, wie er sich durch's Leben hindurchgewunden, wie oft seine Dornen ihn blutig ritzten, wie oft er rang mit dem Geschicke; wie oft er darbte und den Becher der Trübsal leerte; wie oft er an schroffen Abgründen stand und in die gähnende Tiefe zu stürzen meinte, aber immer wieder die gnädige Hand Gottes ihn zurückriß; ihm Menschenherzen sandte, die es gut mit ihm meinten. Es wird ihnen nützlich sein; denn das Leben des Einzelnen ist ein Spiegel für Viele oder kann es doch sein, wenn sie recht hineinschauen wollen. Aber, wenn auch die Blätter ungelesen bleiben von Andern, sie hätten, wie gesagt, einen Segen für mich, indem sie mich demüthiger, ruhiger, zufriedener machten und die Sehnsucht nach dem Frieden jenseits in mir lebhafter anregten.

So sei's denn! Euch, Ihr Unbekannten, denen ich ein Bekannter werden will, Euch Ihr Wildfremden, denen ich mich befreunden möchte, und vor Allem Euch, denen der Jugend heitre Tage noch lächeln — Euch übergeb' ich diese Blätter als das Vermächtniß eines Vielgeprüften in der Schule des Lebens. Richtet milde, wo ich irre und fehle! Weiht mir eine Thräne der Theilnahme, wo ich dulde und ringe! Mein innigster Wunsch ist, daß Euer Herz durch meine Schicksale milder gegen Leidende, Arme, Verlassene werde, und daß die Eindrücke, welche sie zurücklassen, heilbringend für Euch seien! Mahnend und warnend wird Vieles sein, denn an Verirrungen ist kein Menschenleben ganz arm! darum ist es ein Spiegel für Jeden, der mit dem Bewußtsein hineinblickt — ich wandle noch auf dem Wege, wo der Fuß so leicht ausgleitet, und mit der Ueberzeugung: des Bruders Fehler sind mit wenigen Aenderungen auch die Meinigen.

Meine Heimath liegt da, wo die Mosel sich durch ein hoch ansteigendes, theils mit Reben bepflanztes, theils felsigwildes Gebirge hindurchwindet oder brausend hindurchpreßt. Es ist ein schönes, gesegnetes Land. Wenn auch wenig Erde bleibt, um angebaut zu werden, so ist eben von einem fleißigen Volke jedes Fleckchen Erde, das den Anbau zuläßt, benutzt. Häufige Krümmungen der Mosel schließen meist kleine Stellen ab, daß man meint, es sei eben ein kleiner See, der lang und schmal in die hohen Berge hineingezwängt wäre. Da liegt denn mein Dörflein um seine uralte Kirche herum und drüben sieht eine zerfallene Ritterburg aus dem Felsengeklüfte herab in den rauschenden Fluß. Die Berge jenseits wo die Burg steht, sind bewaldet und hier und dort blicken grüne Wieschen daraus hervor, über denen schroffe Felsen sich emporrecken. Diesseits sind sie meist mit Reben bepflanzt, hoch aber am Gipfel oben stehen Hecken und sogenannter Schlagwald. Es ist so ein stilles, heimliches Plätzchen, an das man immer zurückdenken muß, wenn man einmal da gelebt hat, wieviel mehr, wenn es die Heimath war. Mir ist es so gegangen. Wo mich auch das Schicksal hingeführt, dorthin stand mein Sinn. Wo das Dasein begann, da hat der Himmel einen wunderbaren Zauber ausgebreitet. Das Wort Heimath umschließt das Größte und Schönste, was es für ein jugendliches Gemüth gibt. Nur für ein jugendliches? Ich bin alt, und der Erdwinkel, wo ich zuerst meiner bewußt geworden bin, hat noch immer jenen Zauber für mich, und der Wunsch dort meine Tage zu beschließen, dort neben meinen Eltern zu ruhen, wenn einst das Scheidestündlein schlägt, liegt so fest in meiner Seele, daß nicht wohl ein Ereigniß mich davon abbringen könnte, es müßte denn sein, daß mich der Tod hier noch ereilt, wo ich so ganz am Herzen verarmt bin, wo ich völlig fremd unter den kalten, liebeleeren Menschen stehe in einem Lande, dem ganz und gar der Zauber fehlt, welcher dort am Moselstrande jeden Felsen umschwebt. Oder sage ich vielleicht zu viel, urtheile ich zu hart gegen die Bewohner Hollands?

Ich habe manche vortreffliche Menschen dort gefunden; aber die Mehrzahl ist herzlos, kalt, berechnend, dabei mit einer Ruhe behaftet, die zur Verzweiflung bringt, mit einer geistigen Trägheit geschlagen, die vollends alles Ankergrundes für ein geselliges Anschließen entbehrt. Und obschon sprachlich verwandt, doch so selbstsüchtig=gehässig gegen die Deutschen, daß diese stets vereinzelt stehen werden. Es ist als ob das Volk einen sechsten Sinn hätte, überall auf der Stelle den Deutschen zu wittern, dem es das entehrende Moff! Moff! nachruft und wenn er auch mit keinem Laute seine deutsche Herkunft verrieth. Und da sollte ein deutsches Herz sich anschließen können? da sollte es in dem flachen Lande, wo die flachen Seelen sind, heimisch werden? Mir hat es nicht gelingen können und wollen, obwohl ich schier eingebürgert war. Ich hab' halt nie meine ersten Lebenserfahrungen in Holland vergessen können. Die Dankbarkeit, die mich an Einen fesselte, der edel war, konnte sich ja auf die Andern nicht erstrecken. Und den Einen trag' ich im treuen, dankbaren Herzen, so lange es schlägt, und an der Sehnsucht nach dem Jenseits hat er seinen wohlverdienten, wohlerworbenen Antheil.

Die Heimathliebe ist eben so mächtig im Einzelnen, als im Leben und Sein der Völker. Ist es etwas Anderes, was den Lappen an seine schneeigen Einöden, unfern des Nordpols fesselt, als was mir das stille, enge Moselthal, das arme Dörfchen, das Hüttchen meiner Eltern, als ein Paradies erscheinen läßt? „Mein Herz ist im Hochland," sang Burns, und dies Lied klingt in meiner Seele frisch wieder. Mein Herz ist im Moselthale geblieben, selbst da, als ich ferne war, und das Leben seine aufschäumenden Wellen um mich schlug. Selbst unter den Palmen Afrika's ist es dort geblieben. O die Bande der Liebe, gelten sie nun theuern Menschen oder dem Fleckchen Erde, das wir Heimath nennen, sind so fest, daß keine Trennung sie zerreißen kann! So gestatte mir denn Du, der Du einst diese Blätter liesest, daß ich bei dem heiligen Lande meiner

Kindheit weile, daß ich die geweihten Orte meiner ersten Freuden und Leiden Dir male. Ich glaube, daß nur durch diese Oertlichkeiten die Ereignisse und Personen eine Bedeutung, ich selbst einige Theilnahme bei Dir gewinne. Namen nenne ich nicht. Ich habe Gründe dafür, Du darfst es glauben. Sie thun ja am Ende auch nichts zur Sache! Der eitlen Neugierde aber zu fröhnen, ist nicht meine Absicht. Glaube Du, mein Leser, daß es dennoch Wahrheit, frische, ungeschminkte Wahrheit ist!

Die ersten Erinnerungen knüpfen sich an das Vaterhaus und die, welche darinnen gewohnt und mich geliebt. Darf ich denn sagen: Vaterhaus? Lieber Gott! sagte ich: Vaterhütte, dann hätt' ich's wohl besser getroffen; denn es war ein einstöckiges Häuschen mit spitzen, gemauerten Gibeln, zwischen denen ein Strohdach hinauflief, das die schönste Sammlung Moose auf seinem Rücken trug, die ich jemals gesehen. Da hat es geglänzt wie gelbes Gold, geschillert in Roth und Braun; da lag ein Sammt, so saftig grün, wie nur irgendwie ein Grün gedacht werden mag. Von dem Stroh, womit einst mein seliger Großvater das Dach hatte erneuern lassen, als er in den heiligen Ehestand getreten, konnte seit etwa sechszig Jahren kein Auge mehr eine Spur entdecken, so dicht war die Moosdecke darauf. Aber sie war unendlich schön, und ihr Anblick erweckte mir allemal Freude, besonders wenn die Strahlen der Abendsonne darauf lagen mit ihrem purpurnen Schimmer und im Frühjahre, wenn das Moos blühte und die zarten Stängelchen heraustrieb und frischer erglänzte in seinen Farben. Selbst der massenhafte Schornstein, aus Eifler Tuffstein, war mit diesen Moosen bedeckt, so weit der Rauch sie nicht wegbiß. Hoch oben im Gipfel gegen Süden reckten die drei Spieße des Taubenschlags ihre Spitzen hinaus. Da hab' ich meine Lieblinge gemustert, wenn sie heimkehrten, und alle Mal nachgezählt, ob Schulmeisters Andres mir keine geschnäppt — denn das war einer, der sich darauf verstand und sich auch kein Gewissen daraus machte. Wenn er's that, der falsche Junge, so blutete mein Herz

ebenso sehr, als mein Rechtsgefühl in wildem Zorne aufloderte und daß ich dann handgreiflich das Unrecht an dem Verbrecher strafte; war mir just kein Empfehlungsbrief an die Liebe seines Vaters. Vielleicht hat mancher Jagdhieb, den ich in der Schule empfing, als Echo desjenigen gelten können, den Andres von mir empfangen für die Tauben, die er mir geschnäppt oder auch als vollgültige Quittung. Aber diese lieben harmlosen Geschöpfe waren mein erstes Besitzthum in der Welt, mein erstes Eigenthum. War jener Zorn nicht begründet genug? und hatte er's nicht verdient, wenn ich ihn dafür strafte, da es sonst Niemand that? — Buben haben auch ihre Gerechtigkeit und deren Pflege; daß sie sie selbst vollziehen die Strafe, die sie diktirt, ist freilich nicht gesetzlich — aber doch meist wirksam — und das ist am Ende die Hauptsache in diesen Händeln.

Auf der westlichen Seite stand ein uralter Nußbaum, dessen Aeste das Häuslein schützend überragten. Er maß gewiß seine vier Schuhe im Durchmesser, war also wohl über hundert Jahre alt. Seine Aeste überdeckten das Häuschen, wie mit schirmenden Flügeln die Henne ihre Kichlein deckt. Das frischgrüne Laub hielt im Sommer die Sonnengluth ab und verbreitete eine wohlthuende Kühle selbst auf dem Raum vor dem Hause. Es war ein wunderschöner Baum, dessen Höhe schier mit dem Kirchthurme wetteifern konnte, und kein dürres Aestchen verunzierte seine stolze Krone, auf der mein Auge selbst aus der Ferne mit Wohlgefallen ruhte, wenn ich in den Bergen diesseits und jenseits der Mosel Holz las oder Erdbeeren pflückte. Unvergeßlich ist es mir, wie süß die Nüsse waren, die er trug, wie Meisen und Eichhörnchen ihn besuchten, denen ich oft vergeblich nachgesetzt habe. Ein Elsterpaar hat Jahre lang darauf sein hochanwachsendes Nest gehabt. Ihr Lachen und ihre possirlichen Bewegungen machten mir große Freude. Mein Vater hielt das Paar eben so werth, als das Schwalbenpaar, das sein Nest jährlich an unsern Fenstervorsprung baute. Jenes Nest vertheidigte er gegen die wilde Lust der Buben, dieses gegen die Angriffe eines frechen Spatzes, der

es wider Recht in Besitz nehmen wollte, und in jedem Frühling seine Versuche erneuerte. Den nördlichen Giebel durchbrach ein Fenster, den östlichen umarmte eine reichblühende Epheuranke von großer Ausdehnung. Sie war darum von Bedeutung, weil die Bauern sie als Propheten verehrten; denn Blüthen und Trauben des Epheus sind des Moselbewohners Vorzeichen der Weinernte des künftigen Jahres. Für den Giebel selbst war der Epheu eine nützliche Stütze, wie er seine Zierde, sein herrlichster Schmuck war. Ich glaube, ohne ihn wäre er längst eingestürzt; denn die Steine waren locker, und ein demüthiges Neigen war längst dem Scharfblicke meines Vaters aufgefallen und preßte ihm manchen Seufzer aus; denn die Moselbewohner haben ein Sprichwort, das so lautet: Bauen lehrt in den Beutel schauen; und meines Vaters Blicke wären da sehr bald auf den Boden gelangt! — In dieser Epheuwand wohnte das dritte Paar unserer Hausgenossen, ein Paar friedliche Rothschwänzchen, deren frühes Zwitschern meinen Vater zu wecken pflegte. Auch hier waltete er schützend. Unser Nachbar hatte unsern einen Bienenstand gehabt, dessen Bevölkerung von dem Pärlein gezehntet zu werden pflegte. Der hat denn einen mörderlichen Groll auf die Thierlein getragen, aber Nichts gegen sie vermocht. Schießgewehre waren damals noch selten im Lande, und das Nest hätte er nicht vertilgen können, ohne sich einer hohen Leiter zu bedienen, und das würde mein Vater nicht geduldet haben. Was seine Rechte betraf, so verstand er keinen Scherz und ich war auch in diesem Punkte sein Sohn!

Diese drei Paar Hausgenossen, nebst deren Nachkommenschaft, hatten für mich ungemessene Wichtigkeit. Wen nimmt's Wunder? Wo ist ein kräftiger Bube, der nicht Vögel über Alles liebt? Ich habe alle Nester gewußt, die eine halbe Stunde im Umkreis des Dörfchens standen; aber ausgehoben hab ich keine; dafür sorgte frühzeitig meine Mutter, indem sie Liebe zu diesen lieblichen Geschöpfen und überhaupt zu allen lebenden Wesen in meine Seele legte, und die Liebe ist alle Mal mild und schonend gegen Menschen, wie gegen Thiere.

Wer das Gefühl eines unverdorbenen Kindes anspricht, geht nie fehl, und da liegt die Macht, die das hülflose Geschöpf vor Grausamkeit schützt und der Rohheit einen wunderbaren Damm entgegensetzt. Es ist betrübend, daß so wenige Mütter die Macht kennen und anwenden, welche sie in ihrem sanften, gemüthlichen Worte über Knaben besitzen. Es ist mir unvergeßlich, wie einst mein Herz blutete, als ich, wie andere Kinder des Dorfes auch thaten, einen Maikäfer mit einem Zwirnfaden am Fuße anband und ihn nun schwirren ließ und meine Mutter zu mir trat und sagte: Friedel, das arme Thier hat keine Stimme, wenn es eine hätte, wie würde es jammern über deine Mißhandlung; Gott hört aber doch die Klagen seines Schmerzes. Was meinst Du, kann Gott Freude an Dir haben? Ich habe schnell den Käfer losgelassen und war erst wieder beruhigt, als er summend unserm Nußbaume zuflog. Nie habe ich fortan mehr ein Thier gequält. Dank Dir, vortreffliches Mutterherz, Du hast mich zum Menschen gemacht dadurch, daß Du mir Liebe und Mitleid in das Herz pflanztest für alles Lebendige! O Ihr Mütter beherziget das!

Unser Hüttchen war schön, malerisch, und steht heute noch vor meiner Seele, obwohl ich es nicht wiedergefunden habe, mit seinen zwei kleinen, aber krystallhellen Fenstern, seiner gebrochenen, alten Hausthüre, auf deren Untertheil es sich so herrlich reiten ließ. Ach, da kommt mir aber eine schlimme Erinnerung! Einmal ritt ich auch nach Herzenslust, verlor aber das Gleichgewicht und fiel unsanft auf die Schieferplatten der engen Flur. Da hat mein Vater, der ein ehrsamer Schneider war, seine Elle gar lustig auf meinen Hosen tanzen lassen, daß es darunter brannte wie leibhaftig Feuer. Ich glaube mich erinnern zu können, daß ich von damals an einigen Widerwillen gegen das Reiten auf der Thür empfunden habe. Im Leben ist mir das klar geworden, daß die handgreiflichen Beweise allemal die überzeugendsten sind.

Mein Vater war mit seiner Elle überhaupt nicht blöde, und

nicht gerade die lieblichsten Erinnerungen knüpfen sich an dies gesetzliche Längemaß. Warum sollte ich das verschweigen? Ich war nie in meinem Leben das, was man eine Schlafhaube nennt, vielmehr ein kräftiger, kerngesunder, und daher frischer, lebenslustiger Bube, dem überdieß der Schöpfer eine Gabe verliehen, die, ungezügelt, leicht höchst verderblich werden konnte, ich meine eine äußerst lebendige Einbildungskraft. Bei mir gewann Alles, was ich hörte, Gestalt und Leben. So kam es denn, daß ich tausenderlei Versuche anstellte, welche nicht selten meinen Hosen und Wämsern zu nachdrücklichem Verderben gereichten. Kam mein Vater dahinter, so maß er nur die Elle an, was er mit dem Kunstausdruck „Zippern" benannte. Wurde ich über einen dummen Streich „gezippert", so hütete ich mich gewiß vor dem Wiedervorkommen. Alle die Mährchen, unter denen das von der afrikanischen Höhle Xaxa und ihrem wunderbaren Schlosse, das von den Spitzbärteln, und einige Andere, mir die ansprechendsten waren, lebten in mir und ich lebte in ihnen. Meine Träume waren davon erfüllt und manche Erscheinung meines spätern Lebens findet hierin ihre Erklärung und Begründung. Liegt ja doch, wie im Keime der künftige Baum schon im Kleinen da ist, auch in des Knaben Thun und Wesen der künftige Mensch, zwar noch unentwickelt, aber doch in der Anlage und in den Grundzügen. Dabei war mir eine Gemüthlichkeit und Innerlichkeit eigen, die mich Gehörtes oder auch Erlebtes innerlich vielfach verarbeiten ließ. Die Eindrücke waren unauslöschlich tief in meiner Seele und ganz einfache Ereignisse wurden durch meine Phantasie zu den außerordentlichsten, weil ich die Bilder meiner Mährchenwelt damit verschmolz. Wenn ich mich nun hinreißen ließ, bei der Erzählung irgend einer Begebenheit phantastisch bildend zuzusetzen, was mir oft ohne Wissen und Willen geschah, so regnete es „zippernde" Ellenhiebe; denn mein Vater nannte das „Lügen". Ich, meines Orts, weinte blutige Thränen, mehr über diese Beschuldigung, als über die Hiebe; denn ich wollte ja doch nicht lügen, am wenigsten gegen meine Eltern. Das besserte mich

nicht; ich hütete mich nur mehr das, was in mir vorging, Andern kund werden zu lassen und trugs nun in mir herum, sah es im Geiste lebendig. Ich will meinem guten Vater keinen Vorwurf machen — aber grade er nährte diese gefährliche Eigenschaft, indem er durch seine Erzählungen und Vorlesen von allerhand tändelnden Geschichten ihr immer neuen Stoff zuführte und schon frühe, viel zu frühe, meine Gefühle auf eine Höhe empor schraubte und zu solcher Reizbarkeit ausbildete, daß Erscheinungen, wie sie meine Knabenzeit aufweist, leicht erklärlich werden. Er ahnte das nicht. Doch — ich kehre zum theuren Schauplatz meiner Jugend zurück!

Das Wohnstübchen war eben nicht groß. Von Kammer und Küche rede ich nicht; aber Ersteres muß ich beschreiben. In der Ecke hinter der Thüre stand ein Ofen, derb, viereckt, groß genug für eine Stube, die vier Mal größer hätte sein mögen. Das Ofeneck war mein Lieblingsplätzchen. Hier briet ich meine Kartoffelscheiben, diesen Leckerbissen meiner Kindheit. Seine Vorderseite zeigte in erhabenem Bildwerk die Hochzeit zu Cana in Galiläa, in dem Augenblicke wo eben die Diener das Wasser in die ungeheuern steinernen Krüge schütten. Rechts wies er die klugen und thörichten Jungfrauen, letztere Fastnachtstänze tanzend. Auf der linken Seite aber war zu schauen die Versuchung in der Wüste, allwo der Teufel mit Hörnern, Pferdefuß und Ochsenschweif zu sehen war, ein Bild, das selbst meine Träume oft verdüsterte; denn nicht weit von diesem „bösen Feind“ stand die Bankkiste, worin mein Bettlein lag, das am Tage von dem Deckel bedeckt war, der als Sitzbank diente. Das war eine bitterböse Nachbarschaft bei meiner vorhererwähnten Eigenschaft, einer sehr lebhaften Einbildungskraft.

Ohnehin war mein Kopf voll Gespenstergeschichten, die wir Kinder in der Schule uns erzählten, oder wenn wir sonstwo beisammensaßen. Da war kein unheimlich Plätzchen, vor Allen aber der Kirchhof und die Ruinen der alten Burg, wo es nicht spuckte und die greulichsten Gestalten ihr Wesen trieben. Ich war dadurch

so scheu und furchtsam, daß ich Abends um kein Gut der Erde vor die Thüre gegangen wäre. Auch davon heilte mich meine sanfte Mutter und das Heilmittel war die Religion. Sie pflanzte mir den Glauben an Gottes Liebe und Allgegenwart in die Seele und lehrte mich beten. O von da an wußte ich, daß ich in Gottes Schutz stehe und gehe, und keine Furcht kam mir so leicht mehr an. Und kam sie, wenn ich eben Abends alleine hinausgehen mußte, so betete ich mein Stoßgebetlein und fing dann irgend ein Liedchen zu singen oder zu pfeifen an und zwar mit solcher Kraft und Macht, daß man's im halben Dorfe hören konnte. Nun ging ich drauf los und mein Muth kam in kein Gedränge mehr.

Am Fenster stand der Tisch meines Vaters, Boutique im Kunstausdruck, der zwei Sitzlöcher und in der Mitte die weltberühmte Hölle hatte, worin die Reste, die Abfälle und die Salbänder des Tuches verschwanden. Ja, in diese Hölle ging viel. Sie war geräumig genug, manche halbe Elle aufzunehmen, die sich dann später in eine neue Kappe für mich verwandelte oder wenn eine größere Menge von einerlei Tuch verarbeitet wurde, eine Weste, hier Brustlatz oder auch Brustlappen genannt, abgab. So streng rechtlich mein Vater war, so stand er doch nicht an, dies zu rechtfertigen. Wenn meine Mutter es tadelte, sagte er: Du nimmst es zu spitz und das Sprichwort sagt: zu spitz — sticht nicht, und zu scharf — schneidet nicht. Erstlich sind es Abfälle und die Leute kriegen ihre Kleidungsstücke doch; zweitens ist es ein Herkommen, das zünftig ist. Mein Meister hat's auch gethan und noch weit mehr, als ich. Er sagte: Wenn meine Hölle mir nicht die Kleider für meine Buben liefert, so muß ich zu Grunde gehen; endlich drittens ist in der Hölle noch kein Kunde umgekommen, und ich muß stückeln, um was 'raus zu bringen. Handwerks*vortheil*! lachte er, und schlug ein Schnippchen. Ja, Handwerks*sünde*! sagte meine gewissenhafte Mutter mit besonderem Nachdrucke und einem Seufzer.

Kind, rief er dann aus, sage lieber Zunft*sünde*, und ist es

die, so muß sie auch die Zunft büßen! Nur sei mir aber stille. Ich will durch diese Hölle nicht in die andere fahren: drum fordre ich den Kunden nicht zu viel. Ist's gut gemessen oder schneide ich's vortheilhaft, so gebührt mir ein Abfall. Es ist noch kein Zehnten, wie ihn das Herrchen doch kriegt. Halt ein! rief meine Mutter, das ist auch nach Gottes Ordnung! Sie ging dann in der Regel hinaus, weil sie wußte, daß sie doch nichts ausrichtete und sagte: Die Schneider sind geborne Höllenkinder. Mit dem Namen: „Herrchen" bezeichnete er aber nach Landsitte den Pfarrer. Das Wort wird an der Mosel gesprochen, daß es eigentlich: Heerchen klingt.

Mein Vater schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Auch die beste Frau muß doch das letzte Wort behalten. Es steckt so in der Art!

Daß aber die Schneider Höllenkinder wären, das begründete früh ein Widerwillen in meiner Seele gegen das löbliche Handwerk, denn was die Mutter sagte, galt mir als Evangelium.

Eins hätte ich aber fast vergessen. Außen über unserm Fenster war ein Bild und ein Reim; beides höchst bezeichnend. Das Bild zeigte meines Vaters Vorurtheillosigkeit und heitern Sinn; denn es war nichts Anderes als ein Ziegenbock, auf dem der Schneider ritt. Alle Welt weiß, wie man einen Schneider mit solch' einem Bilde zur hellen Raserei bringen kann. Meinem Vater hat es Spaß gemacht, sein Handwerk selbst zu verspotten, und dafür hat ihn Niemand geneckt. Das Verslein hieß:

> Wer will borgen,
> Der komm' morgen;
> Heut' ist der Tag,
> Da ich nicht borgen mag.

Mein Vater besaß viel frischen, heitern Sinn, viel Erfahrung, viel Gemüthlichkeit und großen Kunstsinn und Geschmack. In einer Stadt wär' er der Liebling der Leute geworden; auf dem Dörflein verkam er. Er sang und pfiff, scherzte und lachte; zog die Leute harmlos auf, und — alle Welt hatte ihn lieb. Dabei arbeitete er

von Morgens früh bis Abends spät, ruhete kaum, wenn der Spießmann oder Ortsdiener zur Gemeindeversammlung rief, und war selten verdrießlich; es sei denn, daß ich ihn durch irgend einen jener Streiche, deren sich Jeder aus seiner Jugend mit Freuden erinnert, genöthigt hätte, mich, wie er zu sagen pflegte, mit der Elle zu messen, d. h. mich erklecklich abzuwalken und zu „zippern". In welcher Bubenerfahrung wäre das etwa nicht vorgekommen? Wenn's aber nicht vorgekommen sein sollte, so muß es ein Extraexemplar von Buben gewesen sein und vielleicht ist es zu beklagen, selbst vielleicht wünschenswerth, daß es jetzt noch nachgeholt werde. Das sind so meine Privatansichten. Ob Du, der Du diese Geschichte einst liesest, mit mir übereinstimmst, weiß ich nicht, lasse es auch dahingestellt sein, und fahre gutes Muthes fort; denn es ist so wie mein Vater sagte: Verloren ist, was abfällt. Eine gesunde Ohrfeige ist wirksamer, als eine stundenlange Predigt, bei der man sich nach dem: Amen sehnt und am Ende doch nicht anders wird. Ich weiß aus Erfahrung, daß meiner Mutter gewiß herzliche Ermahnungsreden nicht soviel wirkten, als eine gesunde „Dachtel" von meinem Vater. Einmal hatte ich mit andern Buben dem „Herrchen", wie der Geistliche heißt, Obst im Garten gemaust. Es kam heraus und meine Mutter redete mir in's Gewissen, sagte es aber meinem Vater nicht. Andern Tags mausten wir wieder. Da gab's aber Arbeit! Mein Vater „zipperte" mich, daß es eine Art hatte, und die blauen Bandstreifen, die später in gar lieblicher Farbenmischung prangten, bewirkten, daß ich nie wieder nach fremdem Obste griff. Sah' ich nur lüstern darnach, so zuckte mich der Rücken schon und ich sah schnell wo anders hinaus. Sag' mir einer, was er will, seit die Leute in überschwenglicher Liebe ihre Kinder mit süßen Worten, vernünftigen Einreden und dergleichen flüchtigen Mitteln erziehen wollen, ist das junge Volk so ungezogen. Das ist eine so allgemeine Klage, daß ich sie für begründet halte. Vorlaut und selbstgerecht ist die Jugend überall. Was das noch werden will? Möcht' mal

nach hundert Jahren sehen, wie es in der Welt steht, wenn's so fort geht!

Wer meinen Vater nicht genau kannte, hätte glauben können, es ebbe und fluthe gar nicht in seiner Seele, es sei da alle Tage Sonntag, und es läute mit allen Glocken des Glückes und der Freude; wer ihn aber gekannt hat, der konnte an dem Tone seines Gesanges, an der Wahl des Liedes schon abnehmen, wie es in ihm aussah. O wie oft sah ich die hellen Thränen aus meiner Mutter Augen rinnen, wenn er sein Lied so dumpf hin summte oder eine jener schwermüthig weichen Volksmelodieen sang in gedämpftem Tone. Sie wußte, daß dann ein Weh das frohe Herz drückte, und er es allein tragen wollte, um ihr nicht auch wehe zu thun, die er so lieb hatte. Sah er diese Thränen, dann warf er rasch sein Nähzeug auf die Boutique, sprang herab und herzte und küßte sie so lange ab, bis er sie zum Lächeln gebracht. Er war der beste Mensch von der Welt, nur ist er, wie sein Sohn, etwas hitzig und jähzornig gewesen. Da hat es denn oft gedonnert und geblitzt; aber es war so schnell vorüber, daß man es kaum begriff. Es ist bei solchen Naturen freilich nicht übel sein. Im Grunde sind sie gut, und zehntausend Mal besser als die Duckmäuser, die eben acht Tage d'ran laboriren, ehe sie ein Mal bös werden, aber es dann acht Wochen bleiben. Schlimm bleibt's, daß, wenn der Hals in der Hitze ein Mal abgeschnitten ist, er nicht so leicht wieder aufgesetzt werden kann, wie man im Sprichworte sagt. So weit kam's bei meinem Vater freilich nicht, daß es Hausstreit gegeben hätte, und meine Mutter durfte nur ein liebes Wörtlein sagen, so legte sich der Sturm und es ward Friede. Meine Mutter war eine zu kluge Frau, durch Widersprechen Oel in die Flamme zu gießen. Sie schwieg mäuschenstille oder sagte ein liebes, freundliches Wort — und Alles war vorbei. Wie oft hätte ich im späteren Leben, wo ich Zeuge von betrübenden Auftritten war, den Frauen wünschen mögen, sie wüßten zu handeln, wie meine gute Mutter.

Da heißt's: Reden ist Silber, doch Schweigen ist Gold! Mich hatte er über die Maßen lieb. Seine Liebe war indeß keine hätschelnde, sondern die eines vernünftigen Vaters, die jugendliche Zucht für unerläßlich hält, und eine strenge für die beste. Daß er viel Werth auf das „Zippern" legte, muß ihm zu Gute gehalten werden, wenn es auch nicht überall Beifall finden sollte. Mir hat's nichts geschadet; ja ich bekenne aufrichtig, daß der Gedanke daran mich von manchem tollen Streiche abhielt und meine Liebe nicht minderte. Ich mußte mir allemal sagen, daß ich es verdient hatte.

Wie ich mir meine Mutter vorstellen kann, so war sie ein Engel an Milde, aber auch an Schönheit. Sie war höchst reinlich, und wußte sich selbst in der dürftigsten Kleidung, die ihr die Lage meiner Eltern auferlegte, doch noch lieblich zu putzen. Regsam, sparsam, fleißig, schweigsam, hatte sie niemals mit den Nachbarn Verdruß. Ihr Verstand war scharf, ihre Gottesfurcht ächt und innig. Ich habe aus dem stillen Vaterhause einen Begriff von ehelichem Glücke mit in die Welt genommen, den ich nicht wieder verwirklicht gefunden habe. Diese Ehe war gewiß im Himmel geschlossen, wenn es jemals eine war; sie trugen stille ihr Loos in Liebe, und das Entbehren wird gewiß leichter, wenn man ein geliebtes Wesen gerne glauben macht, man entbehre nicht. Die Armuth stand mit uns auf, saß mit uns zu Tisch und ging wieder mit uns schlafen. Ich habe frühe mit ihr vertraute Bekanntschaft gemacht. Das war ein Gewinn für meine ganze Zukunft, denn meine Ansprüche an das Leben blieben allzeit bescheiden; ich lernte Dulden. O wie viel war mir das werth in den Wechselfällen meines Daseins! Ich bin in der Noth vor Verzweiflung, im Glücke vor Uebermuth bewahrt geblieben, und wenn ich Elend sah, hab ich's würdigen können, denn ich hatte es gekostet und habe es nach Kräften mildern und heilen geholfen. Die Schule der Erfahrung ist die beste im Leben. Ihre Zöglinge reifen früh und sicher; ihre Lehren sind anschaulich. Nie haben Wünsche nach einem bessern Loose die Lage meiner Kindheit

mir empfindlich gemacht. Hatte ich doch auch im Dorfe keine Vorbilder vor Augen, die Wünsche hätten gebären können nach einem bessern Zustande. Die Bauern waren so ziemlich alle arm, wenn es auch Unterschiede des Grades gab, bedeutend und auffallend waren sie nicht.

Unser Dorf zählte dreihundert Seelen. Weinbau war der Nahrungszweig der armen Bauern. Alle sieben Jahre ein guter Herbst — lieber Gott, wie kann's da stehen? Die Aegypter zu Joseph's Zeiten waren wahrlich besser d'ran; da waren doch außer den sieben mageren Jahren auch sieben fette. Ueber die Hälfte ging — betteln. Der Einzige im Dorfe, der wohl stand, war das „Herrchen", der Pastor nämlich. Der hatte eine Menge Stiftungen und Gedächtniß-Messen, und der Kurfürst zu Trier verließ seine Leute nicht. Das Herrchen ließ aber alle seine Kleider in Trier machen bei seinem Bruder, der auch ein Schneider war, aber, wie mein Vater sagte (und der konnte es beurtheilen), der ärgste Pfuscher im Reich. Das hat meinem Vater wohl recht leid gethan, da er dem Herrchen nie etwas zu Leide gethan hatte. Und doch hatte es einen Pick auf ihn. Wenn ich so darüber nachdenke, woher das könnte gekommen sein, so möchte ich glauben, daß ihm mein Vater, der die Welt gesehen hatte, zu gescheidt war. Kann wohl sein! das Herrchen war aus der Eifel, woher nicht viel Gescheidtes kommt. Ich war damals noch zu jung, um ein Urtheil zu fällen, so genaue Bekanntschaft ich auch mit dem Herrchen machte, weit muß jedenfalls sein Wissen und Können nicht hergewesen sein, denn ich erinnere mich, daß ich einmal darüber starke Aeußerungen meines Vaters hörte. Er hatte nämlich nicht bemerkt, daß ich in der Stube war, sonst hätte er sie gewiß nicht gemacht. Als er mich sah, lenkte er schnell ein und suchte es wieder gut zu machen.

Was blieb da meinem Vater? Etwa alle drei bis vier Jahre ein Hochzeitsrock, der dann als Staatsrock aushielt bis zum Ziele der Tage und darüber hinaus; denn er erbte fort auf Kinder, Enkel

und Urenkel, wobei Mode und Schnitt gar nicht in Betracht kamen. Die einzige Aenderung im Laufe der eilenden Zeit und in der Folge der Geschlechter bezog sich auf die bürgerliche Geltung des Rockes. Bei dem Ersten und Zweiten der Besitzer war er Sonntagsrock, doch so, daß er dem Ersten als Kirchrock diente, dem Zweiten, dem Sohne, als Sonntagsnachmittagsrock, dem Dritten als Rock zum Ausgehen in das Städtchen, dem Vierten in der absteigenden Verwandtschaft aber Alltagsrock wurde. Das war kein goldenes Zeitalter für Schneider und Kaufleute! Das Uebrige waren leinene Alltagskleider, die mein Vater machte. Was konnte er da verdienen? Meine Mutter spann Jahr aus, Jahr ein für reiche Leute in Trier, und verdiente dadurch auch noch Etwas. Das war aber ein gar kümmerlicher Verdienst und sie sagte selbst oft, man verdient das Wasser nicht, das man trinkt, oder: Spinnen ist die rechte Arbeit zum Hungerleiden. Und das war richtig. Sie spann unendlich fein und gleich, auch rascher, als Andre; aber wenn sie ihr Gespinnste in die Stadt trug, so war's doch ganz erstaunlich wenig, was sie heimbrachte. Da war Bruder Schmalhans Koch, und die Augen, die auf der Wassersuppe schwammen, sah man ohne eine gute Brille nicht. Wir gediehen aber dabei; waren ferngesund und zufrieden. Ob wir's beim Ueberflusse auch gewesen wären — bezweifle ich. Zum Glücke bedarf der Mensch unendlich wenig — und vor dem Unglücklichsein schützt wahrlich weder Wohlleben, noch Geld. Wahres Glück hab' ich selten, fast nie, im sogenannten Glücke gefunden, wohl aber häufig da, wo die Armuth ihre Wohnstätte hatte. Das sind *meine* Erfahrungen; den Deinen will ich nicht vorgreifen, lieber Leser. Ehe Du aber urtheilst, schau' Dich wohl um!

Alles, was wir besaßen, war das Häuschen, ein Gärtchen an der Mosel und ein Feldstück zum Kartoffelbau. Wär' das schuldenfrei gewesen! Das war's aber nicht. So mußten meine Eltern noch Zinsen bezahlen überdies, und diese Zinsen waren Wucherzinsen. Darin lag der Jammer meiner Eltern und vieler Armen Jammer

liegt darin. Ach Gott, wie treiben's die reichen Wucherer! Ein Herz haben sie nicht! der Arm des Gesetzes erreicht sie nicht und der Arme verblutet unter ihrem harten Drucke! Sie sind zu schlau, um sich bloßzustellen, und der Arme hat den Muth nicht, aufzutreten. Auch war es wirklich schwer, an einen zu kommen, der in Trier Vettern in Würden hatte.

Ich darf wohl nach dieser Schilderung versichern, daß ich an Ueberfluß und Ueppigkeit nicht bin gewöhnt worden. Was that's? Ich gedieh doch. Das Hungertuch ist freilich ein schlimmes Gewebe und Thränen sind genug hineingewoben — aber am Ende gewöhnt man sich daran, sich hineinzuwickeln. Leider wurde das immer schlimmer, ohne daß ich es damals begriff in meiner kindlichen Unbefangenheit. Oft aber sah ich die Mutter weinen, öfter hörte ich des Vaters wehmüthigen Gesang. Oft hab' ich die Mutter auf ihren Knieen betend gefunden in der Kammer. Von da an wurde der Vater stiller. Am Tage arbeitete er als Schneider, Nachts band er Besen, schnitzte Fliegenwedel und Kochlöffel aus weichem Holze, die dann die Mutter feil trug. Und siehe, es ging etwas besser. — Auch auf den Fischfang verlegte sich an regnerischen, trüben Frühlings- und Herbsttagen mein Vater. Das war ein ergiebig Handwerk und eine Lust über die Maßen. Da half ich wacker. Mein Vater wußte allerhand Köder zu bereiten, so daß sein Fang reich und sicher war. Wer die Lust kennt, die schlanken Bewohner der Tiefe zu Netz und Angel zu locken, begreift, daß ich mit Leib und Seele dabei war. Da hatten wir eine Stelle, wo der Fang stets ergiebig gewesen ist, nämlich hinter unserm Hause, wo eine uralte Mauer stand, um das Dorf bei Eisgängen zu schützen. Dort war stets ruhiges Wasser, und das liebt der Fisch. Gar manche Nacht saß ich da bei dem Vater, stille wie das Grab, mit der Angelgerte, und manchen schlanken Hecht, manchen geschmeidigen Aal zog ich aus der Tiefe, die der Pastor, das Herrchen, wacker bezahlte, da er

seine Fasttage damit hielt, denn bekanntlich sind Fische kein Fleisch, nach den Bestimmungen der Kirche.

Das gab nicht blos leckere Kost an Fast- und andern Tagen für uns, sondern auch einen guten Verkauf. Jetzt wurde meiner Mutter Antlitz heiterer und der Gesang meines Vaters fröhlicher. Ich half auch am Fliegenwedelschnitzen, beim Besenbinden, Sprenkelmachen für Krammtsvögel und Drosseln, die uns das Herrchen theuer bezahlte, und hatte die Freude, am bessern Auskommen schon meinen kleinen Antheil zu haben. Das Herrchen hatte mich am liebsten beim Meßdienen, und wenn er einen Brief zu tragen hatte auf das nächste Dorf, so war ich sein Bote, aber lieb hatte ich den kleinen, alten Kollerer eben nicht. Er ging oft hart mit uns Buben um und wir fürchteten ihn, wie das Feuer. Sein spanisches Rohr und unser Rücken hatten eine alte Bekanntschaft mit einander, die freilich nicht der alten Liebe alich, die nicht rostet!

So war es in der guten Jahreszeit; wenn aber der Winter kam und die Mosel ihr Eis mächtig aufthürmte, mußte ich, statt zu schleifen auf dem Eise und Schlitten zu fahren, wie andere Buben meines Alters, mit der Mutter in die Hecken und in den Wald, Holz lesen. Liebhaberei war das freilich nicht von mir; aber wie freudig half ich der lieben Mutter. Wie gerne trug ich eine recht schwere Last, um die Ihre zu erleichtern!

Für die Bauern war der Winter die Lungerzeit. Wer Geld hatte ging in's Wirthshaus, trank seinen Schnapps und spielte Karten, wie sehr auch das Herrchen dagegen eifern mochte. Der andere Theil, der nämlich, dem's ging wie uns, der kein Geld hatte, kam zu uns, und da war ein ganz eigenthümliches Leben, das ich näher beschreiben muß.

Mein Vater war in seinen Gesellen- und Wanderjahren wacker in der Welt umhergesegelt, fechtend, wie er zu sagen pflegte, denn er war von Hause aus blutarm. Fechten oder das Handwerkansprechen heißt aber in der Handwerksburschen-Kunstsprache nichts

Anderes, als Betteln. Mein Vater wies jedoch stets mit Abscheu und großer Energie den Namen „Stromer" ab von sich, womit man Solche zu belegen pflegt, die als wandernde Gesellen ein Handwerk aus dem Betteln machen und das Erbettelte stets wieder verkneipen. Solche Kerle, pflegte er zu sagen, sind keiner Gabe werth, denn sie verjuckern Abends alle Mal das Stromergeld wieder, das sie erbettelt haben. Sie sind Lumpen als Gesellen und bleiben es als Meister; denn nur das Geld hat Werth und Halt, das ehrlich verdient ist.

Es konnte sich nicht fehlen, daß er, der stets aufgeweckt war, und ein offenes Auge und einen offenen Kopf hatte, Vieles gesehen und beobachtet, Vieles erlebt und erfahren hatte. Ein riesenhaftes Gedächtniß ist ihm dabei allezeit zu statten gekommen, und seine Gabe zu erzählen war klar, ansprechend, lebendig und gemüthlich. Ueberdies hatte er eine Unzahl Geschichten im Kopfe, die er eben so gut als zusammenhängend zu erzählen wußte. Die Bauern sagten: Er redet wie ein Buch und hat einen Kopf wie ein Pastor. — Kam er auf rührende Geschichten, so war er in seinem rechten Gebiet. Er konnte der Liebe Leid so beweglich schildern, daß Ströme von Thränen flossen.

Wo er sie her hatte, verhehlte er nicht. Wenn er in einer Stadt Arbeit fand, wo eine Leihbibliothek war, so pflegte er Sonntags nicht nur keine Kneipe zu besuchen, sondern er las die Ritterromane, welche zu haben waren, auf seinem Kämmerlein mit eben so viel Vorliebe als Ausdauer. Was er gelesen, das saß niedund nagelfest in seinem Kopfe, und, da er es oft wiedererzählt haben mochte, so war Alles zu einer festen, unabänderlichen Form erwachsen, an der er, so oft er es nun auch wiedererzählte, kein Wörtchen änderte.

Ueber dies Alles besaß er auch ein unschätzbares Buch zu eigen, das er sich ein Mal irgendwo gekauft hatte. Ich hab's oft vorlesen gehört. Es lag im Wandschränkchen eingeschlossen und hieß: Siegwart, eine Klostergeschichte, ein Buch voll Liebe, Thränen, Entsagung

und Leid, und am Ende stand das Rührendste, Siegwart's Tod auf Marianens Grab. *)

Es läßt sich nun erwarten, und es war auch so, daß im Winter eine auserlesene Gesellschaft sich in unserm Hause zu versammeln pflegte, Männer und Frauen und Jungfrauen, so viel das Stübchen fassen mochte. Von dem mittleren Deckenbalken hing ein Stock herab, der unten ein Querholz mit einem Loche hatte, wo hinein man die Oel-Ampel setzte. Um diese saßen mein Vater, der Vorleser Caspar und die Frauen, welche spannen, auf den Bänken saßen die Männer und schmauchten ihren Tabak, den mein Vater „Knaster Wohlgemuth, beißt, brennt und riecht nicht gut," zu nennen pflegte, oder auch „Rollenknaster, drei mal um den Leib für einen Batzen". Er selbst rauchte nicht, weil es sich mit dem Handwerke nicht vertrug, schnupfte aber dagegen gerne eine Prise, wozu leider nicht immer Geld genug da war, so wenig es auch kostete. Terminirende Kapuziner, die wohl bei uns einsprachen, erquickten ihn oft mit Tabak, mich mit Heiligenbildchen von höchst frappanter, mir aber gefälliger Malerei. Hatte mein Vater keinen Tabak zum Schnupfen und kein Geld, um sich für einige Kreuzer aus der Stadt mitbringen lassen zu können, so stellte er seine Dose neben sich und roch daran mit langen Zügen. Er that's aber allemal, wenn die Mutter es nicht sah. Hätte sie es gesehen, so hätte es ihr gar wehe gethan, weil es ihres lieben Mannes einziger Genuß war, den er sich in solchen Tagen versagen mußte. Oftmals sah ich, daß er, wenn die Noth lange währte, den Staub aus den Tabaksblasen der Abendgäste sich geben ließ und mit manchem Sehnsuchtsseufzer schnupfte. Konnte er aber dann wieder einmal sich kaufen, so sang er jubelnd sein Lied oder pfiff es, daß man ihn über drei Häuser hörte. Die Mutter brachte ihm allemal Sanct

*) Der Verfasser kennt den Anachronismus wohl! Dies zur Anmerkung für kritische Leser.

Omer mit von Trier, und jedesmal bekam sie einen Kernkuß mit den Worten: der ist für das Prischen!

Caspar war ein gewanderter Wagner, der ein Mal hatte Schulmeister werden sollen, aber unterwegs verunglückt war; er las vortrefflich vor. Dieser hatte denn den Siegwart in den Händen und las vielleicht zum zwanzigsten Male, und obwohl sie Alle gewiß das Buch, so gut wie ich, auswendig wußten, so hörten sie es dennoch wieder mit derselben Aufmerksamkeit an. Bei den vielen rührenden Stellen des Buches stockte Caspar's Stimme, und wenn bald eine kam, griffen die Frauen zu den Schürzen, um der kommenden Thränenfluth zu wehren; die Männer aber trockneten sich die Thränen mit ihren gewobenen Beutelmützen ab, die man Strumpfkappen nannte. Und kam das bewußte Ende, wo Siegwart auf dem Grabe der Geliebten starb, dann war ein allgemeines Schluchzen, und ein: Ach, wie schön! aus Aller Munde schloß ab. Daß dieses Buch, für welches ich eine so allgemeine Theilnahme vor Augen hatte, auch auf mich einen tiefen, bleibenden Eindruck machte, meiner Seele eine frühzeitig das Gefühl aufregende Richtung gab, darf ich nicht verschweigen. Ich schwärmte für den Siegwart, und die weiteren Ereignisse werden es kund thun, wie groß der Einfluß dieses Buches voll krankhafter Empfindelei auf die Seele eines Knaben war, der Alles mit frischer, voller Kraft ergriff und in seiner Seele verarbeitete.

Zu andern Zeiten erzählte mein Vater, oder es waren die Geister- und Gespenstergeschichten im Schwunge, bei denen ein angenehmer Hautschucker Jeden überkam, mich absonderlich, dessen Einbildungskraft ohnehin Alles belebte, was ihn umgab. Furcht hab' ich indessen weniger empfunden, und das mochte daher kommen, daß meine fromme Mutter den Glauben an die Alles lenkende Vorsehung Gottes, den Glauben an die besondere Huth und Wacht der Engel, und an die Kraft des gläubigen Gebets meiner Seele so unauslöschlich tief eingeprägt hatte, daß ich, trotz aller Spuk- und Geister-

geschichten, doch in mir eine Ruhe trug, die nicht davon erschüttert werden konnte. Dank ihr! Sie hat mir darin einen Halt gegeben, der mich nie sinken ließ, selbst nicht in den schwersten Stunden meines Lebens; kam mir indessen dennoch Furcht an einer unheimlichen Stelle, so hab' ich, wie ich schon sagte, Eins gesungen oder gepfiffen und — es war überwunden!

Wäre unser Stübchen weiter gewesen, ich glaube, das ganze Dorf hätte sich darin versammelt, und der Schnappswirth hätte sein Schildlein einziehen können. So aber war das eine geschlossene Gesellschaft, die bis Mitternacht bei einander blieb, wacker arbeitete und des Lebens froh war. Auf mich aber machte das den wundersamsten Eindruck. Die Siegwartsgeschichte spielte in meinen Träumen fort. Ich fand eine Mariane und liebte sie, wie Siegwart die Seine, starb für sie, wie er — und hatte den Kopf voll wundersamer, verschrobener Vorstellungen. Der Schlaf kam mir niemals, aber meine Aufgabe blieb häufig ungelöst; daher es denn auch in der Schule nicht an Prügeln fehlte. Es war ein Glück, daß unser Schulmeister alt und schwach war, und eben nicht sonderlich hart schlagen konnte, wenn er etwa auch gewollt. Es war der Stock sein einziges Zuchtmittel, den er deswegen auch recht wacker anwandte. Manchmal aber traf er aber doch auch so, daß es Thränen gab.

Ich war ein frischer Bube — daher die Schule meine Qual. Kamen nun auch regelmäßige Püffe hinzu, so mußte sie mir vollends zum Ekel werden. Indessen hab' ich einiges Talent gehabt, und habe mich doch immer als der Oberste behauptet, eine Ehre, die meinem Vater ungemein gut that und meine Mutter erfreute, mir selber aber auch Ehrensache war. Wer ist nicht eitel?

Wer weiß es nicht, wie hart es ist, auf einer Schulbank zu sitzen, wenn der Strom das schönste Schleifeis hat? Wer hätte es nicht erfahren, wie es nagt, wenn draußen der Schnee glitzert und die Schlittenbahn so herrlich ist, und man in der Schule braten muß? Oder wenn im Frühlinge die Blumen dufteten, die Bäume

blühten, die Vögel sangen und die Schule noch fortdauerte? Sie währte jährlich vier Monate, auch wohl fünfe, und das war lang, sehr lang. Werfe Niemand einen Stein auf mich, wenn ich bekenne, daß ich, trotz dem Haselstocke meines Lehrers, dennoch neben aus ging und sie schwänzte. Ach das mußte ich aber immer wieder büßen, denn der Alte mit seiner Brille war unendlich scharf. Er hatte mich ohnehin auf dem Striche. Wurde irgend ein Lumpenstreich ausgeübt, so hieß es: „der Friedel war gewiß dabei.“ Ohne Weiteres nahm er mich beim Schopf, zog mich über den Tisch und traf den Theil, der am wenigsten Knochen hat, nach Herzenslust. Ehrlich gestanden sei es, daß er selten irrte; aber oft ging mir's wie Hebel's Staar von Segringen, ich kam par compagnie in's Feuer. Nur ein Mal weiß ich, daß er mich schuldlos traf. Er tröstete mich aber mit dem vollwiegenden Grunde: „Rechne es auf ein ander Mal, wo du Püffe verdient hättest, und doch keine kriegst!“ Damals thaten sie unendlich wehe, und ich weiß, daß ich mit bittrem Gefühle die blauen Male auf meinem Arme anblickte, die ich darum bekam, weil ich mich im Gefühle der Unschuld wand, wie ein Aal. Wenn es aber eine Thatsache ist, daß Prügel die Haut auseinander gehen machen, so wundere ich mich nicht, daß ich hernachmals so groß und stark geworden bin. Uebrigens lernte ich etwas bei dem Alten mit der Brille; denn er wußte selbst ziemlich viel, war amtstreu und hatte eine eminente Gabe, sein Wissen den Schülern einzubläuen. Dafür titulirten wir ihn aber auch: „Herr Rektor“, wie es hier zu Lande Sitte war. Er nahm's im Bewußtsein seiner Verdienste sehr erfreulich hin. Ich verdanke ihm Viel und von seinen Püffen ging keiner verloren, als etwa der, welcher neben hin fiel. Ich danke es ihm heute noch, daß er so strenge gegen mich war, denn an Ordnung und strenge Zucht bin ich bei ihm ebenso gewöhnt worden, wie zu Hause, und dieser Einklang war von doppelter Wirkung.

2.

Bin kan Zillerthaler,
Bin kan Reichenhaller,
Bin an Eckastainer,
Und an Bauernkind;
Brauch' mi nit zu b'trüben —
Denn an Diendel z'lieben,
Hat der Pfarrer g'sagt, das wär' kan Sünd.

Tyrolerlied.

In einem armen, kleinen Dörflein an der Mosel, oder wo es sonst immer auch sein mag, gibt es sehr wenig Ereignisse von entschiedener Bedeutung, außer wenn der Müller ausbleibt, der das Brodmehl auf den Herbst borgt, die Weinlese gut ausfällt oder schlecht, ein Mensch stirbt, eine Hochzeit ist oder eine Kindtaufe. Höchstens ein schwerer Eisgang, das Erscheinen des Gerichtsvollziehers oder des Steuerboten, den man Fettmännchen hieß, weil es für die Mahnung eine trierische Münze empfing, die so geheißen hat; auch wohl die Kirchweih noch — dann ist's alle. Kam ein Mal alle sieben, acht Jahre der Weihbischof, der firmelte, so sprach man davon die folgenden sieben Jahre sicherlich, und es hieß, wenn man das Datum angab: „sellmals, als der Bischof firmelte!"

Zu den bedeutsamsten Momenten wurde es aber in unserm Dörflein gerechnet, wenn der Spengler kam, der allgemein nur der Spenglersteffen hieß. Ich weiß es nicht, ob es anderwärts auch so war, aber bei uns war es Herkommen, daß Niemand sein Eisen- und Blechgeschirr, seine zerbrochenen Kroppen, Pfannen, zinnerne Löffel oder dergleichen in der Stadt machen ließ. Regelmäßig alle Jahr ein Mal kam ein wandernder Klempner, eben seit einigen Jahren dieser Steffen, brachte seine ganze Familie nebst sämmtlichen Habseligkeiten auf dem Rücken eines Langohrs mit; ließ sich an unserm Hause unter dem Nußbaume nieder; richtete seine tragbare Werkstätte ein, und das ganze Dorf trug nun seine einschläglichen, unbrauchbar

gewordenen Geschirre herzu und ließ sie machen, selbst wenn sie sie theurer bezahlen mußten, als in der Stadt. Es ist die Macht lieb gewordener Gewohnheiten, die oft, ja meist den Menschen mit einer Kraft beherrscht, die er nicht bezwingen kann; dieß zeigt sich besonders im Volke, bei dem ohnehin das Alte gilt. Wie's mein Vater gemacht hat, so mach' ich's auch; das ist die Regel.

Besagter Spenglersteffen war ein gescheidter Mensch. Er kam weit herum, kannte alle Welt, wußte, wie es um Krieg und Frieden stand, und war eine wandernde Zeitung. Er war oft in Trier und Luxemburg; kam bis Koblenz hinab; sah die Orgelleute mit ihren Mordgeschichten auf ihren Bildern, und wußte zu erzählen, wie mein Vater. Daher waren sie denn auch treue Freunde, und die Familie wohnte alle Mal bei uns; Grauchen bei unserer Ziege mit der des Spenglers, und Mutter und Kinder auf Stroh in der Stube schlafend. Alles zusammen, wie Kraut und Rüben!

Die Scene ihres An- und Einzugs ist mir unvergeßlich. Voran schritt sinnig, gravitätisch wie ein Bürgermeister, der Esel. Er trug zwei Körbe zur Seite und einen oben auf dem Rücken. In den beiden zur Seite stack das Handwerkzeug nebst Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen. Oben aus dem Korbe guckten in der Regel zwei blühende Kinderköpfchen heraus. Neben dem Lastträger der stattliche, bärtige Steffen, in der Hand den dicken Knotenstock, welcher später als Hebel des Blasebalgs diente. Auf seinem Rücken trug er eine Hotte mit einem länglichen Kasten. In der Hotte lag der kleine Kohlensack, in dem Kasten aber befanden sich die Löffelform, die Löthkolben, der Tiegel, verschiedene Stangen Zinn und anderes unentbehrliches Geräthe. Der Blasebalg war oben darauf gebunden. Auf der andern Seite schritt eine blühende junge Frau, die ein Kind an der Brust trug und eins auf dem Rücken in einem Tuche, das ziemlich künstlich geschlungen war. Neben ihr gingen zwei Mädchen, jedes ein Bündel tragend. Hinten folgte, geführt von einem trotzig aussehenden Buben, eine Ziege. Ein Hund spielte mit zwei kleineren

Buben, die um die Wette mit ihm liefen. Alle sahen blühend und frisch aus. Ihre Kleider waren reinlich, und wenn sie auch aus hundert Lappen bestanden, so sah man doch kein Loch. Das war ein gutes Zeugniß für die Frau.

Als sie so zum ersten Male in's Dorf zogen, sagte lachend mein Vater: „Da ist Abraham's Segen reichlich vorhanden. Wenn der Spengler nicht mehr verdient, wie ich, so haben die vielen Mäuler mehr Fasttage, als im Trierer Kalender stehen, es müßten denn Wunder geschehen." Meine Mutter sah lächelnd der Karavane nach und sagte: „Das muß eine brave Frau sein; denn die Kleidchen sind alle geflickt."

Kaum waren sie indessen an unserm Häuslein vorüber, als auch schon der Troß umkehrte.

„Gevattermann," sagte der Spengler, „da unter Eurem Nußbaum wär' eine schöne Werkstatt für mich!"

„Meinetwegen," entgegnete mein Vater.

„Vielleicht habt ihr auch ein Plätzchen für meinen Esel und meine Geis?"

„Warum nicht, wenn sie nicht viel nöthig haben!"

„Vielleicht könnten wir auch bei Euch eine Strohherberge finden; wir sind sauber und geduldig? —"

„Wie viel denn Eurer?"

„Nur zehn," sagte der Spengler.

Mein Vater sah meine Mutter an; sie nickte, und die Bitte war zugestanden.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein. Wie ein Blitz war das Grauchen abgeladen, er und die Geis angebunden, die Werkstatt errichtet und die Kinder entladen und ausgeladen. Das zappelte und krappelte da herum, wie wenn eines Zaunkönigs Junge ausfliegen.

„Geht, und fordert Euch Brod," sprach der Vater, während die Mutter ein ungeheures Kaffeegeräthe zum aufglimmenden Feuer setzte.

„Da hast du das Wunder," sprach mein Vater zu meiner Mutter, welche die schnell eingerichtete Wirthschaft mit neugierigen Blicken betrachtete. „Das ist die ächte freie Kunst," lachte mein Vater; aber die beiden Männer gefielen sich, und die beiden Frauen sich auch nicht weniger. Sie wurden dicke Freunde in Bälde. Warum nicht? War ja doch viel Verwandtes da!

Mir war da eine neue Welt aufgegangen. Der Spengler, welcher früher zu kommen pflegte, hatte keine Kinder, und saß an der Dorflinde. Was indessen von ganz besonderer Wichtigkeit für mich war, bestand darin, daß der Steffen ein Mädchen hatte, etwas jünger wie ich, die so bildschön, lieb und sanft war, und mir so herzlich zulächelte, daß es in meiner Brust laut und deutlich sprach: das ist Deine Mariane und Du ihr Siegwart. Von dem Augenblicke an stand das unwiderruflich fest und meine ganze Seele war bei dem Mädchen. Leider mußte ich Nachmittags in meine odiöse Schule und empfing mehr Prügel als sonst in einer Woche; denn — ich hatte gar keine Gedanken, wie der Alte mit der Brille sagte. Glaub's wohl, daß ich keine auf den Katechismus und dergleichen hatte; denn vor der Seele stand das engelschöne Mädchen. Das konnte und durfte ich freilich dem Alten mit der Brille nicht sagen, denn der würde in diesem Artikel wenig Spaß verstanden haben; aber es war so. Alle die eingesogenen Siegwartsvorstellungen wurden nun in mir lebendig und bezogen sich auf das schöne Mädchen. Ich spann das nun in die Länge und Breite aus und es wurde schon in diesem einzigen Nachmittage eine Geschichte daraus, schöner selbst als wie sie mein Vater jemals erzählt hatte. Die Aussaat der Leseabende begann Früchte zu tragen!

Als ich endlich, durchgebläut, aus der Schule kam, da thronte der Steffen auf seinem Kasten, der nun ihn trug, weil er früher den Kasten getragen; der Blasebalg schürte die Kohlengluth. Ein Haufen Gießkannen, Kroppen, Milchhafen von Blech, und anderes Zeug, das des Alters mannigfach Gebreste an sich trug, lag vor

ihm. Die Mutter strickte, die Knaben suchten Futter für das liebe Vieh, und am Knotenstock hob meine kleine Geliebte den Blasebalg mit einer Miene stiller Ergebung, die wahrhaft rührend war, denn die Frühlingssonne schien warm und die Bäume blühten draußen.

Um den eben so fingerfix löthenden, als zungenfix plaudernden Spengler war eine zahlreiche Gruppe horchender Männer, unter denen mein Vater auch stand. Sie waren ganz Ohr; denn er berichtete eben von den gräuelhaften Geschichten des „schwarzen Peters", der im Oberlande die Gegend unsicher machte, und ein gräulicher Räuber sein sollte, schon dreißig Mal gefangen gewesen, aber niemals gehangen worden sei. Das hätte mich nun auch gar sehr angezogen; aber das rothwangige, kleine Ding, mit den brennenden schwarzen Augen, sah mich so bezaubernd an, daß ich zu ihr trat. Sie lächelte, und in diesem Lächeln lag eine Macht. Wie hätte ich ihr widerstehen können? Sie nickte mir so lieblich zu, daß ich zu ihr hinlief.

„Wie heißest Du?" fragte sie flüsternd.

„Friedel!"

„Und Du?"

„Mariane!"

Mich durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, den ich später einmal in Metz bekam, und den ich nie wieder vergessen habe. Da war es ja klar und unzweifelhaft, sie war meine Mariane. In ihrem Kopfe gingen solche Gedanken nicht um. Heiter und fröhlich war ihr Wesen. Sie war so allerliebst, wie sicherlich die Siegwart's nicht konnte gewesen sein.

„Bleib da, Friedel," lispelte die kleine Hexe; „wenn mich der Anton ablöst, so wollen wir mit einander spielen. Spielst Du auch gerne?"

Die Wahrheit zu sagen, so war ich meiner Lebtage eine authentische Spielratze gewesen, und war's mit 11 Jahren auch noch so gut wie früher.

„Gewiß!“ entgegnete ich, lief in das Haus, vergaß Frühstück und Alles, warf meine Bücher hin, und kauerte mich neben Marianen, um ihr den Knotenstock heben und senken zu helfen, und ihr in die schönen Augen zu sehen.

Nach einiger Zeit zog der Spenglersteffen eine silberne Taschenuhr hervor, auch eine Seltenheit bei uns im Dorfe, und rief: Anton! Ein dicker stämmiger Bursch von 8 Jahren kroch, langsam wie eine Kröte, heran, machte ein Gesicht wie eine Katze, wenn's donnert, knurrte wie ein alter Hofhund, und löste mein schönes Mariandchen ab.

Hast Du nicht gesehen! ging das nun davon. Ich konnte auch laufen wie ein Hase, aber dem Blitzmädel war's kaum gleich zu thun.

Während der Spengler mit großer Salbung Geschichten erzählte, welche das Blut gerinnen machten, und die Bauern wie Bildsäulen bei ihm standen, besonders die Alten, welche im Ausenthalte saßen und ihre Enkel trugen, flogen wir Beide am Hause vorbei.

„Friedel!“ rief's da. Es war meiner Mutter Stimme.

Ich war jederzeit an einen pünktlichen Gehorsam gewöhnt. Es ist mir aber niemals schwerer geworden, zu gehorchen, als gerade jetzt, wo ich eben die ganze süße Lust des Spiels mit Marianen genießen wollte. Sie reichte mir schweigend einen Korb und eins jener Krumm-Messer, womit die Bauern die Reben im Frühlinge schneiden, und ich verstand, was ich sollte. Es hat geheißen: geh' hin, und schneide Zweiglein in den Hecken ab, damit die Geis Etwas zu fressen hat. Das war eine Berechtigung der armen Leute, weil die Ziegen, des Schadens wegen, den sie anrichten, wenn sie die Spitzen der Hecken abweiden, nicht hinaus durften. Den Korb nahm ich wohl: aber das Weinen war mir näher, als das Lachen; doch — das Schicksal wandte sich schnell

auf die freundlichste Weise. Mariane lachte mit dem ganzen Gesichte, als sie meine betrübte und saure Miene sah.

„Willst Du darüber bös sein?“ fragte sie. „Geh', Du bist ein Tappes; ich helfe Dir, dann sind wir wie der Blitz fertig.

Husch! waren alle Wolken weg, der Himmel klar, das Herz froh, die Beine flink. Ohne Säumen eilten wir Hand in Hand aus dem Dorfe hinaus, und nun ging's in die frisch ergrünten Hecken. Ich wußte mein Maß, das ausreichte bis zum andern Nachmittag. Unter Lachen und Scherzen wurde nun rasch, wie es mir niemals gelungen war, der Korb gefüllt in seinem Rumpfe; darauf bauten wir ihn noch höher auf, banden aus wilden Reben von Griff zu Griff ein Band darüber, daß er hoch aufbauschte, und dann — wurde er ruhig hingestellt — denn im Grase lachten Erdbeeren so frisch und roth wie Marianen's Lippen. Die suchten wir, und wer eine recht große, recht duftige fand, brachte sie dem Andern, und freute sich kurfürstlich, wenn sie ihm recht gut schmeckte. O, das war ein seliger Nachmittag, als wir nun endlich uns neben den Korb setzten und zwei recht schöne Erdbeerensträuße banden für Marianen's kleinere Geschwister, und uns im Voraus die Freude dachten, die wir damit machen würden. Uebrigens war es noch frühe genug, ein wenig zu kosen.

„Hast Du auch schon von dem Siegwart etwas gehört?“ fragte ich sie.

Sie hat mich darauf groß angesehen, und gefragt, ob das auch ein Spengler wäre?

Bei jemand Anderm hätte ich lautauf gelacht; bei Mariandchen kam mir gar kein Lachreiz. Ich dachte, mein Vater habe das Buch allein in der Welt.

„Nein,“ hab' ich darauf gesagt, „das war er nicht. Ich will Dir's ganz genau erzählen.“ Das konnte ich meisterhaft, denn ich wußte das Buch komplett auswendig. So setzte sie sich denn behaglich hin, stützte ihren runden Arm auf mein Knie, sah mir

mit den glänzend schwarzen Gluthaugen in die meinigen hinein, als wollte sie mir in die Herzkammer hineinschauen, öffnete ihre frischen Lippen halb, daß ich die schneeweißen Zähne sah, und horchte mit einer Andacht, als wäre sie in der Messe, oder der Pastor hielte, was unserer aber sehr selten that, eine Predigt.

Meine Siegwartsgeschichte hab' ich damals mit einer Innigkeit vorgetragen, in die sich meine ganze Seele hineinlegte. Ihre Andacht wuchs mit ihrer Theilnahme, und diese mit dem Fortgange der Geschichte, und bald perlten die krystallklaren Thränen über die blühenden Wangen, die auch bis zum Schlusse sich steigerten in ihrem Maße. Ich selbst war von ihren Thränen und dem jetzt ganz anders auf mich wirkenden Inhalte der Leidenserzählung des armen Siegwart so ergriffen, daß ich schluchzend das Ende vortrug, das dieses Mal an Wirkung unübertroffen war.

Sie bedeckte ihre Aeugelein mit der linnenen, groben Schürze, und ich wischte das Schmerzwasser emsig ab, das aber meines Wischens spottete und immer neu quoll.

Endlich kam Ruhe nach dem Sturme, Trockenheit nach der Thränenfluth.

„Ach, das war doch schön!" sagte sie. „Ist es auch ganz gewiß wahr?"

„Ganz gewiß!" versicherte ich aus dem Grunde meiner nicht zweifelnden Seele.

„Aber," hab' ich darauf gesagt, „denkst Du denn gar nichts weiter?"

„Nein," sagte sie, und sah mich fragend an.

„Ich will Dein Siegwart sein und Du meine liebe Mariane!"

„Ach, ja!" rief sie aus, und klatschte in die Hände.

Ich küßte sie und sie mich. Da war's fest.

„Aber," fing sie an, „mit dem Klostergehen und Sterben ist's nichts. Ich will Deine Frau werden, Friedel, und dann leben wir,

wie mein Vater und meine Mutter. Du bist Spengler und ich koche Dir den Kaffee."

Das war gegen meine Geschichte. Im Sterben auf dem Grabe lag das Siegwartthum. Es widerstrebte anfänglich Vieles in mir; — doch Marianen's Beredtsamkeit war kein Widerstand auf die Dauer zu leisten. Ich ergab mich drein, daß unsere Geschichte eine andere Wendung nehmen sollte, und — daß ich's nur gestehe — es hat mir am Ende doch viel besser so gefallen. Was hätte ich auch von dem einfältigen Sterben gehabt? Es war doch schöner, zu leben, Marianens Mann und ein wandernder Spengler zu werden. Die Reize dieses Wanderlebens wußte mir Mariane ohnehin so glühend zu malen, daß mein ganzes Wesen der Schneiderei abhold geworden ist von selbigem Augenblicke an, und niemals habe ich einen Schneider mit Plaisir ansehen können, da überdies die Leute, besonders die Fremden, alle über den stößigen Geisbock über dem Fenster so lachten.

Wir hatten in unserm kindlichen Geplauder gar nicht bemerkt, daß es schon spät war; ich am wenigsten. Mariane rief plötzlich: „Ach, was wird die Mutter schelten!"

Das fuhr mir auch in die Seele.

Wir sprangen auf, nahmen unsern Korb und eilten fort.

Indessen war es ein erschreckliches Ereigniß, daß wir nun am Kirchhofe vorüber mußten, wo die Kreuze ihre Arme im Mondschein gespenstig reckten und der Abendwind in der Linde säuselte, das heißt, für Marianen, ich war viel hundertmal da vorüber gegangen, ohne etwas Erschreckendes zu denken.

„Siehst Du, wie das garstig ist, das Liegen auf dem Grabe und Sterben!" demonstrirte Mariane — und — wirklich dies Argument machte einen so gewaltigen Eindruck, daß ich mit zugehaltenen Augen, gleich ihr, vorüberrannte, und meinte, den todten Siegwart zu sehen, der mir nun schrecklich wurde. Ich hatte mir ihn niemals todt gedacht, und seit ich unsern alten Nachbar, der ein arger Geizhals

und gelb im Leben gewesen war, wie eine angebratene Zwiebel, todt gesehen hatte, gab's nichts Schrecklicheres für mich, als das Bild eines Menschen, der mausetodt in einer Lade lag.

Marianens Plan war nun unwiderruflich.

Wir kamen endlich heim; aber was gab's da eine Fluth von Strafreden! Wir haben sie aber beide stille getragen. Da wurden sie leicht.

Ohnehin meinte Mariane: sie kenne ihre Mutter. Das sei Alles gar nicht so böse gemeint. Die meine kannte ich ja ohnehin als die Seelengüte selbst.

Am andern Morgen war Alles vergessen auf beiden Seiten. Ach, ich mußte in die Schule! Mariandchen sah mir traurig nach, ich hundert Mal zurück, allein — es war nicht anders. Und der Alte mit der Brille war heute wie ein Unmensch. Ich habe leider nichts gewußt, habe aber auch unbeschreiblich meine Tracht gekriegt. — Nun — das ging auch herum, und die Glocke mußte ja doch Eilf läuten.

Was soll ich noch viele Einzelnheiten berichten; wir waren halt stets bei einander und gewannen uns täglich lieber. Wir dachten eben auch gar nicht daran, daß der Spenglersteffen weiter ziehen müsse, wenn alle Löffel gegossen, alle Pfannen, Kannen und Geschirre geflickt wären. Ach, diese Zeit kam, und der schönste Traum meines Knabenlebens war zerronnen.

Eines Abends hörte ich den Steffen zu meinem Vater sagen: „Morgen geht's fort!"

„Ei, warum denn schon?" sagte mein Vater, der Steffen's treuer Freund geworden war.

Steffen zählte eine Menge Orte auf, wo er die Kundschaft habe, und berechnete die Zeit haarklein. Da sank ich in das Kissen meines Bettchens zurück und weinte, bis ich einschlief.

Andern Tages in aller Frühe wurde das Grauchen gesattelt, die Körbe aufgehangen, Geräthe und Kinder hineingesetzt, die Ziege dem

Anton an den Strick gegeben und — Alles war zum Aufbruche bereit. Wie Freunde, die sich zeitlebens geliebt, schieden die Alten von einander. Die Kinder sagten ihr: Adjes, und Mariane sah mich wehmüthig an, reichte mir ihre kleine Hand und sagte:

„Leb' wohl, Friedel, im Frühlinge kommen wir wieder, dann wollen wir wieder recht schön spielen und uns erzählen. Adjes!"

Dahin zogen sie und mit ihnen mein kaum gewonnenes Glück. Ich meinte, das Herz müsse mir brechen.

Ihr, die ihr dieses leset, lachet nicht über den tiefen Schmerz des Knaben! Haltet es nicht für etwas Eingebildetes! Die kindliche Seele fühlt tief und lebendig. Die Romane hatten frühe meine Gefühle gesteigert und mich in eine Höhe gehoben, die allerdings weit über meinem Alter lag. Es war der erste Stachel des Schmerzes, der meine Seele traf. Sie sollte frühe daran gewöhnt werden. Ich litt viel, denn man lachte mich aus Abends in der Spinnstube; und von da wurde die Kunde in's Dorf gebracht. Mein Vater haderte mit mir. Nur meine Mutter fühlte und verstand mich auch. Sie und die Zeit flößten Balsam in meine Seele, der in der Hoffnung lag, sie wieder zu sehen. Uebrigens kam doch der Bube allmälig wieder heraus. Der kindliche Leichtsinn siegte. Meine Träume aber führten Marianens Bild mir zurück. Der Sommer ging hin mit seiner Lust, seinen Kirschen und Pflaumen. Die Haselnüsse kamen und unser Nußbaum gab seine Frucht. Ich ging nach Bernkastel in den Herbst und genoß die reiche Herbstfreude. Damit aber war es auch am Ende; denn nun kam der Winter, das Besenbinden, Wedelschnitzen, die Schule, die nun strenger gehalten wurde, und die Griesgrämlichkeit des Schullehrers, die mit jedem Tage wuchs; aber auch Schnee und Eis darf ich nicht vergessen. Und hinter dem Allen lächelte Mariandchens freundliches Gesichtchen und schien mir zu sagen: Im Frühlinge komme ich wieder.

Der Frühling kam: aber der Spenglersteffen blieb aus. Er kam nicht. Umsonst hatte ich alle meine schönen Maiblumensträuße

gepflückt. Oft ging ich auf die Höhe, von der man weit hinab in das Moselthal sehen konnte, da hab' ich gestanden, und habe gemeint, jetzt müßte ich den Zug der Sippschaft sehen, den wandernden Waldameisenzug mit alle dem Kindergekrappel und Gezappel.

Oft fragte ich meine Mutter: Kommt denn unser Spengler nicht? Dies „unser" belächelte meine Mutter; aber sie hatte Unrecht. Der Gründe mehrerer war ich mir für dies „unser" bewußt. Erstlich kamen der wandernden Spengler mehrere; aber die wohnten nicht bei uns; sodann hatten sie wohl Kinder, aber keine Mariane, und die sollte ja meine Frau werden; mithin war sie mit ihren Leuten „unser"; endlich war ja der Steffen und mein Vater, die Mutter und Marianens Mutter, gut freund. Waren das nicht Gründe genug? Die beiden, nämlich den ersten und letzten, machte ich auch der Mutter geltend; doch den zweiten oder mittleren — den behielt ich ganz für mich — und, mein' Seel'! er war für mich der gewichtigste von Allen.

Als schon die Tage kürzer und die Abende länger und kühler wurden, fragte endlich auch mein Vater: „Wo bleibt doch der Steffen? Gib Acht," fuhr er fort, „es ist ihnen ein Unglück passirt, oder sie sind krank."

Ach, hätte mein Vater gewußt, welchen Stachel er da in meine Seele stieß! Ich verging fast vor Sorge. Im Gebete fand meine Seele wieder Frieden. Meine Mutter hatte eine Glaubensfreudigkeit in meine Seele gepflanzt, die jetzt, wo Angst und Sorge an ihr nagten, ihre volle und beruhigende Kraft erwies.

Meine Mutter hat mir immer gesagt, über guten Kindern wachten Gottes heilige Engel und schützten sie allzeit. Dieser schöne Glaube in seiner Anschaulichkeit war auch tief in meine Seele hineingewurzelt. So hat es denn auch damals nur auf Augenblicke mich beunruhigen können, was mein Vater befürchtet. Nein, Marianen ist nichts begegnet! Sie war so lieb und gut. Die heiligen Engel schützten sie sicherlich.

Mein Herzensglaube wurde wahr.

Noch nicht acht volle Tage später stand ich wieder auf der Höhe und sah sehnsüchtig in das Thal, da sah ich das beladene Grauchen, die Ziege, den Steffen und die Mutter, nebst dem Kinderzuge daherkommen, und mein scharfes Auge unterschied deutlich Mariane mit ihrem feuerrothen Halstuch.

Ich stieß einen Freudenschrei aus, und rannte wie ein Pfeil dahin, woher sie kamen.

Welch' ein Jubel, als ich sie erreichte.

Steffen und seine Frau drückten mir mit herzlicher Liebe und Freude die Hand. Die Kinder liebkosten mich, und Mariane fiel mir freudestrahlend um den Hals.

Wir zogen nun im Triumphe ein. Ich erzählte dem Steffen, wie alle Leute ihr Geschirre aufgehoben, bis er käme, da sie ihn alle so lieb hätten, was ihn sehr freute; ich aber knüpfte daran den weiteren Schluß, daß er nun, wo er mehr Arbeit fände, auch länger bleiben würde, was ich auch Marianen heimlich mittheilte, die fröhlich mir zunickte.

Als wir Abends vor der Thüre zusammen saßen, da sagte ich ihr, wie ich viel tausend Mal an sie gedacht; wie der Vater so sehr befürchtet, sie möchten krank oder ihnen ein Unglück begegnet sein; wie ich aber immer vertraut, daß sie die heiligen Engel beschützt hätten.

„O, ich habe noch mehr an Dich gedacht," flüsterte herzig das Mädchen.

Wie glücklich waren wir! Wie koseten wir zusammen. Mariane erzählte mir die Geschichte der Zeit ihrer Entfernung; ich ihr die unseres Dörfleins. Die Andern hatten ihren Spott; nannten uns Mann und Frau und lachten über uns.

Das machte uns scheu im Hause.

Als ich am andern Tage mit Marianen Futter suchen ging, und wir unsere Masse hatten und unter einem Baume uns setzten, fragte ich: „Hast Du gehört, was die gestern sagten?"

„Die Garstigen!" grollte das Mädchen.

„Ei, hast Du denn andere Meinung, als voriges Jahr?" fragte ich ganz erstaunt. „Du selbst sagtest ja, Du wolltest meine Frau werden und ich Dein Mann?"

„Ja," sagte sie, „das meine ich auch, denn eine Nonne werde ich nicht, und Du sollst auch nicht ein Pater Siegwart werden, und sterben wollen wir alle beide nicht; aber die Andern sollen es nicht wissen, brauchen's auch nicht zu sagen. Ich schäme mich so sehr!"

„Könnten wir gleich Mann und Frau werden," sagte ich, „dann wär's gut; aber ich habe gehört, daß man da erst das Handwerk kennen muß."

„Was für eins?" fragte sie neugierig.

Ich gerieth in Verlegenheit. Mein Vater hatte mich seit dem letzten Herbste zum Schneiderhandwerke angeleitet. Ich trennte, setzte einen Placken auf, einen Knopf an; machte eine leidliche Windlingsnaht, fädelte meine Nadel blitzschnell ein und legte, wie mein Vater sagte, Qualitäten an den Tag, die Hoffnung gaben, daß ich einst ein Modeschneider würde, mit welchem mein Vater das Höchste in der Zunft und Kunst benannte, was er überaus schätzte. Nur Sitzfleisch mangle mir noch, sagte er. Ueberdies hatte er mir oft zu Lob und Preis der Schneiderzunft eine Standrede gehalten, wie ich sie kaum schöner späterhin im Rheinischen Hausfreund gelesen, einen Kalender, der im Lande Baden und auch drüben hinaus mit Recht sehr berühmt gewesen ist. Das hatte mich zur Zunft wieder bekehrt und mein großer Widerwillen gegen den Geisbock am Hause war sehr gewichen, seit mir mein Vater den ehrenwerthen Ursprung der neckischen Bezeichnung des Zunftcharakters mitgetheilt hatte. Mir fiel jetzt eben Marianens Widerwille gegen die Schneider ein, und ich sagte erröthend: „Ei, das ehrsame Schneiderhandwerk! —"

„Bei Leibe nicht!" rief sie erschrocken aus. „Ein Schneider

muß sitzen und hocken Jahr aus, Jahr ein, nein, einen Schneider mag ich nicht. Ich will wandern. Das ist eine rechte Lust. Werd' ein Spengler, Friedel, sonst mag ich Dich nicht zum Manne. Pfui, ein Geisbock!" rief sie aus.

Das ärgerte mich aber doch, und ich schmollte.

Sie mochte fühlen, daß sie mich beleidigt.

Sie fing an mich zu streicheln, mir zu liebkosen; hielt dem Spenglerhandwerke eine so beredte Lobrede, daß ich wankend wurde. Als sie das merkte, hub sie Alles, was es nur Schönes hatte, hervor, und ich, der ich längst meinen Gefallen d'ran gehabt hatte, wurde am Ende überwunden.

Es gab nun eine Vereinigung. Alles wurde ausgemacht. Nächstes Jahr sollte ich mit ihrem Vater ziehen und ein Spengler werden.

Auch dieses Mal blieben sie nur wenige Tage, zumal das Jahr weit vorgerückt war. Die Trennung war noch schwerer, wie früher, allein es mußte geschieden sein.

Auch bei den Alten war die Trennung schwer. Ich sah meine Mutter weinen, als Marianens Mutter ihr die Hand reichte. Ich habe lange wieder stille getrauert und wurde nun nicht mehr geneckt; aber was schwerer auf meinem Herzen lag, das war der Umstand, daß ich meinem Vater sagen sollte, ich wollte ein Spengler werden. Ich überlegte es hin und her und konnte die Kehr nicht finden.

Eines Tages mußte ich wieder in einem Loche auf der Boutique neben meinem Vater sitzen und Hosen aus einander trennen, die gewendet werden sollten, da brach ich die Scheu und sprach meinen festen Entschluß aus, kein Schneider, sondern ein Spengler zu werden. Mein Vater ließ Nadel und Zeug sinken, starrte mich an und rief:

„Wa — was redet der Strolch? Dem hat das Spenglers-Mädel einen Floh in das Ohr gesetzt, daß ihn der Bock gestoßen hat! Wart'," rief er, „ich will Dir das Mädel und den Spengler

aus Kopf und Rippen treiben!" Wie ein Rasender griff er zur Elle und zerarbeitete sich über die Maßen an mir.

Ich schrie, ich wolle ja gern ein Schneider werden; aber das half nichts. Erst als er müde war, legte sich sein Grimm.

Ich aber war durchgebläuet, daß ich nicht sitzen konnte, und das verfluchte Handwerk war mir nun noch mehr zuwider geworden. Doch was half's? Ich mußte schneidern, und mein Vater sagte, wenn ich nicht fleißig war: „Hat dich der Bock gestoßen?" Er warf dabei so bedeutsame Blicke auf die Elle aus Wachholderholz, daß ich alle Mal zusammenfuhr und mit aller Kraft arbeitete, als wär's meine Lust.

3.

Wann d'Sonne scheint und d'Himmel ist blau,
Und d'Blümeli blühen uf frischer Au;
Wann die Vögli pfeifen uf grünem Baum,
Und d'Fischli springen im Wellenschaum:
Dann trau' nit dem Wetter; es blitzet schon,
Und d'Wolken am Himmel mit Donner droh'n.
Die Freud' is kurz und das Leid is lang. —
Es is mir im Herze schon angst und bang.

Schweizerlied.

Mein Vater ging bei Allem, was er that, von ganz richtigen Erfahrungsgrundsätzen aus, von Grundsätzen, die er aber meist von sich selbst oder aus Beobachtungen an andern Personen und Zuständen abgezogen hatte. Es ist kein Weh so groß, kein Leid so schwer, das nicht mit Arbeit zu bannen wär. Das ist so einer von seinen Grundsätzen gewesen, deren Wahrheit ich wohl begriff; denn ich erfuhr sie an mir selber. Ich mußte arbeiten wie ein Feind. Am Tag schneiderte ich, wenn die Schule aus war, und Abends mußte ich Besen binden, Fliegenwedel, Holzlöffel und Holzteller schnitzen, wobei

mir mein Vater tüchtig auf die Finger sah. Meine Gedanken waren dabei freilich zoll- und vogelfrei, und auf ihrem Wege zu Marianen konnte sie Niemand hindern; allein ich mußte doch auch an meine Arbeit denken. Manchmal stiegen noch trüb- und rührselige Siegwartsgedanken in mir auf; allein sie haben nicht lange Stich gehalten.

Ich glaube aber, daß dazu auch die veränderte Abendlektüre beitrug. Im Städtchen, das uns am nächsten lag, hatte der Buchbinder seine Leihbibliothek erweitert durch Ankauf alter Bücher. Daher kamen Reisebeschreibungen in unsere Hände, und vorzüglich war der Gewinn, den wir dadurch machten, daß der Schulmeister von einem Juden alte Bücher mancherlei Art kaufte, und damit, daß er diese großen, dicken und inhaltreichen Bücher zum Lesen hergab, sich den Eintritt in unsere Spinn- und Lesegemeinschaft erwarb. Das war eine gesunde Nahrung für uns Alle. Für mich war es besonders vortheilhaft; denn meine gesunde Natur rang sich aus den künstlichen Banden der Empfindelei heraus; auf der andern Seite gewann ich dadurch, daß der Schulmeister sich mit meinem Vater ausgesöhnt hatte, auch noch den besondern Vortheil, daß er mich nun nicht mehr so unbarmherzig mit Prügeln traktirte, sondern schonender und milder gegen mich sich betrug. Auch mit dem Andres, dem Taubenschnäpper, schloß ich und er mit mir Frieden. Er schämte sich jetzt, wo er alle Abende in unserm Häuslein war, mir die Tauben wegzufangen. Dadurch entrannen meine lieben Tauben seinen Krallen und er — meinen, die Unbill rächenden Fäusten. — Die Romanenlust starb allmälig hin, und der Geschmack an etwas Besserem wuchs kräftig. Nur bei dem weiblichen Theile unserer Abendversammlung ging Das nicht ein. Da gab's keine Thränen, sondern nur höchstens wunderliche Begebenheiten, Kriegsabenteuer und dergleichen, und das gefiel ihnen nicht. Ehrlich gestanden, dauerte es auch bei mir ziemlich lange, bis sich mein Geschmack daran gewöhnt hatte.

Unser Leben floß wieder so harmlos wie immer dahin, und das süße Bewußtsein, nützlich zu werden, kam in meine Brust. Aber

ach, wie bald sollte sich das Wetter über unserm, besonders aber meinem Haupte entladen, dessen Heranziehen Niemand ahnete. Wie bald sollte ich darnieder geschmettert werden!

In einem Dorfe, das tiefer unten gegen Trarbach, an der Mosel hin lag, war eine äußerst ansteckende und sehr gefährliche Krankheit ausgebrochen, die reißend um sich griff und Alles hinraffte, was sie ergriff.

Im Lande des Kurfürsten von Trier stand's dazumal um die ärztlichen Anstalten und um die Herren Doktores, die an dem menschlichen Leibe herumpfuschen, bis keine Fuge mehr zusammenhält und es ausgepfuscht ist mit ihren Pillen, braunen Brühen und Lattwergen, daß sich Gott erbarme! Freilich steht's überhaupt kaum besser jetzt, wo ich alt geworden bin. Das sage ich nicht gerade in Bezug auf mein Heimathland und seine Zustände, sondern der Ausruf: daß sich Gott erbarme, bezieht sich in Summa auf die ganze Doktorei. Wenn man sie unter einander selber über ihre sogenannte Kunst reden hört, wie ich's gehört habe — dann widert Einem vollends die Geschichte an! — Ich hab' sie mir möglichst vom Leibe gehalten, Wasser getrunken (was sie den armen Kranken verbieten) und gehungert, und bin besser weggekommen. In Bernkastel war ein Doktor, sonst weit und breit herum keiner mehr. Da halfen Hausmittel oder auch nicht, und alte Weiber, Hirten, Bader und dergleichen Leute waren die ärztliche Zunft. Wie's da mit solch' einer Krankheit, die eben ein Fleckenfieber war, aussah, läßt sich leicht begreifen. Die Leute starben hin wie Schneeflocken, wenn's warm am Boden ist. Das geschieht nun freilich auch da, wo die Doktoren sind, und es starben gewiß Leute genug „am Doktor“ — aber es ist doch gar schlimm gewesen, daß auch die Apotheke so weit weg war. Die Krankheit war weit von uns; aber man hörte Erschreckliches davon, und bebte bei dem Gedanken, sie könne zu uns kommen. Und sie kam wirklich schnell genug, denn sie wurde in's Dorf eingeschleppt.

Ein blutarmes Waisenkind diente als Kindermädchen bei reichen

Leuten in dem Dorfe, wo die Krankheit herrschte. Sie wurde davon ergriffen und, wie es bei reichen Leuten ist, heimgeschickt. Sie hatte aber kein heim, als unser Dorf, wo sie leider keine Verwandte mehr hatte. Meine Mutter sah sie kommen, wie sie bleich, zitternd daher wankte, und nahm sie auf, kochte ihr Schaafrippenthee, daß es ihr warm wurde — aber sie starb in der Nacht in unserer Stube, weil sie sich auf dem Wege vollends verkältet hatte, und am andern Tage schon, noch ehe das arme Kind begraben war, mußte sich meine Mutter legen mit allen Zeichen der herannahenden Krankheit. Wer beschreibt unsere Angst, unsern Kummer? Mein Vater kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern, nicht von ihrem Bette, und doch erlag sie: In acht Tagen war sie — todt.

Wer könnte unsern Jammer fassen? Wer unsern Schmerz? Aber das Maß war noch nicht voll. Auch mein Vater erkrankte durch zu große Anstrengungen und verzehrenden Kummer an derselben Krankheit und darauf auch ich. Niemand kam zu uns, als eine arme alte Frau, die den Tod nicht scheute, weil sie alle ihre Lieben hat müssen begraben sehen. Mit dem Armen hat leider meist nur der Arme wieder rechtes Erbarmen. Er — weiß, wie's thut, verlassen zu sein! Er hat ein Herz. Der Reiche denkt leider in hundert Fällen nur an seinen Geldsack und sich selbst.

Wir lagen in wilden Fieberträumen, und wußten nichts von einander, nichts von uns selber.

Als ich wieder einmal erwachte, da war es so stille in dem Stübchen. Ich richtete mich auf und sah um mich. Da saß die alte Grete, eben die arme, alte Frau, alleine da und schlief. Vater und Mutter fehlten. Ich rief. Die Alte erwachte. „Wo ist mein Vater?“ fragte ich matt, „wo ist meine Mutter?“

„Ach, Du armes Kind,“ sprach wehmüthig die gute Grete, „erschrick nur nicht, der ist auch todt, und schon drei Tage begraben und liegt nun bei Deinem guten Mütterlein im kühlen Grabe.“ Ach, die gute Grete überlegte nicht, wie das auf mich wirken mußte! —

Ich sank zurück, und das Bewußtsein schwand wieder. Doch es schien, als sollte ich Armer alleine die Krankheit überwinden. Ich kam wieder zu mir selber und genas langsam. Die gute Grete pflegte mich treu, und als ich wieder auf war, legte sie sich nieder, und sie, die unser Schutzengel gewesen war, starb auch an derselben Krankheit. Sie war halt von einer pestartigen Ansteckung. Lohn's ihr der Vergelter alles Guten, was sie an uns that! Ich armer Knabe, der ich mich selber kaum auf den Beinen halten konnte, pflegte sie nun; aber Gott sei Lob, daß ich es konnte!

Ich kann unmöglich den Zustand meiner Seele beschreiben, als nun die gute Alte auch todt war, und ich mutterseelenalleine in der Welt stand. Mein erster Gang war auf den Kirchhof. Alle Leute weinten, als sie mich so heimwanken sahen; aber Keiner sagte: Komm zu mir, Du armer Verlassener! —

Ich kehrte allein zurück zu der todten Grete. Ich fürchtete mich gar nicht. Sie war so gut gewesen, warum hätte ich sie fürchten sollen? Nur eine Nachbarsfrau hatte Mitleid und schenkte mir warme Suppe. Mir kam gar nicht ein Mal ein Gedanke an die Zukunft, so drückte mich die Lage der Gegenwart nieder. Nur der Verlust stand vor meiner Seele. Und als die gute Grete begraben war, war ich alleine! Mein Schmerz war bodenlos. Ich habe mich jammernd auf dem Boden herum gewälzt. — Ach, es sollte noch schlimmer kommen! Bis jetzt wußte ich doch noch, wo ich schlafen könne; auch hatte ich noch ein Brod gefunden, und in dem Gedanken, daß ich nicht betteln müsse, lag ein reicher Trost für mich. Aber noch ehe es Mittag war, kam der Schultheiß und das Dorfgericht, nahmen Alles auf und sagten mir, daß, da Alles, was meine Eltern besessen, schwer verschuldet sei, so müsse ich heraus aus dem Häuschen, wo ich so glücklich gewesen war, ohne das ich mir das Leben in der Welt gar nicht denken konnte, denn Alles werde versteigert. Dieses geschah noch mit dem wenigen Mobiliar am Nachmittage. Das Haus wurde versiegelt.

„Wo soll ich denn schlafen?“ fragte ich mit Entsetzen.

Man zuckte die Achseln.

„Geh zu Deinem Vetter Jürgen,“ sagte der Schultheiß, und ging weg, ohne ein Wort des Mitleids und des Trostes.

Aus den umstehenden Bauern trat nun auch der Jürgen hervor und nahm meine Hand. „Komm, Friedel,“ sagte er, „ich verlasse Dich nicht!“

Ich will schweigen von meinem Seelenzustande. Aus Verzweiflung wußte ich keinen Rath. Ich habe gemeint, alle Leute seien mir bös, und wollten mein Unglück. So wollte ich mich losreißen von Jürgens Hand, und rief verzweifelnd: „Vater, Mutter, holt doch Euer armes Kind zu Euch!“ — das ergriff sie doch.

Viele Bauern weinten laut; auch der arme Jürgen. Er gab mir die besten Worte und führte mich in seine Hütte, wo mich seine Frau freundlich aufnahm.

So war ich denn der Aermste unter den Armen, vater- und mutterlose Waise; vertrieben aus den lieben Räumen des Hauses, an das sich alle Erinnerungen einer glücklichen Jugend knüpften. Ich weinte Tagelang und in den Nächten warf mich erst die größte Ermüdung auf das Strohlager zurück. Wo sollte ich nun Zuflucht, wo Trost, wo Beistand finden? Und wenn ich an dem Häuschen vorüberging, wie blutete da mein Herz! Fremde sahen aus den Fenstern, die kein Auge und kein Herz für mich hatten. Das Elsterneſt war herabgestoßen, die Sperlinge nisteten in den Wohnungen der frommen Schwalben und der Bienenpeter, der abscheuliche Nachbar, der den guten Rothschwänzchen so feindselig war, hatte ihr Nestchen zerstört. Nur meine schönen Täubchen wohnten noch im Schlage, wo sich Niemand um sie kümmern mochte. Ach, ich sah Alles, auch das Kleinste, denn das war ja der Fleck, an dem sich meine Liebe anklammerte. Wie oft stand ich da, sah das Häuschen an und die Thränen rannen, weil die Bilder der Ver-

gangenheit an der Seele vorüber gingen; weil überall die Merkzeichen waren, daß das Alles nun für immer vorüber, unwiederbringlich verloren sei. Täglich mußte ich vorüber gehen. Machte Jemand die Thüre auf, so meinte ich, mein lieb Mütterchen käme mir entgegen; ging das Fenster auf, so meinte ich, mein lieber Vater riefe mir. Und wenn's dann andere Gesichter waren, die ich sah und die meiner nicht achteten — o dann bin ich hinweggeeilt und habe laut geschluchzt und gejammert. Meine Lebenslust war weg. Wusch ich mich in der Mosel, so sah ich nicht mehr die rothen Wangen mir entgegenlachen. Mein Gesicht war bleich und hager. Ich fühlte mich so müde, so matt, so freudenlos. Ich wäre wohl gerne gestorben, um bei meinen lieben Eltern zu sein.

Es war ein Glück für mich, möchte ich sagen, daß der jetzige Besitzer meines elterlichen Hauses im folgenden Jahre das Häuslein ausbessern ließ. Die Giebelmauer mit dem schönen Epheustocke wurde weggebrochen und rein gemacht; außen wurde es angestrichen. Der Geisbock mit dem Reimlein verschwand. Das Strohdach wurde neu gemacht. So wurde es mir ganz fremd und die Eindrücke, die sein Anblick hervorbrachte, waren um mehr als die Hälfte getilgt. Als nun vollends der Unmensch, der es bewohnte, den herrlichen Nußbaum weghauen ließ, um Dielen daraus schneiden zu lassen, da war ich dem Häuslein und es mir völlig fremd.

Doch, ich wollte ja von dem Jürgen reden!

Wer der Jürgen war, muß ich jetzt erst erwähnen, da von ihm noch nicht die Rede gewesen ist. Er war mit meiner Mutter Geschwisterkind, so viel ich weiß, und seines Geschäftes ein Lohschäler und Holzhauer, arm wie Hiob, aber kinderreich wie Jakob. Er war ein gutmüthiger Mensch, aber leider dem Branntwein ergeben, so daß er oft den Verdienst einer entbehrungsreichen, arbeitvollen Woche schon am Samstagabend vertrank, ehe er heimkam. Und wenn dies geschah, und er das Elend daheim sah, der Frau Vorwürfe dazu kamen, dann ergriff ihn nicht selten eine Wuth,

daß Frau und Kinder flüchten mußten und er Alles zerschlug, was ihm vorkam. Ich glaube, da er sonst gutmüthig war, daß die Reue, der Zorn über sich selbst, ihn so aus den Fugen trieb. Er rasete dann gegen Alles, was ihm vorkam. Daher war im Hause kein ganzer Stuhl, und die Fenster mit Lumpen zugestopft oder mit Katzenpapier verklebt, daß selbst beim Sonnenschein eine Dämmerung in der Stube herrschte. Seine arme Frau war ein Bild des Jammers; seine Kinder gingen halb nackt und bettelten das Brod in der Umgegend und da herum. Dieser Zustand der Haushaltung war trostlos. Mein Vater und meine Mutter waren oft hinter dem Jürgen gewesen, hatten Alles versucht, aber die Macht des Branntweins war riesenhaft. Wenn er auch Alles versprach und unter heißen Thränen gelobte, sich zu bessern und ein Vater seiner Kinder zu sein; — sobald er wieder das Schild des Wirthshauses sah, fielen alle seine Vorsätze zusammen und das alte Leben begann wieder, das über das Bohnenlied ging. Das ist der Fluch, der auf dem Säufer ruht, daß auch seine besten Grundsätze unausgeführt bleiben, sobald die Lust erwacht; daß er dem stets lockenden Reize und Kitzel seines Gaumens nicht widerstehen kann. Hat er aber wieder den ersten Tropfen des verfluchten Branntweins geschmeckt, so ist Alles vergeblich. Er ist wie besessen und er vermag nichts mehr über sich. Da sieht man wieder die ewige Wahrheit des heiligen Bibelwortes: Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht!

Allmälig wurde auch die sonst brave Frau liederlich und ließ Alles gehen, weil eben doch Alles nichts half und sie den einreißenden Strom des Elends und Verderbens doch nicht hemmen und dämmen konnte. Die Kinder verkamen in Schmutz und Jammer, wurden Felddiebe, Obstdiebe, um ihren Hunger zu stillen, und das Maß ihrer Rohheit überstieg alle Begriffe und Vorstellungen.

So war es denn gekommen, daß mein Vater und meine Mutter sich ganz von ihnen zurückzogen und alle Gemeinschaft ab-

4*

brachen. Und dort sollte ich nun leben, wohnen, sein; sollte betteln und stehlen helfen. Nein, lieber wollte ich sterben!

Aber was sollte ich machen? Ich war noch halb krank. Meine Beine versagten mir nach kurzer Anstrengung den Dienst. Mein Hunger war bodenlos. Ich fror, wenn nur ein Luftzug mich berührte. Konnte ich mich ohne Obdach behelfen?

So sehr auch alles in mir widerstrebte, ich folgte endlich dem Jürgen, wurde von Frau und Kindern besser aufgenommen, als ich es mir gedacht hatte. Sie suchten mich zu trösten, so gut es ging. Ich bekam Abends ein Stück Brod, und legte mich dann mit dem Gedanken: Ach, Vater, Mutter, Mariane, wenn Ihr das wüßtet! nieder, und empfahl mich betend dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel, wie es mich mein Mütterlein gelehrt.

Am andern Morgen nahmen die Kinder ihre Bettelsäcke. Ich bekam auch einen, und nun sollte ich betteln. Das war mir das Allerschwerste. Ich sah meine Base an mit einem Blicke der in Thränen schwamm. So sehr auch das Elend die Frau verhärtet hatte, sie verstand diese stumme Sprache. Sie mochte daran denken, wie schwer es ihr geworden, als sie zum ersten Male ihren Kindern sagte: „Bettelt nun Brod, wir haben kein's mehr!" Sie sann einige Augenblicke nach; dann sagte sie mit gebrochener Stimme zu ihren Kindern:

„Geht allein, der Friedel holt mir Holz."

„Ist der mehr als wir?" knurrten die Buben. „Sollen wir auch noch für den betteln?"

Aber die Mutter drohte, und brummend zog der Haufe ab. Ich aber dankte mit einem Blick voll Liebe, nahm einen Strick und eilte in die Hecken. Nie habe ich so viel Holz in einem Vormittag heimgeholt, und nie haben mir die Kartoffeln besser geschmeckt, obgleich sie in der Naturuniform auf den Tisch geschüttelt und ohne Salz und Brod verzehrt wurden.

So ging das Leben ruhig fort, bis am Samstag Abend, als

Jürgen trunken heim kam. Er hatte im Walde Holz gefällt, und was er in der Woche verdient, bereits reinweg vertrunken.

Ich will Denen, die ein Mal diese Zeilen lesen, das ekelhafte Bild meines Pflegvaters nicht entwerfen; auch nicht den grauenvollen Auftritt beschreiben, der nun folgte und Alles übertraf, was ich davon gehört. Alles floh aus dem Hause vor dem Unmenschen, der mehr als ein Thier war und so scheußlich anzuschauen, daß ich im Todesschrecken floh, ohne zu wissen, wohin. Ich sah ein offenes Hofthürchen, stürmte hinein, warf und riegelte es dann zu. Todtenbleich kroch ich hinter einen Haufen Holz und betete da in der Angst meines Herzens, daß der Unhold mich nicht finde. Ich bebte wie ein Espenlaub im Winde, als ich wankende Schritte meinem Verstecke sich nahen hörte.

„Was machst Du da?" hörte ich plötzlich die krächzende Stimme des Herrchens, d. h. unsers Pastors, und mit Entsetzen wurde ich gewahr, daß ich in den Pfarrhof gerannt war. Ach Gott, seufzte ich, was wird das geben?

Ich habe gesagt: „mit Entsetzen" sei ich inne geworden, mit wem ich's nun zu thun habe. Das muß ich doch rechtfertigen, wenigstens aufklären.

Früher habe ich erwähnt, daß ich mit dem Pastor, der, wie fast überall hier herum, nur das „Herrchen" hieß, in späterer Zeit leidlich stand; ich diente bei der Messe wie ein Alter, wußte Alles genau, und wurde selten mehr von ihm gescholten. Das war aber viel; denn er war einer der jähzornigsten und kollerigsten Menschen, die es jemals gab; daß ich ihn „kollerig" nenne, kommt daher, daß man an der Mosel den Jähzorn im heftigsten Grade „Koller" nennt. Ich glaube, es ist ein Ausdruck, den man von den Pferden gebraucht. Er hatte aber dabei, wie es immer bei solchen Leuten ist, durchaus kein böses Herz. Er drehte sich um und sein Zorn war verraucht. Er war übrigens sehr strenge, und das spanische Rohr, das er häufig mit sich führte, hatte mit

manchem Bubenrücken im Dorfe eine vertrauliche Bekanntschaft gemacht, auch mit dem Meinigen in früheren Tagen. Wir fürchteten ihn alle wie das Feuer. Sein Hauswesen regierte eine alte Base, die vor etwa fünfzig Jahren sechzehn mochte alt gewesen sein. Das Herrchen selbst war auch kein Jüngling mehr — ich glaube, daß er noch etwa sechs Jahre älter, als die Base war. Diese Base hieß Sophia, und das Herrchen hielt viel auf sie; auch vermochte sie Alles über ihn, und die Leute lachten oft und sagten: sie habe ihn unter dem Pantoffel, was ich aber damals nicht zu deuten vermochte, später indessen vollkommen als richtig erkannte.

Mich bannte der Schrecken, als ich seine Stimme jetzt erkannte. Er lähmte mir Zunge und Glieder. Alle Schrecken, die ich bei Jürgen geflohen, nahten sich hier von anderer Seite und Art.

„Willst Du heraus, Du Racker!" schrie das alte Männlein bald im höchsten Zorne, und schwang mit fast jugendlicher Kraft das Rohr, daß ich es durch die Lüfte pfeifen und sausen hörte. Das Geschrei brachte die dicke Sophie heraus. „Was gibt's, Hochwürden," rief sie. „Schon wieder so zornig, und gewiß wieder um Nichts?"

„Was, um Nichts?" schrie er, „da ist der Friedel in das Holz gekrochen, und will nicht heraus!"

„Ach der arme Friedel," sagte sie beweglich, „der Vater nnd Mutter verloren hat."

Diese Bemerkung hatte eine sturmbeschwörende Wirkung bei dem Pastor. Es trat eine Stille ein.

Nach einigen Minuten sagte das Herrchen: „Du hast Recht, Sophie, mach' nur, daß Du ihn da herausbringst, den Racker."

„Hochwürden, laßt mich nur machen," sprach sie mit Sicherheit, und trat an mein Versteck.

„Friedelchen, mein Söhnchen, komm heraus," flötete sie. „Es geschieht Dir gewiß nichts. Das Herrchen hat Dich immer lieb gehabt und ich auch."

Ach, das waren die ersten freundlichen Worte, welche ich empfing seit dem Tode meiner Eltern. Wie hätte ich ihnen widerstehen können, wie ihnen nicht Glauben schenken sollen?

Ich kroch auf allen Vieren heraus, und hatte nicht den Muth die Augen aufzuheben.

„Der hat gewiß etwas angefangen," knurrte das Herrchen, und ich erwartete unverweilt einen neuen Ausbruch seiner Hitze. Die dicke Sophie ließ ihn nicht dazu kommen.

„Hochwürden," rief sie aus, „warum denkt Ihr doch auch immer das Schlimmste und Aergste? Nein, Friedelchen, gelt' Dir ist etwas Schlimmes passirt?"

„Ach ja!" seufzte ich unter bittern Thränen, „der Jürgen, ach der Jürgen." — Ich konnte vor Schluchzen nicht weiter.

„Da habt Ihr's," sagte die dicke Sophie. „Ich habe den Jürgen vorhin wieder trunken am Pfarrhofe vorbei turkeln sehen. Nun kann ich mir's erklären."

„Gelt, er hat wieder Alles durchgeprügelt?"

„Ja," sagte ich.

„Und das Geräthe zerschmissen?"

„Freilich."

„Da bist Du in der Angst fortgelaufen, Dich zu verbergen?"

„Ja"

„Und Du hast nicht gewußt in der Angst, wohin Du flohst?"

„Ach ja!"

„Und Du bist an so eine Wirthschaft nicht gewöhnt?"

„Gewiß nicht!"

„Und als Du da drinnen saßest im Holze, fürchtetest Du Dich vor dem Herrchen?"

„Ach gewiß!"

„Da habt Ihr's, Herr Vetter, Hochwürden wollt' ich sagen, da habt Ihr's. Eure Hitze hat die Noth des Armen noch vermehrt. Nun seid Ihr auch schuldig, das wieder gut zu machen."

Das Herrchen stand da wie Butter in der Sonne, und wußte nicht, wo aus wo ein. Das kam unerwartet, aber ganz wohlverdient; das mochte ihm das Herz sagen. Auch stritt in seiner Seele das Mitleid mit dem Aerger über die Lektion seiner kugelrunden Base.

Endlich sagte er: „Was soll ich dann thun?"

„Ich denke, wir treten in die Stube, um darüber zu reden," sagte die alte Jungfer. „Du, Friedelchen, gehst in die Küche und wartest bis ich komme." Der Pastor gehorchte pünktlich; wie hätte ich es wagen dürfen, mich zu widersetzen? Ueberdieß dankte ich Gott, wenn ich irgendwo eine Zufluchtstätte für diesen Winter fand, denn zu Jürgen wäre ich nicht zurückgegangen.

Während die Beiden in die Stube traten, begab ich mich in die Küche, wo eben Niemand war, da Sophie keine Magd hielt und zwar seit unvordenklichen Zeiten. Da setzte ich mich auf einen Schemel am Herde. Ueber dieser Stelle aber befand sich ein Schalter in der Mauer, der nur einen kleinen Vorhang in der Stube zum Verschluß hatte. Da war ich denn Ohrenzeuge folgender Unterredung:

„Was meinst Du, liebe Sophie?"

„Hochwürden, ich meine, Ihr solltet ein Werk der Barmherzigkeit an dem armen Kinde üben."

„Wie aber und wie weit?"

„Nun, Ihr habet seine armen aber stets braven Eltern gekannt. Das Unglück hat sie wahrhaft verfolgt. Nun sind sie beide gestorben und der arme Junge läuft in der Welt herum, wird von dem abscheulichen Jürgen, dem Säufer, mißhandelt, muß sein Brod betteln, und geht völlig zu Grunde. Da meine ich denn, Ihr solltet ihn in's Haus nehmen, ihn gut halten, unterrichten und unterrichten lassen, daß er etwas Ordentliches werden könnte. Mittlerweile könnte er mir, die ich nun nachgerade anfange, alt und kropig zu werden, die nothwendigsten Dienste leisten und so sein weniges Brod ehrlich verdienen."

Das Herrchen hemmsete etliche Mal, dann fragte er:

„Ist das Deine feste Meinung?“

„Ja,“ entgegnete sie.

„Nun, dann probir's einmal mit ihm.“

„Aber ich halte mir aus,“ fuhr sie fort, „daß Ihr ihn nicht verkollert.“

Das Herrchen schwieg auf diesen Vorbehalt, und es schien, als sei über mich entschieden.

Ich saß da wie Lot's Weib, starr — kalt bis an's Herz. Man sagte im Dorfe, es hause der filzigste Geiz in den vier Wänden der geistlichen Wohnung. Den alten kannte ich als rasenden Hitzkopf. Ach, was sollte aus mir werden in dieser Folterkammer? — Ich wäre jetzt wieder gerne zu Jürgen gegangen — hätte selbst lieber gebettelt. Ich faltete meine Hände und betete um den Schutz Gottes.

Aber ich hatte mich doch in meiner Furcht verrechnet. Die dicke Sophie kam heraus mit einem recht frohen Gesichte. Sie setzte sich zu mir und sagte: „Nun sollst du armer Junge an mir eine Mutter haben, wenn Du recht folgsam, fleißig und brav bist. Du bleibst hier bei mir, sollst gute Kost, ein gutes Bett und gute Kleider haben; aber was ich sage, thust Du pünktlich. Siehst Du, das alte Herrchen braucht nicht alles zu wissen. Er ist filzig und sieht genau auf Alles und denkt nur an sich. Ob ich etwas habe, gilt gleich. Da muß ich für meine alten Gebeine doch auch heimlich sorgen. Hältst Du Dich zu mir, so sollst Du's gut haben; doch — Schweigen ist das Erste, was ich fordre, und blind gehorchen das Zweite. Ich will und hoffe an Dir einen Stuhl im Himmel zu verdienen, und Du wirst mir die Arbeit leicht machen. Jetzt aber sei gutes Muthes. Du wirst schon sehen, wie gut Du es hast. Lerne nur fleißig, vielleicht wirst Du dann noch Schulmeister, wenn der Alte mit der Brille ein Mal todt ist, und dann bist Du ein behaltener Mann in der Welt.“

Das Alles wirbelte von den Lippen der Jungfer Sophie blitzschnell herunter, wie der Faden von einer Spuhle, die gehaspelt wird.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber mir wurde ganz wohl. Ich ergriff instinktartig ihre dicke, fette Hand und küßte sie, indem ich sagte: „Gott lohn's Ihr, Jungfer Sophie, was Sie an mir Gutes thut. Ich will recht folgsam sein!"

Ich habe Ursache zu glauben, daß diese unwillkürliche Aeußerung meiner Zärtlichkeit mir die Pforten ihres Herzens vollends öffnete. Sie lächelte liebevoll und eilte sogleich an den Küchenschrank und strich mir eine Butterschnitte von ansehnlichem Umfang. Die kam mir sehr willkommen; denn mein Magen bellte stark. Unverweilt hob ich das Werk der Zerstörung an.

Unterdessen hatte das Herrchen den Vorhang von dem Schalter weggezogen und sah heraus. Er verzog die Miene etwas in's Unangenehme und redete die Base Sophie an mit den Worten:

„So viele Butter, Sophie, ist den Bälgen nicht gesund; das gibt zu viel Galle. Auch sind die allzugroßen Stücke Brodes nicht gut; denn daraus entstehen Würmer. Kartoffeln und Salz ist die beste Kost, die auch nachhaltig ist."

Jungfer Sophie entgegnete schnippisch, sie werde doch nach so vielen Jahren treuer Haushaltung das Recht haben, zum Willkommen dem armen Teufel eine Wohlthat anzuthun. „Der Herr Vetter Hochwürden essen ja auch Hähnlein, und das gebe doch, wie die Doktoren sagten, Zipperlein, und das haben Hochwürden schon erklecklich in den Beinen, wie Ihr selber klagt, und Wasser trinkt Ihr auch nicht gerne!"

Ob dies Argument die Wirkung that oder der Ton, in dem es vorgebracht wurde, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß das Herrchen rasch kehrt machte, den Vorhang vorschob und drinnen knurrend auf- und niederging.

Als er weg war, schlug Jungfer Sophie ein Schnippchen, verneigte sich spöttisch gegen den Schalter und sagte laut genug, daß er es hätte hören können: „Der Geizteufel! Für seinen Schnabel nur Leckerbissen, Andere mögen sich krumm legen und hungern. Sei

Du gutes Muths, mein Friedelchen, Du siehst, wir Zwei müssen treu zusammen halten, sonst geht's uns hundeschlecht. Halt' Dich nur an mich. Ich werde dich überall schützen."

Mir war das auch klar, daß, wenn ich ihren Schutz würde verloren haben, das Elend thurmhoch über mich hereinbräche. Die Klugheit rieth mir also, ihr Alles zum Gefallen zu thun; allein ich muß es zur Steuer der Wahrheit gestehen, es war doch auch ein anderes Gefühl, was in mir wirkte, das der Dankbarkeit. Sie war es ja, die für mich gesprochen, die menschlich an mir gehandelt hatte. Das wollte ich treulich vergelten durch Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, durch Erleichterung in ihrem Hauswesen und dergleichen, wann, wo und wie ich nur konnte, und hab's auch ehrlich gehalten.

Sogleich trat ich mein Amt und meinen Beruf an. Ich holte Wasser im Hofe, machte das Feuer an, that Gänse, Enten und Hühner ein in ihre Ställe, und siehe, da ich das flink und ordentlich machte, fand ich ihren ganzen Beifall. Meine Arbeiten lernte ich schnell und that sie fix. Jungfer Sophie erleichterte mir's auch durch ihr unaufhörliches Geplauder, was ich recht gerne anhörte. Sie erzählte mir tausenderlei Geschichten und Witze, die mich oft recht lachen machten. Auch fehlte es nicht an Erzählungen aus des Herrchens Leben und Thun, durch die er freilich in meinen Augen nicht sehr gewann. Bald faßte ich auch so meine eigene Ansichten über die Verhältnisse im Hause. Wenn nämlich Jungfer Sophie Wein für das Herrchen holte, und der trank für so einen alten Knasterbart bei meiner Seele! ungemein viel, so brachte sie auch immer einen Krug für sich mit, der dann im alten Küchenschrank seinen Versteck hatte. Alle Halbviertelstündchen griff sie darnach, setzte ihn an den Hals und es gluckelte dann hinab so hohl und tief, als ginge es in ein hohles Faß. Davon wußte natürlich das Herrchen nichts. Wenn Gäste da waren, hatten wir das beste Leben. Dann ging's in floribus, wie Jungfer Sophie zu sagen pflegte. Aber was half all' das ruhige und gute Leben? Ich durfte

nicht hinaus zu den Kindern und spielen gar nicht. Lernen mußte ich viel bei dem Alten, und wenn sein Zorn etwa ein Mal losgehen wollte, nahm mich meine Gönnerin in Schutz.

Mein Bette stand so, daß mir die ersten Strahlen der Sonne auf's Antlitz fielen. Ich stand daher frühe auf, ordnete Alles in der Küche, machte Feuer an, setzte das Kaffeegeräthe auf's Feuer, und machte die Tassen zurecht. Das steigerte Sophia's Gunst noch mehr.

Es war seltsam, daß, wie ich in ihrer Gunst stieg, die des alten Herrchens von mir wich. Er sah mich scheel an, gab mir kein gutes Wort mehr und quälte mich recht absichtlich. Wenn er aufstand, so kündete ein endloses Husten seine ersten Tagesstunden an. Dann mußte ich ihm Kaffe bringen. Wehe mir, wenn ich dabei irgend Etwas versah oder vergaß. Alles hatte bei ihm seine eigene, unabänderliche Form. Wenn sie beobachtet wurde, ging's eben ohne Hader ab; aber versah man es, so kamen die Schimpfnamen aus den Thiergeschlechtern — und nicht aus den saubersten und edelsten — zu Hauf, und die Zungenfirigkeit glich der Jungfer Sophie. Fluchen konnte er wie ein Türke. Oft sagte die dicke Sophie: Hochwürden, schämt Euch doch, so zu fluchen! Zum Teufel, wer flucht denn? rief er dann oft aus. Uebrigens war's bloß eine üble Gewohnheit und er that's, ohne etwas dabei zu denken. Die dicke Sophie sagte: Es gibt Hühner, denen klebt die Eierschale, aus der sie gekrochen sind, durch's ganze Leben an. Dem geht's auch so. Sein Vater war Pont-Schiffer zu Bernkastel; bei denen steckt das Fluchen im Holze und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. So sprach sie aber nur, wenn das Herrchen über sie donnerte; sonst ließ sie doch in der Regel nichts auf ihn kommen.

Eine halbe Stunde nach dem Kaffee wurde eine holländische Pfeife geraucht; aber auch nur eine. Es ist natürlich, daß ich hier von den Stunden rede, welche auf die Messe folgten, denn vorher durfte er ja Nichts genießen.

Noch erinnere ich mich einer Scene, die zu den schlimmsten meiner Lebenserfahrungen gehört, die ich in diesem Hause der Knechtschaft gemacht habe, und ich will sie erzählen, weil sie zeigt, wie mein Loos war.

Nachdem ich an einem recht kalten Wintermorgen dem Alten den Kaffee gebracht, den meinen in der Küche getrunken, trat ich in die Stube, wo auch Jungfer Sophie am Spinnrade saß. Die Pfeife, welche das Herrchen seit gestern rauchte, war zerbrochen. Er sagte daher zu mir:

„Hole mir den Kasten mit den Pfeifen."

Bemeldter Kasten war eben frisch von Grenzhausen, wo die Pfeifen gemacht werden, angekommen, und stand unter dem Schreibpulte des Herrn. Ich flog hinein, nahm den Kasten, und eben so rasch eilte ich wieder heraus. Unseliger Weise kam mir die schmeichelnde Katze in die Beine — ich stolperte — fiel — und warf alle die zerbrechlichen Pfeifen vor des Herrchens Füße. Ich schrie, die Katze schrie, der Alte fluchte wie ein Türke und Sophie lachte, daß sie schockelte und fast hinter den Athem kam. Der Stock des Herrchens brachte mich zur Besinnung. In der Angst meines Herzens floh ich zu meiner Gönnerin und warf mich in ihre schützenden Arme: aber das half nichts. Der Alte hieb drein, wie ein Husar im Gefechte. Unglücklicher Weise traf er mich nicht allein, sondern auch Sophie mit. Die ging schnell aus dem Lachen in ein Zetermordio über und stieß mich von sich mit solcher Gewalt, daß ich wieder die messerscharfe Kante eines sogenannten Tresors geschleudert wurde, die mir eine lange, blutende Wunde auf die Stirne schnitt. Ich stürzte abermals zur Erde, allein der blinde Schrecken riß mich wieder empor. Ich floh zur Thür hinaus in die Scheune und verkroch mich tief in's Stroh.

Hier band ich mein armes, zerrissenes Halstuch um meine blutende Stirne und harrte bebend der Dinge, die da kommen sollten.

O, wie hab' ich da gebetet, daß Gott mich wegnehme aus

diesem Elende, zu meinen lieben Eltern! Wie sind da meine heißen Thränen in das Stroh geflossen! Sie galten weniger dem Schmerze, den ich fühlte, als der harten Behandlung. Ja, ich weiß nicht, ob nicht das Lachen der dicken, alten Sophie mich tiefer verletzt hatte, als die Schmisse des jähzornigen Pastors. Ich war zerrissen in meinem Innern, muthlos, hoffnungslos. Das Leben hätte keinen Reiz mehr für mich gehabt, wäre nicht der Gedanke an Marianen wieder in mir erwacht und die Sehnsucht lebendig geworden, ihr mein Leid zu klagen.

Während ich so in dem Stroh steckte, mochte sich drinnen das Gewitter entladen haben. Es war todtstille um mich. Erschöpft und vom Schmerze überwältigt, fiel ich in einen betäubenden Schlummer, der in einen tiefen Schlaf überging.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; aber Das weiß ich, daß ich starr vor Frost erwachte und mit dem Vorsatze, mich um jeden Preis loszuwinden aus diesen Banden, und wenn ich bettelnd sollte durch die Welt ziehen, bis ich den Spenglersteffen würde gefunden haben, der mich gewiß nicht verstieß.

Als ich eben sann, wie ich mich fortmachen wollte, hörte ich die Thüre knarren, und Sophie mit dem Herrchen eintreten. Sie keifte:

„Was wird die Welt sagen? Am Ende hat sich das arme Kind ein Leid angethan! Das fällt auf Hochwürden Seele.“

„Ja,“ sagte zornig der Alte, „hättest Du nicht gelacht, wie eine vollkommene Närrin, so wäre ich nicht so in Zorn gerathen. Aber so ist es mit dem verdammten Weibervolk. Sie können nicht schweigen, so wie im Lachen, so im Heulen und Keifen!“

„Es ist doch gar herrlich,“ stichelte sie, „wenn man einen Sackesel hat für seine eigene Gewissenslast, und dann sie darauf lädt und selber frei wird! Nun hab ich's gethan. Hat er etwa für mich die vermaledeiten Pfeifen geholt, die ohnehin Gestank genug in das Zimmer machen und sich wohl für einen lutherischen

Ketzerpastor, aber nicht für einen geistlichen Herrn unserer heiligen Kirche passen? Hab' ich ihn etwa mit dem Rohre geprügelt? Nein, ich habe gelacht, weil der Junge unter den Ruinen der Grenzhäuser Pfeifen die Beine in die Luft streckte, der Kater einen verzweifelten Purzelbaum schlug und Hochwürden im Zorne brüllten, wie ein Löwe. Mir ist aber das Lachen vergällt worden, daß sich Gott erbarme, habe selbst Schmisse gekriegt in meinem Alter, daß ich ganz gewiß blau und grün bin an meiner Schulter und Stirne. Pfui der Schande! Und das arme Kind! Läuft da blutend fort. Was soll's geben, wenn wir ihn finden, daß er sich todt geblutet hat?"

Das sprudelte mit solcher Raschheit heraus, daß ich selber mich vor Lachen nicht halten konnte. Ich dachte, was wird nun der Alte donnerwettern! Aber da hatte ich mich denn doch sehr getäuscht. Seine Wuth und sein Groll schienen ganz beseitigt.

„Schrei nur nicht wie ein Buchmarder," rief er halblaut. „Du brauchst mir nun auch noch den Text zu lesen."

„Ei freilich," keifte sie. „Hochwürden meinen doch, Sie dürften das alleine. Es trägt halt Jeder sein Bündel; aber es will's nicht Jeder Wort haben. Ein Mal für alle Mal, ich verbitte mir die Vorwürfe, als wäre ich an dem Unglück schuldig. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Nun, so sei doch einmal stille," lenkte er ein; „hätten wir nur erst den Teufelsbuben wieder. Ich meine, er müßte im Stroh stecken. Da ist auch Blut. Was werden die Leute sagen!"

„Nun was werden sie sagen," fuhr Sophie fort, „daß kein Mensch mit Euer Hochwürden leben kann; und mich werden sie preisen, wie ich es verdiene, um als eine Märtyrerin der aufopfernden Geduld verehrt zu werden."

Das Herrchen seufzte; aber wahrscheinlich glaubte Sophie einen spottenden Zug auf seinem Gesichte bemerkt zu haben. „Was?" rief sie. „Ich glaube gar, man spottet noch meiner? Da will ich

mein Bündel machen und heute noch ziehen. Ich kann arbeiten, und mein fünfundzwanzigjähriger Lohn wird mich vor Hunger schützen. Ich hab' lange genug geduldet."

Ich vernahm deutlich, wie die Pantoffeln mit ihren hohen Absätzen über die Tenne und den Hof klapperten.

„Sophie, Sophie!" rief der Alte mit dem Ausdrucke tiefer Seelenangst, und eilte, so gut er es noch vermochte, ihr nach.

Es wurde stille.

Ich müßte kein Knabe gewesen sein, wenn ich nicht über diese Auftritte mein Leid vergessen und mich dem komischen Eindrucke hingegeben hätte. In diesen Jahren hat man ohnehin Lachen und Weinen in einem Sacke, und hat man die Genugthuung, daß Jemand, der einem Uebels gethan, dafür Eins wegkriegt, so kommt auch in das beste Herz ein gewisses Maß Schadenfreude. Ich kitzelte mich über des Herrchens Noth. Daß Sophie ihn verließe, war nicht zu befürchten. Ich kannte diese weiblichen Schreckschüsse, die alle paar Tag knallten und wunderte mich nur, daß der Alte nicht längst dagegen abgehärtet war.

Vermuthlich war bereits das ganze Haus durchsucht. Was sollte ich thun? Sie zahm und reuevoll werden zu lassen, schien mir das Beste, weil mir darin eine gute Bürgschaft zu liegen schien, daß sich mein Loos einigermaßen bessern könnte, bis der Zeitpunkt nahte, wo ich ohne Gefahr mich würde durchmachen können. Ich blieb also ganz ruhig und stille in meinem Verstecke, wie auch der Hunger mich zu plagen anfing. Nach einer halben Stunde etwa klapperten Sophiens Pantoffeln wieder über den Hof in die Scheune.

„Jetzt pocht ihm das Herz," sagte sie halblaut; aber in dem Tone lag der ganze Triumph eines erfolgreichen Sieges. „Ich habe ihn aber auch abgetrumpft und will ihn noch oft abtrumpfen, wenn er sich wieder mausig macht."

„Friedelchen, herzliebes Friedelchen!" rief sie jetzt, „wo steckst Du denn? Hast Du Dich verkrochen, wie die schüchterne Maus vor

der würgenden Katze? Komm heraus; es ist Alles vorbei. Das Herrchen bereut Alles. Du sollst es gewiß gut haben."

Sie gab mir so zuckersüße Wörtchen, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich kroch aus meinem Verstecke hervor; aber ich mußte fürchterlich aussehen, denn sie schrie wie besessen. Erst jetzt konnte ich mich betrachten. Ich war mit Blut völlig bedeckt, und hörte von ihr, daß ich bleich sei, wie der Tod. Auf das neue Geschrei kam nun auch das Herrchen herbeigetrappelt.

„Da sehen Sie, Hochwürden," rief Sophie, „wie er zugerichtet ist!"

„Sei nur stille," sagte er, und seine Stimme verrieth tiefes Mitleid, „Du sollst neue Kleider haben, wenn Du künftig vorsichtiger bist."

„Jetzt auch noch Bedingungen dem armen Kinde vorschreiben?" rief Sophie. „Nein, das geht über das Bohnenlied!"

„Gelt Friedelchen, wenn Du neue Kleider bekommst, sagst Du nichts, und wenn Dich die Leute fragen, sagst Du, Du seiest eben die Treppe hinunter gefallen." So bat Sophie.

Ich versprach Alles, und wurde nun in die Küche geführt, gewaschen, verbunden, köstlich abgefüttert und auf eine Weise gehätschelt, die doch auch wieder Sophiens gutes Herz bewies. Ihr verzieh ich auch Alles: aber gegen das Herrchen trug ich seitdem einen rechten Groll und spielte ihm heimlich manchen Schabernack nach Bubenart, ohne daß er dahinter kam.

Ich bekam warme, prächtige Winterkleider von grobem Biber, und war stolz wie ein Kurfürst. Da ich auf meiner Hut war und keine Tollpatschereien mehr machte, so hatte ich es leidlich gut. Der Alte wollte absolut haben, ich sollte Latein lernen, damit ich einmal könne Pastor werden; aber dagegen wendete ich viel ein. Erstens wollte ich nicht, und zweitens mußte ein Pastor ledig bleiben, und ich und Mariane wollten ja doch Mann und Frau werden. Das ging also ein Mal für alle Mal nicht. Ich wehrte mich auf's Blut. Ich lernte keins. Freilich gab's alle Tage Krawall; allein es

blieb bei den Worten und Schimpfnamen — und von denen, sagte Sophie, bekommt man kein Loch in den Kopf. So lange meine Wunde nicht heil war, durfte ich nicht mehr vor die Thüre. Kam Jemand, so wurde ich den Blicken sorgfältig entzogen. Ach, welche Qual stand ich aus. Draußen schien die Frühlingssonne bald; die Veilchen thaten ihre duftenden Kelche auf; die Vögel pfiffen — und ich war ein Gefangener!

Es war zum Verzweiflen; aber was wollte, was sollte ich machen? Der Gedanke an eine Flucht reifte in dieser Zeit allmälig heran und gewann festen Fuß in der Seele. Wie ich sie aber ausführen wollte, darüber war ich noch völlig im Unklaren. Ich dachte, zu warten, bis der Spenglersteffen käme, mit dem ich's überlegen wollte.

Wie viel Tausendmal sah ich hinaus, wie viel Tausendmal blickte ich unter die Dorflinde nach dem Spenglersteffen und Marianen, wenn ich für Sophie oder das Herrchen einen Gang that! In meiner Seele bildete sich die feste Meinung aus, daß, weil meine Eltern nun todt seien und der Nußbaum abgehauen, komme auch der Spenglersteffen nicht mehr. Einmal sagte mir ein Nachbarsknabe: der Spengler ist da! Ich zitterte am ganzen Leibe bei diesem Worte. Es traf mich so heftig mit freudigem Schrecken, daß ich nicht von der Stelle konnte. Als ich mich erholt, flog ich hinab zur Dorflinde; aber ach! Wohl saß ein Spengler da; wohl krappelten und zappelten Kinder da herum; allein es war ein wildfremder Mann, wildfremde Kinder. Und als ich ihn fragte: Kennt Ihr auch den Spenglersteffen? sah er mich ärgerlich an und sagte grob: Esel, was geht der Dich an?

Ich wandte mich ab und ging mit schwerem Herzen wieder in den Pfarrhof, wo mich über mein Ausbleiben noch eine derbe Strafpredigt des Herrchens erwartete.

Wo blieb Steffen? Wo meine Mariane? Sie waren entweder todt oder sie hatten meiner ganz vergessen. Dachte ich daran, so

flossen meine Thränen in Strömen und ich konnte nicht in mir zum Frieden kommen. Sah die gute Sophie meine traurige Stimmung, so gab sie mir die engelbesten Wörtchen und hätschelte mich. Das hob indessen das Elend nicht auf; denn mir fehlte die Freiheit. Aus dem Hause durfte ich nicht anders, als wenn ich ausgeschickt wurde und mußte dann eilen, daß ich zurückkam. Der Alte konnte es nicht leiden, wenn ich nur mit Jemanden sprach, weil er fürchtete, ich möchte ausplaudern, was im Hause vorging. —

4.

Gibt's denn gar kan Weg,
Gibt's denn gar kan Steg,
Der mi aussi führt aus dieser Noth?
Altbaierisch.

Ach, wie viel tausend Mal hab' ich mich gefragt, gibt's denn gar kein Ende in dieser Noth? Denn das Leben im Pfarrhofe wurde mir zur Plage, und zwar mit jedem Augenblicke mehr. Alle Jugendlust erstarb. Sah' ich die Buben draußen Klikker spielen oder Ball oder ein anderes Spiel, das eben jetzt in der Reihenfolge der Jahreszeit vor der Hand war, dann war mir's recht wie dem Zugvogel, der im Bauer sitzt, wenn die Zugzeit kommt, und seine Brüder hoch in den Lüften der wärmeren Gegend zufliegen sieht. Er klagt, trauert, schlägt mit den Flügeln an die Drahtstäbe, aber er kann nicht hinaus, und fühlt nach vergeblichen Versuchen der Befreiung, nur tiefer sein Elend und seine Gefangenschaft. Waren nun meine ehemaligen Spielgenossen in ihrer guten Meinung noch so boshaft, daß sie sich in eine Ecke stellten, wo ich sie sehen mußte, wenn ich, das Buch in der Hand, mein Loos verwünschte, und mir zuwinkten, dann brach fast mein geplagtes Bubenherz in seinem Jammer.

Singen und pfeifen durfte ich nicht; das Spielen war mir verboten, am schärfsten mit andern Knaben meines Alters. Gab's eine Schlittenbahn oder Eis zum Schleifen, dann mußte ich zusehen, wie die Buben so fein lustig waren! aber ich mußte sitzen und lernen oder Bohnen auspflücken, Erbsen belesen, Linsen säubern oder dergleichen unlustige Dinge treiben. Greife ein Mal Jeder in die eigene Brust und frage, ob das zum Aushalten oder Davonlaufen war? —

Wie oft gedachte ich der Lust, als ich noch meine guten Eltern hatte; wie oft der Winterabende und ihrer gemüthlichen Unterhaltung. Wie jammervoll war es im Pfarrhofe! Das alte Herrchen saß im Sessel am Ofen und schnarchte. Die Katze neben ihm spann und schnurrte; die Uhr ging in ihrem gleichmäßigen Tick, Tack, und das Rad der Jungfer Sophie pfiff und krächzte entsetzlich. Es dauerte aber nicht lange, so schlief auch sie ein und schnarchte, wie der Alte. Da saß ich denn und belas Hülsenfrüchte. Freilich muß ich, zur Steuer der Wahrheit, gestehen, daß ich bald den Dreiklang des Schnarchens voll machte. Oft aber fuhr ich vor Schrecken in die Höhe; denn bei solchem Schlafen wurde natürlich das Feuer nicht geschürt. Wurde nun das Herrchen wach und es war kalt in der Stube, so gab's ein Gewitter in bester Form und das Zanken hallte nach wie der Donner im Gebirge oft eine halbe Stunde lang; denn wenn er, wie Sophie sagte, in's Knuttern kam, so fand er kein Ende, und das schöne Liedlein, versetzt mit Flüchen, klang fort, daß man hätte davonlaufen mögen, wenn man gekonnt hätte.

Auf solch einen Auftritt blieb er eine Weile wach; indessen ehe eine Viertelstunde verging, war wieder die alte Geschichte los. So ging's bis zehn Uhr; alsdann legte man sich zu Bette. Wem sollte ich's klagen? Hatte doch Niemanden! Wurde ich ein Mal ausgeschickt, so mußte ich in steter Furcht mich eilen, um nicht des Alten Zorn zu reizen. Er fürchtete, ich möchte aus der Schule plaudern.

Ich war auf mich selbst hingewiesen. In dieser Zeit fiel mir oft ein Sprüchlein meines Vaters ein, das hieß: Hilf Dir selbst,

so hilft Dir Gott, und ich dachte viel nach, wie ich es wahr machen möchte.

Auch das kam noch hinzu, daß ich mich einer Geschichte erinnerte, die einst mein Vater aus der Leihbibliothek des Buchbinders im Städtchen mitgebracht. Sie handelte von einem Sklaven im Mohrenland, der sich aus der Sklaverei selbst befreite, und glücklich in seine ferne Heimath kam. Es tauchte in meiner Seele der Gedanke auf, mit dem ersten guten Wetter auf und davon zu gehen. Wohin aber? fragte ich mich. Mein Herz wußte eine Antwort, nämlich die, zu Marianen, zum Splenglersteffen. Aber wo waren die? Ihre Heimath war weiter oben im Lande Trier oder in der Gegend von Saarlouis, ich wußte es nicht genau. Wie sollte ich sie finden? Mir war's aber, als müßte ich sie finden; als könne das gar nicht fehlen. Gesetzt aber auch, ich fände sie nicht, so könnte ich ja arbeiten, wie ich glaubte, und würde auch ohne Zweifel durch die Welt kommen. Schlimmsten Falles könnte ich ja betteln. Als ich das so überdachte, überlief es mich denn doch eiskalt. Vor dem Betteln hatte ich einen wahren Abscheu und Schrecken. Das trug ich die letzten Wintermonate so mit mir herum, und beäugelte den Gedanken von allen Seiten, bis er rund und fest geworden war. Und Niemand ahnete, was das stille Gemüth des armen Buben mit so viel Lust erfüllte, die er ja doch nicht äußern durfte. Nur Gott wußte es, der meine heißen Gebete hörte, mir die Flucht gelingen zu lassen, wenn sie kein Unrecht wäre.

Endlich ist dann der Frühling gekommen. Die Bäume blühten; die Hecken wurden grün; der Wald legte sein Sonntagskleid an, und die Bauern gingen in ihre Weinberge. Morgens frühe, wenn der Tag grauete, kamen die Taglöhner, welche die Setzreben holten für des Herrchens neuanzulegenden Weinberg. Da mußte ich aufstehen und das Thor aufmachen. Ich mußte also auch den Schlüssel haben. Ich wartete, bis der Mond schien, sagte dann Abends nicht ohne Rührung: gute Nacht, und ging, statt in meine Stube, in die

Scheune, wo der Heuschober schon ziemlich herabgefüttert war. Dorthin hatte ich mein kleines Bündelchen verborgen. Kein Schlaf kam in meine Augen die ganze Nacht. Als es gegen zwei Uhr frühe war, fütterte ich mein Rindvieh noch ein Mal, nahm Abschied von den treuen Thieren, nahm den Schlüssel, schloß das Thor auf und leise wieder zu, warf den Schlüssel unten durch in den Hof und — war frei. Freiheit! Freiheit! Du edelste Gabe Gottes, wie fülltest du da meine Brust mit Wonne! Ich zog einige Mal Athem, gerade als ob die Luft der Freiheit eine andere, reinere wäre — und heida! ging's zum Dorfe hinaus. Mein Seel! ich hab' da weder geländert, noch gefaulenzt. So bin ich nie mehr ausgezogen. Ich meinte immer, ich hörte des Herrchens Flüche und Sophiens Pantöffelchen hinter mir. Da bin ich denn gelaufen wie ein Hase vor dem Hunde — immer die Mosel hinauf und am Ufer hin. Ich hatte dabei die unendliche Freude, daß die Nachtigallen hüben und drüben jubelten, auch wohl ein Mal eine Wachtel ihr Pickterick rief, und der Hahn die Kette seiner zerstreuten Feldhühner lockte. Dabei rauschte der Fluß so traulich in der Tiefe; hier und dort hörte ich eine Thurmuhr schlagen, die Hähne in den Dörfern krähen, die Wonne vergangener Tage zog in meine Seele ein mit allem Reichthume, den ich früher besessen, bei dem freilich wohl der größte fehlte, das Mutterherz und seine Liebe.

Es kam mir keine Furcht an. Das mochte aber daher kommen, daß ich die ganze Nacht gebetet hatte, und da mir meine Flucht gelungen war, so sah ich darin, daß sie Gott billigte.

Als die ersten Lichter des Tages am Himmel aufblitzten, lag ein Städtchen vor mir, eng und schmal an das Gebirge gedrängt. Die Hähne krähten, die Hunde bellten; aber noch schlief Alles. Rasch hindurch; dachte ich, und that also. Alles schlief, wie gesagt, nur die Bäcker hatten Licht, und der belebende Duft des frischen Brodes erreichte meine Nase. Ich blieb vor einem Hause stehen und sog ihn gierig ein; denn ich hatte heftigen Hunger. Jetzt fiel mir's

schwer auf's Herz, daß ich mir nicht ein Stück Brod mitgenommen. Geld hatte ich ja nicht. Der Geruch belebte meine Lebensgeister. Ich eilte durch das Städtchen durch, so schnell ich konnte, und war froh, daß mich Niemand wahrgenommen. Am letzten Hause lag der Nachtwächter in der lauen Nacht auf einer Bank und schlief wie ein Sack. Niemand hatte mich gesehen. Jetzt strengte ich alle meine Kräfte an und lief, was ich laufen konnte, um aus dem Bereiche der Stadt zu kommen. Der Weg führte aufwärts. Ich verließ ihn jedoch, und hielt mich auf einem Fußpfade an der Mosel. Ich mußte sehr weit gewandert sein, denn meine Ermüdung war grenzenlos. Mein Hunger ebenso; aber in den Feldern war noch nichts, womit ich ihn hätte stillen können. Zum Glücke war meine Müdigkeit so übermäßig groß, daß, als ich in den Weiden am Ufer mich niedersetzte, der Schlaf mich überwältigte und sich mit wahrhaft bleierner Schwere auf meine Augen legte. Ich vergaß Alles, was mich quälte, selbst den Hunger.

Ich mußte lange geschlafen haben. Die Bäume hatten lange Schatten gegen Morgen zu, als ich mich aufrichtete; aber ein Hunger quälte mich jetzt, der keiner vernünftigen Vorstellung würde Raum gegeben haben. Wohin ich aber mein Auge wandte, nirgends erblickte ich einen Kirchthurm oder nur ein Haus. Drüben am andern Ufer der Mosel arbeiteten Leute; aber kein Kahn, keine Ferge war zu sehen. Was blieb mir also anders übrig, als die letzte Kraft anzustrengen und weiter zu wandern in die große, unbekannte Welt hinein. So groß war meine Ermattung, daß ich mir aus dem nahen Haselbusch einen Stock schneiden mußte, auf den ich mich stützen konnte. So schlockerte ich denn weiter. Das Ufer wurde jetzt felsig. Die Wände des Schiefergesteins stiegen steil auf. Da erblickte ich einige Schlehenstauden und eine Hagedornhecke. Jene trug noch blaue Beeren an einem dürren Aste, und an dieser hingen noch einige verschrumpfte Hagebutten. Mühselig erbeutete ich sie. Aber nie hat mir etwas so gut geschmeckt. Ich fühlte mich stärker

darauf und schritt kräftiger fürbaß. Als ich um eine Ecke bog, saß ein Handwerksbursche da, der an einem Stücke trockenen Brodes sich labte. Ich blieb wie eingewurzelt stehen, und die ganze Macht des Hungers erwachte wieder; aber bitten konnte ich nicht.

Der Bursche war ein guter Mensch. Er sah mich freundlich an.

„Hast Du Hunger?" fragte er.

Ich nickte stille.

„Komm," sagte er, „ich will mit Dir theilen."

Jetzt, wo ich nach vielen, vielen Jahren dies niederschreibe, ergreift's mich wunderbar. O könnte ich Dir's lohnen, Du armer, treuer Mensch! Gebe Dir Gott einen fröhlichen Tag, wenn Du noch lebst, und vergelte es Dir reichlich im Segen, was Du an mir, dem armen, hungernden Knaben, thatst, der nicht betteln konnte, und schier umkam vor Hunger.

Als ich das Brod so gierig verschlang, sah er mir wehmüthig zu und sagte: „Hast wohl auch seit lange nichts gegessen?"

Jetzt ging mir Mund und Herz auf. Ich erzählte ihm Alles.

„Hast Recht gehabt, durchzubrennen, junges Blut," sagte er. „Du hast ein ehrlich Gemüth. Es wird Dir nicht fehlen; denn der liebe Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen. Mir ist's auch kratzig gegangen," fuhr er gutmüthig plaudernd fort; „aber ich habe allezeit Gott vertraut und war ehrlich und treu. Da ist denn nach dem Regen als immer wieder Sonnenschein gekommen, und ich habe allerdings gute Menschen gefunden."

Das war ein Wort, das in mir durchschlug. Da sprach die Wahrheit der Erfahrung. Ich gelobte ihm, auch, wie er, Gott zu vertrauen und treu und ehrlich zu bleiben, und wir schieden; aber ich sah ihm, dem ich so innig gedankt, lang nach, und als er verschwand, kam es mir vor, als sei das kein rechter Handwerksbursche gewesen, sondern ein Engel Gottes, der mich leiblich und geistig gelabt. Das Herrchen hätte acht Tage mir vorpredigen können, es hätte so nicht gewirkt.

Der Tag neigte sich zum Abende hin, als ich in einiger Entfernung ein Dörfchen vor mir liegen sah. Alle Furcht war aus meiner Seele gescheucht, seit der Bursche mit mir geredet hatte. Der heilige Glaube an die uns geleitenden Engel Gottes war ja wieder in seine vollen wundersam wirkenden Rechte getreten. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich dort in dem Dörfchen Brod und Obdach finden würde; denn mein Hunger war noch nicht gestillt. War doch das Stück Brod, das mir der ehrliche Handwerksbursche gab, nicht hinreichend, mich einen ganzen, langen Tag zu sättigen. Buben in meinem Alter haben immer Hunger. Kein Wunder, daß er wieder riesenhaft geworden war. Nun lag das Dörfchen vor mir, wo ich Obdach und Brod zu finden hoffen durfte. Das hob wieder die gesunkenen Lebensgeister.

So bin ich denn frohen Muthes fortgeschritten, bis ich an das erste Haus kam. Haus darf ich es freilich nicht nennen. Es war fast so, wie mein Vaterhaus. Auf dem Strohdach war auch eine so reiche Moossammlung, wie auf dem unsrigen. Wie dort der schöne Nußbaum schützend seine Aeste über das alte grüne Dach hinbreitete, so hier eine ungeheuere Linde, an der gewiß Jahrhunderte mit ihren Stürmen vorübergezogen waren.

Ich stand da im Betrachten dieser Aehnlichkeiten, und ließ die ganze Reihe schmerzlich süßer Erinnerungen an meiner Seele vorübergehen, als eine Frau aus der Hütte trat, welche zwei Wassereimer trug. Ihre Tracht war anders als brunten bei uns an der Untermosel; aber sie hatte die echte Moslergesichtsform, rund und frisch und voll. Sie mochte vierzig Jahre zählen. Aus ihren hellblauen Augen sprach eine so unsägliche Gutmüthigkeit, daß ich schnell ein besonderes Zutrauen zu ihr faßte, und sie würde um ein Nachtlager angeredet haben, hätte sie mich nicht nach einigem beobachtenden Ansehen angeredet.

„Woher kommst Du, Bübchen?“ fragte sie lächelnd.

Ich nannte ohne Rückhalt meinen Geburtsort. Lügen hätte

ich nicht gekonnt, und wenn ich zurück gemußt hätte in meine Zwangsanstalt. Auch hatte ja meine selige Mutter mir immer gesagt, daß das Lügen die Quelle alles Bösen sei.

Sie besah mich wieder eine Weile und seufzte.

„Haben Dich denn Deine Eltern so weit allein gehen lassen?“ fragte sie mich liebreich.

„Ach, ich habe ja keine mehr,“ sagte ich, und ich weiß nicht, wie es kam, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich zu weinen anfing. Vielleicht ist zu dem schmerzlichen Bewußtsein, keine Eltern mehr zu haben, und so verlassen in der Welt zu stehen, jenes andere hinzugetreten, daß ich einen mächtigen Appetit fühlte, und nichts hatte, ihn zu stillen, und jenen natürlichen Abscheu vor dem Betteln fühlte.

Schnell setzte die Frau ihre Wassereimer nieder, kam auf mich zu und faßte mich bei der Hand.

„Armes Kind,“ sagte sie, „wo willst du denn hin?“

„Ach, das weiß ich ja selbst nicht,“ schluchzte ich.

„Das weißt Du nicht?“ sagte sie im Tone höchlichen Erstaunens. „Haben sie Dich denn fortgejagt?“

„Ach,“ sagte ich, „ich will Euch das erzählen, wenn — wenn —“ ich stockte.

„Nun, wenn?“ sagte die Frau so überwältigend gutmüthig, daß ich herausplatzte: „wenn Ihr mir etwas Brod geben wollt, ich sterbe sonst vor Hunger.“

Ohne weiter zu fragen, zog sie mich nun in ihr Häuschen und in die Stube hinein, die so klein und so reinlich war, wie einst die meiner lieben Mutter. Hier nöthigte sie mich, niederzusitzen, holte mir Brod, Käse und Milch, und sprach mir zu, mich zu laben. Sie selbst schnitt mir vor, und ohne Scheu begann ich einzuhauen mit einer waren Vertilgungswuth.

Sie sah mir mit thränenfeuchten Augen zu. Als ich endlich

gesättigt war, erzählte ich ihr dann meine Geschichte und meine Absicht, den Spenglersteffen aufzusuchen.

Mit großer Spannung hat sie mir zugehört. Als ich geendet, sagte sie: „Es war unrecht von Dir, dem Pastor durchzugehen, denn er meinte es doch gut mit Dir. Er wollte ja auch einen geistlichen Herrn aus Dir machen.“

Das fiel mir auf die Seele. Ich erkannte in dem Augenblicke, daß die gute Frau vollkommen Recht hatte, und Scham und Reue durchzuckten mich zum ersten Male. Ich kam mir in meiner Undankbarkeit recht strafbar vor.

„Aber,“ fuhr sie fort, „noch thörichter ist es von Dir, den Spenglersteffen aufsuchen zu wollen. Ich kenne ihn wohl: aber der zieht mit dem Frühling weit in das Land hinaus, und Du könntest weit und lange wandern, und ihn am Ende doch nicht finden.“

Das war wieder wahr. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. Ach, warum hatte ich das nicht bedacht?

„Du dauerst mich recht, armes Bübchen,“ fuhr die Frau fort; „und doch hat Dich der liebe Gott recht gut geführt. Mein Mann ist der Kuhhirte hier, Kinder haben wir nicht, und er brauchte doch so einen Läufer bei der Heerde, da er auch Geisen dabei hat, die gerne nebenaus gehen. Du könntest ihm dabei gut dienen wenn Du bei uns bleiben und brav sein willst. Da könntest Du den ganzen Tag im Freien sein, und wärest nicht eingesperrt, wie bei dem alten Herrchen. Willst Du?“

„Ach Gott ja!“ rief ich aus, und alle Zentnerlasten, die meine Brust niederdrückten und mir den Athem fast nehmen wollten, fielen plötzlich hinweg. Ich ergriff ihre Hand voll Freude und Dankbarkeit. „Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein,“ sagte ich im Tone der festesten Zuversicht, denn es kam aus meiner Seelen Grunde. Nun fühlte ich keine Müdigkeit mehr. Ich warf mein Ränzel auf die Bank, eilte hinaus, nahm die Eimer und schöpfte ihr Wasser. Wie das der Frau wohlgefiel, kann ich gar nicht

sagen. Ihr Auge leuchtete. Sie mochte denken, ich sei ihr Kind. Ich half ihr nun in der Küche, im Stalle, und sie freute sich meiner Anstelligkeit und Brauchbarkeit.

Ich hab's hier und überall in meinem Leben erfahren, daß Gefälligkeit und Dienstfertigkeit ein Schlüssel zu allen Herzen ist, den aber die Treue fest in der Hand halten muß. Läßt die ihn fallen, so knappt die Thüre in's Schloß und das Wiederaufmachen ist eine vergebliche Arbeit.

Endlich kam ihr Mann. Auch einer mit einem offenen, treuen Hunsrückergesichte. Ich hörte ihm nämlich sogleich am ersten Worte an, daß er bei Alten-Stimmen zu Hause war, von woher öfters Leute an die Mosel kommen, um ihren Flachs zu verkaufen, auch um den reichen Leuten im Herbste die Trauben lesen zu helfen.

Er machte große Augen, als er mich sah; aber er wurde gar freundlich und fröhlich, als er hörte, daß ich sein Läufer sein wollte. So köstlich, als ich nun bald darauf auf meinem Boschen Stroh schlief, hab' ich später niemals wieder geschlafen. Ich hatte ein Obdach, ein Unterkommen bei guten Menschen, Brod — was brauchte ich mehr? Und, was noch darüber war, das schlug ich eben so hoch an, ich konnte mit der Heerde im Freien herum ziehen, und die Vögel pfeifen hören, ihre Nester aufsuchen; hatte einen schönen Hund. O kein König war so reich, so glücklich, als ich. Ich sah im Traume meine liebe Mutter, die mir zulächelte; ich sah Marianen, die mir winkte, und alle Seligkeiten erfüllten meine Brust.

Als ich am andern Morgen mit dem ersten Schimmer des Tages munter war, grüßten mich meine neuen Pflegeeltern gar freundlich. Wir setzten uns bald zu Tische und aßen nach alter guter Sitte unsere Kartoffelsuppe, die Leib und Seele kräftig zusammenhielt, und darauf gab mir der Hirte das Horn aus Kirschbaumrinde und sagte: „Probire mal, ob Du auch blasen kannst."

Es ging schlecht; allein als er mir den rechten Ansatz des

Mundstücks zeigte, hatte ich es bald weg, und ging nun in's Dorf und blies zum erstenmale die Heerde heraus, bewaffnet mit einem Ringelstocke und einer stattlichen Peitsche, deren Stock aus Eichenholz, am Griffe schön geschnitzt und oben zierlich geflochten war, so daß dieser elastische Stock einen wundervollen Knall bewirkte.

Mir ging ein neues Leben auf. Meine Seele hing von Kindesbeinen an mit Liebe an der Thierwelt. Jetzt war ich recht in meinem Elemente. Wir trieben die kleine Heerde, die zur Hälfte aus muntern Geisen bestand, den Berg hinauf auf die Höhe. Dort war ein großes freies Weideland, und ein mächtiger Wald dehnte sich hinein bis tief in das Land.

Wenn ich nicht die naschigen Geisen herbeiholen mußte, übte ich mich auf dem Horne. Derweilen schnitzte Caspar, so hieß der Hirte, Peitschenstiele, Kochlöffel und dergleichen. Das zog mich auch an. Es währte nicht lange, so blies ich das Horn schöner, wie er, flocht meinen Peitschenstiel so gut, wie er, und schnitzte Kochlöffel, die an Zierlichkeit der Form und Nettigkeit der Arbeit nichts zu wünschen übrig ließen. Die Schnitzarbeit war mir ja nicht fremd. Ich hatte sie ja schon im Vaterhause getrieben, und mein Vater war ein Meister darin.

Mittags brachte uns die Mutter unser Essen in den Wald, wo es noch einmal so gut mundete, als zu Hause in der Stube. Wie lächelte sie so freundlich, wenn ich das Horn so schön blies! Wie belobte sie die Beweise meiner Schnitzkunst!

Ich wurde den guten Leuten bald unentbehrlich, und richtete mich empor, wie die Pflanze, die Wasser bekommt nach großer Dürre. Ich erkannte, daß ich bei dem Spenglersteffen doch überflüssig gewesen wäre, da er ein Kindergezappel hatte, wie in einem Ameisenhaufen. Und doch! — Mariane war meiner Seele einziger Gedanke. War ich doch nicht Pastor geworden, um sie heirathen zu können! Aufgeben konnte ich den Gedanken nicht, früher oder später mit ihnen zu ziehen und ein rechter Spengler zu werden. Als

ich mich den guten Hirtenleuten hingab, hatte ich auch die Condition gestellt, daß ich so lange bei ihnen bleiben wolle, bis mich der Spenglersteffen im Handwerke werde brauchen können, und sie waren auf die Bedingung eingegangen. Jeden Abend, wenn ich heim kam mit der Heerde, ließ ich meine Augen wie Luchsaugen spioniren, ob ich die Spenglersippschaft nicht sehe; aber der Sommer kam und ging hin. Die Schwalben zogen einer schöneren Heimath zu, und Mariane kam nicht. Jetzt war meine Hoffnung aus für dieses Jahr. Stand ich so auf den Kuppen der Berge und ließ die schwermüthigen Töne meines langen Hornes das Echo nachrufen, so meinte ich, Mariane müsse es hören. In jede Modulation legte ich ihren Namen; aber das Echo verhallte wie die Töne, die ich ihm gegeben, und Niemand verstand diese Laute, Niemand als ich selbst in meinem stillen Leid.

Endlich hörte das Hüten auf. Wir blieben daheim im warmen netten Stübchen, und unsere Arbeit war Besenbinden, Kochlöffel, Peitschenstiele und Fliegenwedel schnitzen und Holzkäfige machen. Das Alles war nett und schön, und meine Arbeit fand absonderlichen Beifall und Absatz bei dem Volke. Ich trug das Gefühl in mir, nicht eine Last, wie im Pfarrhofe, sondern jetzt von Nutzen für meinen Brodherrn zu sein, und das gab mir eine rechte Freudigkeit. Ich hatte es aber auch gut. Da die Leute selber keine Kinder hatten, so lag mir die Frau oft an, ganz bei ihnen zu bleiben und ihr Kind zu werden. Aus diesem Anliegen sprach die Liebe der Frau deutlich und klar.

„Sterben wir," sagte sie, „so bist Du unser Erbe, und erhältst das Hirtenamt hier ganz sicher." Es lag etwas ungemein Lockendes in dem Anerbieten; doch — Mariane nahm nur einen Spengler — ich konnte nicht Ja sagen, obgleich es mir wehe that, das gute Weib zu kränken.

Wenn ich so stille arbeitend da saß, kamen mir allerlei Gedanken; nicht gerade fühlte ich Reue, aus dem Kerker des Pfarr-

hofes entflohen zu sein; aber ich erkannte doch jetzt, daß ich etwas gelernt hatte; denn Caspar konnte weder lesen, noch rechnen, noch schreiben. Ich wurde ihm von großem Nutzen bei den Viehhändlern im Dorfe, wo oft die Juden die Leute und ihn abscheulich betrogen hatten. Ich konnte ihnen auf die Finger sehen, und that es mit aller Schlauheit, daß sie mich am Ende in eben dem Grade fürchteten, als die Bauern großen Respekt vor meinem Wissen und Können gewannen. Diese Einsicht ließ mich den Dank nicht vergessen, den ich dem alten Herrchen schuldig war. Um aber mein Wissen zu erweitern, trachtete ich nach einem Rechenbuche. Im Dorfe war kein Schulmeister und kein Pfarrer. Die Kinder gingen in eine Schule, die wenigstens eine gute Stunde entfernt lag.

Es stand schlecht, sehr schlecht im Dorfe um das Wissen der Bauern. Lesen konnten wenige, schreiben noch wenigere, und rechnen nur etwa viere. Einer hatte ein Rechenbuch, aber ein geschriebenes, darinnen gar wundersame Exempel standen. Eins war, wenn es gerechnet war, ein Seeschiff mit Segeln und Wimpeln; ein anderes ein Reiter, hoch zu Roß; ein drittes ein Hund, und Gott weiß, was für seltsame launige Gestalten sie bildeten, indem daran multiplicirt und dividirt wurde. War das Exempel richtig gerechnet, so bildete sich die Figur von selber. Es war ein Gut von einem unschätzbaren Werthe. Ich ließ indeß nicht ab zu bitten, bis mir's der Bauer lieh. Griffel schliff ich mir selbst aus dem Thonschiefer, den ich, weich und zart, längst entdeckt hatte, und einen Schiefer von dunklerer Färbung fand ich auch, den ich glatt schliff und mit Oel tränkte. So war mir geholfen. In jeder freien Minute saß ich und rechnete. Ehe der Frühling kam, hatte ich es mit Stumpf und Stiel, mit allen Seeschiffen, Reitern, Hunden, Meerweibchen und alle den künstlichen Exempeln durchgerechnet. Als der Bauer, welcher es mir geliehen, meinen Eifer und meine wachsende Kunst sah, gab er mir noch ein anderes Gut. Es war ein Buch so groß wie die Bibeln, die ich einmal auf dem Besenverkauf in den Häusern

der Lutherischen auf dem Ofenbrett stehen gesehen hatte, doch es war keine Bibel, sondern es hieß: **Sebastiani Munsteri Cosmographia**, das ist Weltbeschreibung. Bei allen erheblichen Gegenständen waren Abbildungen, die gar lieblich anzusehen waren. Da fing ich dann an zu lesen und es ging mir eine neue Welt auf. Alle Länder, Städte, Menschen, Thiere und Pflanzen der Welt, so sie merkwürdig waren, standen da beschrieben, und viel wunderbare Mähren von Völkern in Asien und Afrika, die auf einem Beine gehen, nur Ein Auge, und dies im Magen haben, und dergleichen mehr. Ich las meinen Pflegeeltern vor, und ihre Theilnahme und Neugierde wuchs in dem Grade, daß ich Abends oft bis zwölf Uhr vorlas und nun von aller Abendarbeit freigesprochen wurde.

Es liegt klar am Tage, daß ich an Einsicht zunahm; aber mein Sinn fing auch an, eine andere Richtung zu nehmen. Meine Einbildungskraft malte mir die Bilder der fernen Welt mit allem Zauber aus, und oft ergriff mich eine wahre Sehnsucht dorthin zu wandern, wo solche Wunder zu Hause seien.

Lehrreich und für mich höchst angenehm ging der Winter herum. Mit dem Frühlinge zogen wir wieder hinaus zu Berg und Wald. Im Pfarrhofe war mir das Eingesperrtsein ein Gräuel aller Gräuel. Im Hirtenhause blieb ich freiwillig zu Hause und arbeitete und lernte freudiglich, ohne an Schlittenbahn, Schleifen, Meisenfangen und Schneeballwerfen zu denken. So ist der Mensch! Schon im Knaben das ewig sich wiederholende Spiel des Lebens. Das „Muß" ist überall ein bitteres Kraut und eine herbe Speise. Thut man dasselbe freiwillig, so ist's eine Lust.

Es war mir gar gut gegangen im Hirtenhause. Es war ein so stilles Leben darin, daß man keinen Ton hörte, als das Spinnrad und die Laute unserer Arbeit. Kein Fluch, kein böses Wort; aber zum Beten hielten sie mich an, weil wir selten in eine Messe kamen. Unser Tisch war reichlich mit Kartoffeln besetzt und mit dicker Milch. Das war ein fürstlich Essen. Bald hätte ich aber

noch Eins vergessen. Caspar war ein wackerer Fischer. Auch ich übte ja längst diese Kunst, und manchen Moselbarben, manche schöne Schleihe und Weißfische fing ich für unseren Tisch, und die Mutter verstand sie köstlich zu backen. Auf der Haide standen viele Wachholderstauden, und Schaaren schöner fetter Krammetsvögel saßen da im Herbste. Ich schlug Caspar vor, einen Herd zu errichten im nächsten Sommer. Da ließe sich etwas Erkleckliches verdienen. Das leuchtete ihm ein. Ohne Säumen wurde nun im Frühling schon die Vorkehrung getroffen. Ich ging einige Stunden weit, wo ein Herd war, besah mir die Art der Einrichtung, kaufte ein Netz, und nun wurde in den Ruhestunden des Sommers der Bau vollendet. Damals war's noch nicht im Trierer Lande wie heutzutage. Es durfte, so zu sagen, Jeder machen, was er wollte. Die Förster waren selten, die den Leuten das Holzholen vergällten, und die Waldfrevel führten nicht in Numero Sicher, wie sie das Gefängniß nannten. Nur das Wild mußte man in Ruhe lassen von wegen der geistlichen Herren. Niemand hinderte uns in unserer Arbeit, und sie gelang. Ich sah einer neuen Lust entgegen für den trüben nebeligen Herbst und einen Förster hatte ich nicht zu fürchten.

Auch im Laufe dieses Sommers kam der Spenglersteffen nicht. Allmälig zog da ein tiefes Weh in meine Seele ein. Die Töne meines Hornes wurden klagender. Waren sie gestorben oder zogen sie nicht mehr umher? Lebte meine Mariane noch? Dachte sie noch an mich? Solche Fragen bestürmten mich, und jede Antwort fehlte. Nur in meinen Träumen sah ich sie blühend, wie die junge Rose; aber immer nur als Kind, wie ich sie zuletzt gesehen. Ich vergaß, daß nun schon eine geraume Zeit dazwischen lag; daß ich selbst herangewachsen war, und daß ich in meinem weißen linnenen Rocke, mit blauem Tuche die Nähte und den Kragen verziert, mit den blau eingefaßten Achselklappen und dem breitkrempigen, hinten spitz aufgebundenen Hute ein gar stattlicher Dreiläufer geworden war. Was half aber alle meine Sehnsucht, all' mein heißes Hoffen? Sie kam

nicht. Die Monate zogen vorüber im stillen Einerlei des Hirtenlebens; die Saaten reiften; die Weinlese kam; der Wind pfiff kalt über die Kämme des Gebirgs, die Heerden blieben daheim. Der Krammetsvogel kam in Zügen auf den Wachholder — aber Mariane kam nicht.

So war es denn schon tiefer Herbst geworden, und der Schnee kämpfte mit dem Regen um die Herrschaft. Ueber die grau werdenden Triften peitschte der Sturm die gelbenden Blätter der Bäume und rasete in den Wipfeln der alten Eichen im Walde. Die Kraniche zogen in ihren scharfen Linien und Dreiecken mit den Schneegänsen am Himmel hin, und Raben und Dohlen trillten sich krächzend in dem wirbelnden Winde. Das war eine Musik, die zu der Stimmung meiner Seele paßte, wenn ich in dem Vogelherde saß, und den Krammetsvögeln auflauerte.

Er lag am Saume des Hochwaldes. Vor ihm dehnte sich eine weite Haidefläche aus, auf der Wachholder in Menge wuchs — jenseits derselben lag wieder im weiten Bogen der Eichenwald. Zur Seite, und zwar links von dem Herde, etwa in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten, zog eine alte Heerstraße hin, auf der freilich kein reger Verkehr stattfand; denn sie war so sehr ausgefahren, daß jedes Gefährte rettungslos seinem Verderben entgegen ging, welches es gewagt hätte, d'rauf fahren zu wollen. Sie beeinträchtigte also meinen Fang nicht, obwohl, ich muß es bekennen, hundertmal in meiner Einsamkeit, in der ich mich nicht rühren durfte, mein Auge durch das kleine viereckige Loch nach ihr hinflog, weil ich immer meinte — daher müsse — Mariane kommen. Der Herd war in die Erde gegraben, hatte eine kleine Holzbank zum Sitzen, und war oben mit Rasen sorgfältig überdeckt. Raum hatte er nur für eine Person. Von außen konnte man ihn kaum wahrnehmen. Vor diesem Standpunkte lag das Netz, saßen die Lockvögel und lagen die Leckerbissen der Vögel, die köstlich duftenden schwarzen Wachholderbeeren in den schönsten Aestchen, untermischt

mit glühendrothen, hellleuchtenden Vogelbeeren in dicken Hängeln. In dem kleinen Raume war es warm und behaglich, wenn auch draußen ein schneidender Nord über die Haide pfiff.

Schönes Wetter im Spätherbst und alter Weiber Tänze währen selten lange, dachte ich, als ich eines Morgens nach dem Herde eilte und die Sonne eben an dem klaren Himmel heraufblitzte. Von ferne hörte ich schon den eigenthümlichen Ruf der Krammetsvögel. Schnell band ich meinen Lockvogel fest und schlüpfte in meinen Versteck, und ehe eine Viertelstunde verging, hatte ich zwanzig Stück gefangen. Es war an diesem Morgen, als sollte mein ganzer Herd voll werden; denn Zug auf Zug kam und füllte das Netz. Einen reichlicheren Fang hatte ich noch nicht gemacht, und noch immer kamen neue Schaaren.

Als ich nun so da saß fröhlichen Herzens, blickte ich hinaus durch das kleine Fensterlein, und ein seltsam Gefühl durchzuckte mich. Daher kam der bekannte wohlbeladene Esel, und neben ihm mit dem wohlbekannten, länglich viereckten Kasten eine Gestalt, die der des Spenglersteffen auf's Haar glich. Jetzt trat auch hinter der Waldecke die Mutter hervor, mit dem kleinen Kinde auf dem Arm, und das kleine Heer der übrigen Knaben, und zuletzt die schlank aufgeschossene Gestalt eines Mädchens, die ging, als berührte sie den Boden nicht.

Wie mir das Herz pochte, kann ich Niemand sagen. Es drohte die Brust zu zersprengen. Ich vermochte mich fast nicht zu rühren. Eine seltsame Bangigkeit durchzog mein Wesen. Doch lange währte das nicht. Die Freude übermannte jedes andere Gefühl. Ich zog mein Netz zu, in dem wieder ein tüchtiger Flug zappelte und schrie, und rannte auf die Gruppe zu.

Der Steffen sah mich zuerst und erkannte mich auf den ersten Blick.

„Friedel!“ rief er, „armer Friedel, lebst Du noch? Wie ist Dir's ergangen, seit wir uns nicht mehr sahen?“

Jetzt kam die Mutter. In ihren Augen glänzten helle Thränen,

als sie mir die Hand drückte. Dies geschah aber mit einer so wohlthuenden Wärme, daß es mich tief ergriff. Alle Knaben rannten herzu und begrüßten mich — nur sie nicht, sie, an der meine Seele hing und mein Auge. Ach, wie war sie so schön geworden! Doch in der Knospe war schon die Rose zu ahnen; schon als Kind war sie ein kleiner Engel, weit schöner als die, welche in unserer Kirche auf dem Altar saßen und Posaunen bliesen, aber jetzt war sie eine werdende Jungfrau in all dem wundersamen Schmelz einer seltenen Schönheit, schlank wie eine Pappel gewachsen; ihr Auge so groß und feurig, ihre Wangen so rosig, ihr Mund so küßlich, ihr Haar so reich, voll und glänzend, ihre Haut, trotz des schwarzen Haares, weiß, wie blendender Schnee, auf den die Strahlen der Morgensonne fallen.

Endlich hatten mich alle Glieder der Familie bewillkommnet. Nur sie stand und drehte den Zipfel ihrer Schürze spitz zu und sah unter sich, über und über von flammendem Roth übergossen.

Die Mutter bemerkte es und rief lachend: „Mariane, kennst Du denn Deinen lieben Friedel nicht mehr, oder willst Du ihn nicht kennen?"

Das Wort sagte mir viel. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr halten und ging auf sie zu.

Da schlug sie das Auge auf. Es war wie eine strahlende Sonne. Sie lächelte, und dies Lächeln bezauberte mich.

„Guten Morgen, Friedel," flüsterte sie so leise, daß ich es nur hören konnte, aber mit einem so seelenvollen, wonnigen Tone, daß mir beinah das Herz aus der Brust hüpfen wollte vor Lust und Wonne. Sie reichte mir die kleine, schöne Hand, die ich im Uebermaße meines Entzückens so hart drückte, daß sie zuckte.

„Was treibst Du hier?" fragte mich Steffen. Ich mußte erzählen. Bis zu meiner Flucht kannten sie meine Geschichte genau; denn sie kamen von meinem Geburtsorte her.

„Aber hier auf der Landstraße zu stehen, behagt mir nicht son-

derlich," sagte Steffen. „Wir wollen in den Wald und uns Kaffee kochen."

Ich wußte nahe ein Plätzchen, wo es sich lagern ließ. Dorthin führte ich sie, und eilte dann zu meinem Herde. Mein überreicher Fang ließ es mir zu, sie alle würdig zu traktiren. Die Witterung blieb schön, und die Sonne schien für den späten Herbst noch recht warm.

Es war eine Lust zu sehen, wie nun die Vögel gerupft wurden. Alles half, und bald genug war eine hinlängliche Zahl fertig, die bald in der Pfanne schmorten. Holz aber mußte gesucht werden. Mariane und ich fanden uns bald, und jetzt, wo es Niemand sehen konnte, war die Sache anders.

„Wie bist Du so schön geworden!" sagte ich mit leuchtenden Blicken und pochendem Herzen.

„Und Du bist auch ein bildschöner Bub!" lächelte sie, und die strahlenden Augen brannten in die Seele hinein bis auf den Grund.

„Aber Du mußt mit uns gehen, und ein Spengler werden," sagte sie und sah mich schalkig an. „Weißt Du's noch?"

Wohl wußte ich's noch, und sagte freudig ja.

Sie klatschte in die Hände vor Lust.

Wir plauderten uns wieder in die schönen Kindertage hinein. Holz wurde wenig gesammelt, bis wir merkten, daß es Zeit sei.

„Komm," sagte sie, mich am Aermel zupfend, „sonst necken sie uns."

Nun wurde eilfertig das Versäumte nachgeholt, und bald waren wir, reich beladen, bei dem Lager, wo die Vögel unserer warteten und der duftige Kaffee, den ich so lange nicht getrunken, denn so weit war die Weltbildung bei meinen guten Pflegeeltern noch nicht vorgedrungen, daß sie dies damals noch so vornehme Getränke gekannt hätten. Bei Steffen war's anders; die kamen mit Städten in Verkehr und lernten es frühe schon kennen und lieben. Bei

ihnen ging's von Hand zu Munde, das sah ich leider später wohl ein und das „gute Leben" trug viel Schuld an ihrer Armuth. Es ist so die Art vieler armen Leute, daß sie gar nicht vorausdenken, nicht an böse Tage, nicht an Krankheit, nicht an das Alter. Nur in den Tag hinein leben sie. Gutes Essen, gutes Trinken ist ihre Lust, ihr Glück, ihr Alles. Haben sie Geld, so wird's vergessen und vertrunken; haben sie keins, so wird gedarbt und darin liegt der vollwichtige Grund ihres Elendes in kranken Tagen und im Alter. Ach, wie oft hab' ich in spätern Tagen das meinen Leuten gesagt; aber es war bei Spenglersteffens so tief in's Fleisch gewachsen, daß es eine unsägliche Mühe kostete, sie von dem Vortheile zu überzeugen. Das Mäulchen gewöhnt sich gar leicht und gerne an das sogenannte „Schnuckeln" und dieser böse Geist ist so schwer auszutreiben, als der der Faulheit, der Unsauberkeit und des Trinkens. Ein Trinker war nun eben der Spenglersteffen nicht, das heißt, Wein und Branntwein wurde nicht getrunken, aber der Kaffee kostete erstaunlich viel und hielt nicht wider, während eine nahrhafte Suppe unendlich mehr werth war, wie ich aus Erfahrung wußte.

In unserer Abwesenheit schien zwischen Steffen und seiner Frau auch eine wichtige Berathung an's Ziel gelangt zu sein; denn Steffen hob, während er mit seinen Zähnen die Knochen der Vögel mit Behagen zermalmte, an:

„Wie steht's denn nun mit uns, Friedel?"

„Wie denn so?" fragte ich, ahnend, daß es auf meine Zukunft Bezug haben würde.

„Ei, Du wolltest ja, wie wir in deinem Dorfe gehört, zu uns und mit uns ziehen, um ein Spengler zu werden. Bist Du noch der Meinung?"

„Gewiß!" sagte ich freudig, und mein Blick flog zu Marianen, die mir froh zunickte. „Hirte mag ich nicht bleiben. Wenn Ihr mich wollt, so will ich Euer Kind sein, treu und gehorsam und fleißig arbeiten."

„Schön!“ sagte er, indeß die Mutter mich mit Wohlwollen betrachtete. „Kannst Du aber auch so los, wie Du willst?“

„Ich hab's ja meinen guten Pflegeeltern gesagt,“ erwiederte ich, „daß ich, wie ihr kämet, mit Euch ziehen wollte. Waret Ihr denn nicht im Dorfe?“

„Nein,“ sagte er, „es ist zu klein; man verdient da nichts.“

„So?“ dehnte ich, die Bauern waren doch so gar arm nicht. „Der Winter ist vor der Thür,“ sagte ich, „so werden sie mich schon fort lassen.“

„Ich will Dir Etwas sagen,“ bemerkte Steffen. „Du kannst es mit ihnen heute Abend ausmachen. Wir ziehen jetzt in das Dorf hinter dem Walde. Da bleiben wir zwei Tage. Du weißt also, wo Du uns finden kannst. Kommst Du, so bist Du uns willkommen und sollst ein Spengler werden, daß es eine Art hat. Kommst Du nicht, so ist's für dieses Mal nichts.“

Nun war diese Verhandlung zu Ende. Der Kaffee wurde getrunken. Ich erzählte meine Erlebnisse, und nach etwa einer Stunde, der glücklichsten seit Jahren, zogen sie von dannen.

„Komm morgen früh schon,“ flüsterte mir Mariane zu.

So lange ich sie sehen konnte, hing mein trunkener Blick an der leicht dahin schwebenden Gestalt. Oft sah sie zurück, und alle Mal grüßte sie mit der Hand nach mir.

Endlich entzog sie mir der Wald, und ich ging in meinen Herd um den Rest meiner Vögel heim zu tragen, der immer noch für einen überreichen Fang gelten konnte.

Wie ein Träumender kam ich heim. Die gute Mutter bemerkte sogleich die veränderte Stimmung.

„Du warst heute so glücklich im Fange, und bist doch nicht froh? Wie ist das Friedel?“ fragte die Mutter.

Wirklich war es so. Es fing mir an unendlich leid zu thun, daß ich sie durch mein Scheiden betrüben sollte; denn daß sie das

sehr betrüben würde, wußte ich. Sie hatten mich ja lieb, und hielten mich, wie ihr eigen Kind.

„Was ist Dir denn begegnet, Friedelchen?" hob Caspar endlich an, „so rede doch!"

„Ach," sagte ich kleinlaut, „ich habe den Spenglersteffen getroffen, und nun muß ich morgen frühe fort von hier."

Die Mutter erbleichte wie eine Leiche. Ihre Hände sanken in den Schooß, wie wenn sie gelähmt wären, und Caspar ließ einen Hängel Vogelbeeren auf die Erde fallen, die er eben zusammen binden wollte.

Sie saßen lange Zeit stumm da. Aus den lieben, treuen Augen der Mutter rannen große Thränen.

Mir wurde auch das Herz weich. Ich saß stille da.

„Ach," sprach die Mutter, „ich dachte, wir hätten einen Sohn an Dir, und Du übernähmest einmal später den Dienst. Dann blieben wir bei einander, und Du drücktest uns einst die Augen zu."

Sie sprach diese Worte unter fast lautem Weinen.

Wie mir's um's Herz war, kann ich kaum sagen.

Caspar sagte: „Bleib' bei uns, Friedel! Es thut mir und meiner Frau gar leid, wenn Du weggehst. Wir meinen es so gut mit Dir. Wir nehmen Dich zum Kind an. Du erbst unser Häuschen. Ein gewichster Bursche bist Du, und es wird Dir nicht fehlen, daß Du eine reiche Frau kriegst. Dann bist Du ein behaltener Mann."

„Bleib' bei uns!" bat die Mutter, „dann habe ich doch einen guten Sohn in unserm nahen Alter."

Das war ein Kampf in mir, so schwer, wie ich noch keinen gekämpft; aber dort stand Mariane mit ihren leuchtenden Augen und ihrem Lächeln, das einen Löwen hätte kirre machen können. Sie wollte ja meine Frau werden, eine andere begehrte ich nicht. Und Spengler werden, das war ja meine einzige Freude, seit ich mir klar bewußt worden war. Das entschied. Ich dankte innig

für ihre Liebe: sprach aber auf's Entschiedenste meine Neigung zum Spenglerhandwerk aus. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, sagte immer mein Vater. Und ein Spengler ist doch etwas Anderes, als ein Schneider.

Dem konnte selbst Caspar nicht widersprechen.

Der Abend war traurig. Wohl dampften gar köstlich die Kartoffeln auf dem schneeweißen Tischtuche; wohl lockte die mattige Milch in der Schüssel, aber die Eßlust fehlte uns Allen, und die Mutter weinte immerfort. Ich hörte sie selbst in der Nacht noch schluchzen, und manchmal wollte ich wonkend werden. Im Traume aber stand das schöne Mädchen vor mir und winkte, und — am andern Morgen riß ich mich unter Thränen los und schied.

Segenswünsche begleiteten mich, so treu, wie sie je aus einem Vater- und Mutterherzen kamen.

Als ich oben auf dem Bergkamme stand, sah ich noch ein Mal zurück. Alles, was sie mir Liebes und Gutes erwiesen hatten, das kam mir jetzt wieder in das Gedächtniß. Ich habe mich setzen und mich recht ausweinen müssen, und mir kam eine recht lebendige Reue an. Ich war auf dem Sprunge zurückzukehren, als ich plötzlich ein Kichern hinter mir hörte, und rasch umsehend, Marianen erblickte, die ihre Hand nach mir ausstreckte.

„Siehst Du, wie lieb ich Dich habe," rief sie aus. „Da bin ich die halbe Stunde hierher gelaufen, Dir entgegen. Aber ich glaube gar Du weinst? Geh! Ist das Deine Liebe zu mir, daß es Dir Thränen kostet, Dich loszureißen von Deinem garstigen Hirtenhut? Oder hast Du einen Schatz da drunten in dem Dorfe, der Dir so an das Herz gewachsen ist, daß Du nicht von ihm scheiden kannst?" So plauderte sie schmollend mit mir.

Ich hatte ihre Hand ergriffen und zog sie zu mir, und der erste Kuß brannte auf ihren frischen Lippen. „Wie magst Du so nur reden?" sagte ich. „Du weißt nicht, wie gut der Caspar und seine Frau gegen mich armen Verlassenen waren. Sie hatten

mich lieb, wie ihr eigen Kind. Ist das Unrecht, wenn ich da aus Liebe und Dankbarkeit weine, wo ich für immer von ihnen scheide?"

„Ist's so," sagte sie, „so sei mir wieder gut. Nein, das nehm' ich Dir nicht übel, und das ist auch recht schön und brav von Dir. Sieh, ich dachte, Du hättest eine Andere lieb gehabt. und das wurmte mich: denn ich habe nur Dich lieb, und Dich allein in der Welt."

Und nun schlang sie die Arme um meinen Hals und legte ihre rosige Wange wieder an die meinige.

„So hast Du also auch an mich gedacht?"

„Was? Friedel! An dich gedacht? Alle Tage, ja, was sag' ich, alle Stunden bisher. Und wie hab' ich geweint, als wir in Deinem Dorfe waren und das Haus leer und ausgestorben fanden! Wir hörten, wie es Deinen armen Eltern und Dir ergangen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie traurig wir waren, und selbst mein Vater weinte, und den hab' ich noch mein Lebtag keine Thräne vergießen sehen. Daß Du bei dem alten Griesgram von Pastor nicht bliebst, war ganz recht so. Hätt' ich nur gewußt, wo Du wärest. Doch da war kein Mensch, der es mir sagen konnte, und sie meinten, Du seiest aus Herzeleid in die Mosel gelaufen. Ach, da hab' ich mehr Thränen vergossen, als Du glauben kannst."

„Narr, sagte die Mutter zu mir, meinst Du der Friedel sei so dumm? Da dachte ich auch, nein, er wollte ja ein Spengler werden und — und —" sie stockte und wurde roth.

„Und?" fragte ich, mich seliglich freuend an dem lieben Geplauder.

„Ach, Du garstiger Bub," schmollte sie schalkig lachend — „Du weißt es ja, was brauch ich Dir's denn noch erst zu sagen? —"

„Dein Mann? nicht wahr, Mariandchen? Nicht wahr?"

Sie barg ihre erglühenden Wangen in den Händen, und sagte

dann plötzlich ernst werdend: „Wir wollen jetzt verständig sein und keine Kindereien plaudern. Auch ist es Zeit, daß wir gehen, sonst merken sie's, daß ich Dir entgegen ging. Ich sollte in's Dorf gehen und nach Arbeit fragen. Da schlich ich mich hinten heraus und lief mich außer Athem, denn ich wußte wohl, daß Du kommen würdest."

Sie zog mich jetzt fort, und wir liefen, was wir laufen konnten, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Erst als wir das Dorf vor uns sahen, gingen wir langsam und waren bald wieder in unserm Plaudern.

„Ich kann mir's recht gut denken," hob sie an, „daß Du vorhin weintest, da du die Hirtenleute so gern hattest, und sie es auch so gut mit Dir meinten. Ich glaube ich wäre geblieben!" Sie sah mich schalkig von der Seite an.

„Du, wenn ich Dich erwartet hätte, wärest geblieben?" sagte ich, indem ich mich böse stellte. „So will ich lieber gleich zurück."

„Sei kein Narr, Friedel," rief sie lachend. „Nein, ich sage Dir, Ketten und Banden hätten mich nicht halten können."

Ich wollte sie küssen, aber sie lief mir durch. Nun galt's ein Haschen; aber fange Einer das flüchtige Reh!

Wir waren nun ganz nahe an's Dorf gekommen. Sie hatte einen weiten Vorsprung vor mir und blieb stehen mich zu erwarten.

„Sei jetzt ordentlich, Friedel," sagte sie ernst. „Du gehst hier hinein, und ich laufe um's Dorf herum und komme oben herunter. So merken sie nichts. Du findest sie unter dem Rathhause, wo der Vorsprung Schutz bietet, hinter der alten Linde. Adieu!" — Und husch! wie ein Gedanke flog sie dahin und war verschwunden. Ich aber ging selig in's Dorf hinein, fragte nach dem Spenglerfleffen, und fand bald die lustige Behausung, wo sie ihre Wohnstätte aufgeschlagen hatten.

Ein lauter und allgemeiner Jubel begrüßte mich; nur der Peter, der älteste der Buben, und fast so alt als ich, machte ein

ärgerlich und trotziges Gesicht. Desto freundlicher waren Vater und Mutter und die kleineren Buben gegen mich.

„Wo ist denn die Mariane?“ fragte die Mutter, weil sie sich an ihrer Freude wohl selber erfreuen mochte. Ich schwieg, wie ein Weißfisch in der Mosel, und dachte, wartet's nur ab, sie wird schon kommen.

Und wirklich kam sie alsbald, beladen mit zerbrochenen Gießkannen, und einer Menge Geräthe kleinerer Art, die sie zusammengetragen, und die nun bei dem Vater ihre Herstellung finden sollten.

Sie stellte sich, als hätte sie mich noch gar nicht gesehen, reichte mir die Hand und blinzte mit den Augen.

Ich verbiß das Lachen und bot ihr die Hand und guten Morgen dazu.

Wie das so ruhig und so kühl ging, und die Mutter unsere vom Laufen erhitzten Köpfe betrachtete, mochten ihr wohl Zweifel ankommen. Ja, ich glaube, sie hatte die ganze Geschichte weg; denn sie lachte in sich hinein, und sagte zu Marianen:

„Du mußt doch erstaunlich lange geplaudert haben, da Du nach der Dorfuhr gut anderthalb Stunden weg warst! Auch ist es seltsam, daß Du und der Friedel so vom Laufen erhitzt seid, und doch ist die Hitze nicht gar sehr groß heute.“

Mariane wurde roth bis hinter die Ohren. Sie stotterte allerlei abgebrochene Worte von schönen Kindern daher, die sie gehalten und mit denen sie gekost, absonderlich sagte sie, sie habe das Kind des Nicklas herumgetragen.

„Ach, das muß lange her sein,“ sprach schelmisch lachend die Mutter; „denn vor einer halben Stunde war ich dort, und fand den armen Wurm seit acht Tagen krank.“

Mariane wandte sich voll Scham ab, weil sie gelogen, und weil die Mutter ihr in die Karte geguckt hatte; ich aber nickte ihr zu, und wir verstanden uns vollkommen.

Ich wurde nun sogleich angewiesen, von einem Rumpfe einer

alten Gießkanne ein Stück abzuschneiden, das auf das Loch einer andern alten Kanne paßte. Um ihm das Ansehen eines neuen Stückes zu geben, mußte ich es mit einem stumpfen Messer so lange schaben, bis es so blank war, als sei es ganz neu, wofür es dann auch natürlich bezahlt werden mußte.

„Jedes Handwerk," hob Steffen sehr ernst seinen Unterricht an, „hat so seine Wissenschaft. Man müßte erstaunlich viel neue Blechtafeln kaufen und zerschneiden, wenn man auf alle die Löcher in dem alten Geräthe neue Stücke flicken wollte. Da schneidet man sich denn die besten alten Stücke ab, reibt sie mit dem stumpfen Kneip so lange ab, bis sie wie neu glänzen, und dann thun sie die Dienste eines neuen. Das dürfen freilich die Bauern nicht merken, haben's auch nicht nöthig. Siehst Du, meine Mutter war aus Kempfeld zu Haus, die sagte als immer: Die Leute brauchen nicht Alles haarklein zu wissen! So sage ich in diesem Falle auch. Damit Du aber alsbald noch einen andern Vortheil Dir zu eigen machest, so gib fein Acht. Es werden nun bald einige Bauern kommen, die neue Löffel aus alten wollen gegossen haben. Ich stelle den Tiegel auf das Kohlenfeuer und Du setzest Dich neben mich, drückst den Blasebalg mit der einen, der linken Hand nämlich, und mit der rechten nimmst Du dies kleine, hohle Löffelchen und siehst scharf in den Tiegel. Alsbald setzt sich oben auf die Fläche des zusammengeschmolzenen Zinnes eine röthlich-bläulich-gelbliche Haut, wie sich der Rahm dort auf der Mutter ihrem Milchtopfe ansetzt. Sobald Du dies Häutchen siehst, fährst Du mit dem umgekehrten Löffel darüber hin und scharrest es herunter. Bist Du dumm, so scharrst Du eben nur das Unreine ab, welches sich vom Zinne absondert; bist Du aber klug, so drückst Du den Löffel etwas tiefer in das Zinn und scharrst so auch etwas gutes Zinn mit. Das ist, was bei Deinem seligen Vater die Hölle war. Abends holt man es heraus, oder auch am Tage, wenn Niemand da ist, legt's nochmal in den Schmelztiegel und reinigt es, wo es sich dann

leichtlich findet, daß man Zinn für einen halben, ganzen, ja anderthalb und zwei Löffel gewonnen hat. Bleibt überdies so viel Zinn übrig, daß es keinen Löffel mehr für den Bauer gibt, so sagt man leichthin: „Das ist Abnutzen für den Spengler!“ und gießt es auf die Eisenstange in die Länge. Das nennt man Spenglerlatein! Verstanden?“ —

Obwohl mir dies Latein nicht recht behagte, so mußte ich jedoch schweigen und nickend bejahen. Wirklich kam bald darauf ein Bauer mit alten Löffeln. Nun galt's, die Lehre anwenden. Die Buben lachten tückisch und meinten, ich würde meine Probe schlecht bestehen und eine Ohrfeige in Empfang nehmen; allein da hatten sich die Rangen geirrt. Ich hatte meine Lehre gut gefaßt, und wie auch das scharfe Auge des Meisters sich anstrengte, einen Fehler machte ich nicht, und als der Bauer fort war, lag ein artig Knöllchen Zinn im Kohlenbecken, und ich wurde weidlich gelobt. Auch mein Blechstück war gut geschnitten, gut geputzt, und erntete ebenfalls Lob.

„Du hast Geschick,“ sagte der Spenglersteffen, „und gibst Hoffnung, daß Du ein Prachtkerl von Spengler wirst.“

Ich wurde nun mehr und mehr eingeweiht in die edle Wissenschaft des Spenglerhandwerks. Schon am dritten Tage meiner Lehrzeit konnte ich den Löthkolben führen und gebrauchen, konnte Löffel poliren, Löffel gießen, kurz meine Fähigkeit für das edle Handwerk war entschieden. Von dem eroberten Zinne gossen wir nun Löffel, Salzkannen, Leuchter und Oellampen. Die bekam ich mit genauester Preisbestimmung in einen weiten, an einem breiten Riemen hängenden Tragkorb, und mußte sie verkaufen. Auch diese Probe lief gut ab; indessen wurde das Wetter wieder übler, und wir zogen, ohne uns aufzuhalten, unserer Heimath zu, die aber nicht an der Mosel lag, wie ich gemeint, sondern droben an der Saar, und nicht weit von der Festung Saarlouis.

Es war ein weiter Weg. Ich hatte tüchtig zu tragen, aber das Alles wurde aufgewogen durch das Glück, dessen ich alle Tage

genoß. Mariane ging stets neben mir her und plauderte unaufhörlich und so allerliebst, daß ich vom Wege kam, und nicht wußte wie.

Allmälig aber wurde das Land rauher und unfreundlicher, das schöne Moselthal lag nun schon hinter uns. Und eines Abends sahen wir im Lichte der sinkenden Abendsonne ein blutarmes Dörflein vor uns, dessen Aussehen noch ärmer war, als das meines Geburtsortes an der Untermosel. Ich glaubte wir blieben blos da über Nacht; aber als wir vor einer unendlich dürftigen Hütte anhielten, sagte die Mutter: „Gottlob, wir sind zu Hause!“

5.

Jo, sell' sag i, Betelleut' hon's gut,
hon's gut!
Jo, sell' sag i, Betelleut' hon's gut.
Pfälzisches Volkslied.

Sorgen oder Noth, das hab' ich gar oft in meinem Leben gefunden, sind die Plagegeister der Reichen; aber Noth ohne Sorgen, das ist das Gut der Armuth gar häufig in der Welt. Oft wird aber ihrem Leichtsinn rasch der Stab gebrochen. O sagt, was sollte aus ihnen werden, wenn sie tiefer fühlten? Wenn sie sich dem Drucke ihrer Noth ganz hingäben? Würde sie sie nicht erdrücken, zermalmen? — Nein, es ist ein beneidenswerthes Glück, es ist eine Wohlthat des Himmels. Das hab' ich recht in meinem Leben im Hause des Spenglersteffen bewährt gefunden. Der Verzweiflung hätte sie sich hingeben müssen, diese arme Familie, welcher oft das Nothwendigste, das Brod, die Kartoffeln, fehlte, wenn nicht ihr leichter Sinn sie über alle die kummervollen Zustände hinausgehoben hätte. Mir freilich gefiel das nicht. Ich war an ein ernsteres Anschauen des Lebens gewöhnt; allein das Beispiel ist eine fortreißende Macht.

Wer sich ein Bild von Armuth entwerfen wollte, der mußte diese Gegend, dies Dorf, und in diesem Dorfe unsere Hütte ansehen. Ein unfruchtbareres Land hab' ich meiner Lebtage nicht mehr gesehen. Das Land war sumpfig und schwer. Es lohnte nur kärglich die Arbeit des Bebauers. Die Kartoffel selbst, die sich doch an jeden Himmelsstrich, an jede Erdart gewöhnt, gedieh nur schlecht und außerdem war Hafer und Haidekorn das, was das Feld trug. Korn wurde zwar gebaut, aber doch bei Weitem nicht zulänglich; auch wurde es kaum halb so hoch, als wo ich zu Hause war und im Moselthal überhaupt, das gegen diese Gegend ein wahres Paradies war. Die Häuser sind einstöckig, die Dächer, von faulem Stroh, reichen fast bis zur Erde; die Stuben sind eng, niedrig, finster; denn das, was wir an der Mosel Fenster nennen, sieht man höchstens an der Kirche; in den Häusern sind es kleine Löcher mit runden, blinden Scheiben, und wo sie fehlen, füllen Bündel Lumpen oder vorgeklebtes Papier die Stelle aus. Das ist das Bild der neuen Heimath, in die ich versetzt war. Als wir in das Stübchen eintraten, in dem ein kleiner Ofen stand, auf und in dem auch gekocht werden sollte, überlief es mich eiskalt. Ich war gewiß an keine Ueppigkeit, an keinen Ueberfluß gewöhnt, aber was ich hier fand, war selbst gegen meines Vetters Jürgen traurige Wohnung nicht zu vergleichen, denn diese konnte als Palast gegen diese Hütte gelten.

Man gewöhnt sich nun freilich an Alles, und wenn ich in Marianens Engelgesicht sah, war mir diese Hütte ein Himmelreich.

Das Schlimmste bei der Sache aber war das, daß wir wenig Arbeit hatten. Die meisten Leute des Dorfes waren Glas- und Porzellainkrämer. Sie kauften von den Hütten und Fabriken in Wallerfangen und da herum den Ausschuß, und führten ihn dann in weite Ferne, um ihn in Dörfern und Städtchen zu verkaufen. Das Feld lag brach; die Haushaltung hielten Kinder oder Greise. Armuth und Faulheit ging mit schlafen und stand mit auf. Da

ließ Niemand etwas machen. Ein Kartoffelfeld hatten wir allerdings draußen, die standen auch noch im Felde, obwohl Kraut und Stengel längst erfroren waren. Sie wurden nun heimgebracht, aber was war das Wenige unter so viele rüstige Esser? Die Zerstörung, welche unser gesegneter Appetit unter dem Haufen anrichtete, war so wirksam, daß ich mit Schrecken sah, er würde kaum jenseits Weihnachten reichen. Auch die Eltern erkannten das. Da hieß es denn: Ihr Kleinen bettelt! Ich und Mariane wurden verschont, was aber die Buben fast zur Raserei brachte. Ihr Neid wuchs himmelhoch und ihr Haß auch. Alles half nichts. Die Schlingel brachten wenig heim, und der Hunger war manchmal unser Tischgenosse Morgens, Mittags und Abends! Da kam mir denn der Gedanke, meine erlernten Künste in Anwendung zu bringen. Steffen erstaunte, als ich ihm die Sache vorstellte. Er verstand von dem Allen auch nicht das Geringste. Mir wuchs da der Kamm. Ich hatte nicht geglaubt, daß meine Kunst eine so seltene hier wäre.

Im Lande des Churfürsten von Trier waren die Forstgesetze nicht sehr strenge. Man durfte Birkenreiser schneiden, so viel man wollte. Steffen ging mit mir in den Wald, und wir brachten tüchtige Lasten heim. Nun lehrte ich sie Besen binden. Als wir eine ordentliche Anzahl hatten, trug ich sie nach Saarlouis und brachte schönes Geld mit heim. Das leuchtete ihnen ein, und bald war eine Besenfabrik etablirt, die uns schönen Verdienst abwarf. Ich blieb dabei nicht stehen. Es gab eine Menge Espen, Sahlweiden und dergleichen Bäume in den Wäldern. Ich schnitzte Löffel und Fliegenwedel, ich flocht aus jungen Eichen Peitschenstiele, und bald erweiterte sich unser Verdienst. Die Noth hörte auf und ein besseres Leben war gewonnen.

Wer aber glauben wollte, unsere fröhliche Laune, unsere heitere Stimmung hätte durch die Noth und Armuth gelitten, der würde sich geirrt haben. Heiterkeit und Frohsinn belebte uns Alle. Es

war ein Singen und Pfeifen, ein Lachen und Spaßen im Hause, als ob der Reichthum in ihm seinen Wohnsitz gehabt hätte. Als aber die Geldquellen besser flossen, ging's auch wieder lustig, und unser Tisch war allezeit herrlich besetzt. Ich wurde dabei als der Gründer dieser guten Tage angesehen. Das Betteln hörte auf, und auch die Buben söhnten sich nun mit mir aus. Wer war glücklicher als ich? Marianens Augen leuchteten vor Lust. Sie blinzte und lächelte mir zu, und ich war reicher belohnt, als irgend Einer in der Welt.

Einmal war ich nun auf dem Wege, unsere Thätigkeit zu erweitern. Mein Sinnen und Trachten trug Früchte. Die Mädchen wohlhabender Bauern in jener Gegend trugen um den Hals Ketten von feinem Silberdraht. Oft hatte Mariane mit Seufzen von solch' einem Kettchen gesprochen. Ihre Sehnsucht war so groß und mächtig, daß sie sie kaum beherrschen konnte. Mehr bedurfte es nicht, als dieser Sehnsucht, um in mir den Gedanken zu wecken, ihr eins zu verschaffen. Mehrere Nächte arbeitete ich durch. Als mich Steffen und die Mutter nach der Ursache fragten, lächelte ich und meinte, ich hätte so ein Pländchen, warum ich mir etwas Besonderes verdienen möchte. Es war mein Vorsatz, daß sie am Christfeste mit solch' einem Schmucke versehen sein sollte. Genau hatte ich mir die Art dieser Kettlein betrachtet, als einst des Schulzen Tochter das ihre brachte, um es zu löthen, weil es zerbrochen war.

Als ich nun wieder nach Saarlouis kam und meine Kunstwerke gut verkauft hatte, kaufte ich mir eine feine Drahtzange und Silberdraht. Manche Stunde der Nacht saß ich unbeobachtet da und biftelte an der schwierigen Arbeit, aber ich brachte sie fertig, und was besonders wichtig war, schöner als des Schulzen Tochter ihres. Auch ging es öfter um den Hals, und war doch spottwohlfeil.

Das Christfest kam endlich, und, wer malt Marianens Entzücken, als ich das niedliche Kettchen um ihren Hals schlang? Wer beschreibt Steffens Erstaunen, als er hörte, ich habe es

gemacht? — Ich wurde mit Lob überschüttet, und heimlich bekam ich — mehr als ein Dutzend Küsse als wohlverdienten Lohn. Alle Mädchen im Dorfe beneideten sie; denn ein schöneres Kettchen hatte keine.

Daraus erwuchs ein neuer Erwerb. Ich konnte nicht Kettchen genug machen, so reißend gingen sie in der Umgegend ab, und sie wurden reichlich bezahlt. Auch Steffen und die Buben fingen an in Draht zu arbeiten. Sie machten aus Eisen= und Messingdraht Lichtputzen mit kleinen Kettchen, die man an die Oellichter hing. Auch dieser Artikel ging sehr gut. Mein Vorschlag, sowohl Sachen solcher Art, als auch Silberkettchen auf die Frühlingsreise mitzunehmen und jetzt in Vorrath zu machen, fand Beifall, und wir arbeiteten eine Menge zu diesem Zwecke. Diese Arbeit wurde in der Regel Abends gethan, am Tage wurde, wenn Arbeit da war, gespenglert, damit ich das Handwerk erlernte, was denn auch gut von Statten ging. Ehe der Frühling kam, wußte ich schon Blechwerk zu flicken, überhaupt den Löthkolben zu gebrauchen, wie ein Alter, und der Spenglersteffen, dessen Ansehen bei mir so hoch stand, sagte mehr als hundert Mal: „Friedel, Du bist ein Prachtkerl! Du kannst, wenn Du nur noch neue Gefäße machen kannst, bei jedem Meister als Geselle mit Ehren eintreten.“ Das war mir dann ein mächtiger Sporn zum Vorwärtsschreiten und ehe eine lange Zeit verstrich, war ich im Stande, des Meisters Ansprüchen in allen Beziehungen zu entsprechen.

Was mein Verhältniß zu Marianen betraf, so hatte das zwar seine Licht=, aber auch seine Schattenseite, und letztere machte mir viel Herzeleid. Sie war allmälig doch viel anders geworden, als früher, das sah ich alle Tage mehr ein. Zwar schöner wurde sie mit jedem Tage und blühender; aber vor den Leuten sah sie mich nur verstohlen oder gar nicht an. Das hat mich oft tief geschmerzt; doch Abends, namentlich in der Dämmerstunde, zwischen Licht und Dunkel durfte ich sie küssen und herzen, und sie that's auch, doch durfte Niemand in der Nähe sein. Mir kam das unbegreiflich vor;

denn ich meinte, wessen man sich hinterwinds nicht zu schämen brauche, das dürften auch die Leute sehen. Am Ende gewöhnte ich mich d'ran, und das Heimlichthun, das Sichfreuen auf das Dämmerstündchen hatte doch etwas gar Schönes.

Ueberhaupt wurde ihre Schönheit, die meine einzige Wonne war, auch die Quelle meiner Leiden. Ich war doch der größte Narr auf Erden, weil ich meinte, kein Mensch sähe außer mir, wie schön Mariane sei! Hatten nicht andere Buben auch Augen? Mußte ihnen nicht auch wohlgefallen, was ich so schön fand? — Aber ich wollte nicht, daß sie es sollten. Ich sah Mariane als mein Eigenthum an, das auch mir allein gefallen sollte. Da hatte ich mich verrechnet, trotz der Seeschiffe, die ich rechnen konnte.

Schon auf dem Heimwege neckten und schäkerten überall die Buben mit dem netten, leichtfüßigen und bildhübschen Mädel. Allemal ging mir ein Stich in's Herz. Freilich war sie mit dem Maule pulverfix und trumpfte sie ab, daß sie in der Regel schamroth und voll Aerger sich zurückzogen; allein mich wurmte es, wenn sie mit diesen Gluthaugen einen ansah. Mit mir scherzte sie indessen gar nicht. Und wenn ich mal traurig da saß, so strich sie mir mit der kleinen Hand über das Gesicht und sagte: „Narr, meinst', es gefiele mir einer von den Buben! Du bist mein Alles! Du weißt's ja!"

Da wurde mir's denn wieder wohl, bis wieder ein Dorf kam und sich die alten Auftritte erneuerten.

Später nun gar, als sie Kochlöffel und andere Erzeugnisse unseres Kunstfleißes feil trug, verzweifelte ich fast, wenn ich nicht bei ihr war, und war ich bei ihr, so war's nicht anders. Auf den Dörfern ging's noch; aber in Saarlouis, wo die Offiziere und die geputzten reichen und schönen Herren dem Mädchen den Kopf verdrehten, da war es zum Rasendwerden. Ich wußte es bei der Mutter dahin zu bringen, daß sie gar nicht mehr handelnd ausging.

Das half mir wenig; denn die jungen Kerle im Dorfe fanden nun auch, daß Steffens Mariane das schönste Mädchen im Dorfe sei.

Endlich kam der Frühling. Die Sonne schien hell in die kleinen Fenster; die Knospen schwollen, sprangen auf, zeigten Blüthenbüschel, und standen endlich in duftiger Blüthe; die Amseln sangen; einzelne Schwalben kamen und endlich auch die Nachtigall.

„Gehen wir?“ fragte ich Steffen.

„Freilich;“ sagte er kurz. Er war auch ein Zugvogel. Wenn der Frühling kam, ließ es ihn nicht mehr rasten im Hause. Die Kartoffeln wurden in die Erde geschafft und die Sippschaft brach auf. Es gab nun mehr zu tragen, da wir reiche Vorräthe unserer Winterarbeiten mitnahmen; allein wir waren auch stärker geworden. Wir theilten uns. Die Mutter mit den Buben und kleinen Kindern jene Vorräthe verkaufend, zogen gegen Saarbrücken hin, und wollten dann an der Nahe herunter uns im Sommer bei Alten-Simmern treffen. Steffen, Mariane und ich wanderten mit dem Grauchen, der Ziege und dem Handwerk der Mosel zu. Das Dorf meiner Heimath sollte im Bogen umgangen werden, und, uns rechts wendend, wollten wir bei Winningen abbiegen, über die Rheinberge, durch die rebenreichen Thäler endlich dem Hunsrücken uns zuwenden.

Ich freute mich kindisch, Caspar und seine Frau wiederzusehen. Ich war stolz, daß ich so gewachsen war, daß ich, in Folge unseres Verdienstes, stattlich in Tuch gekleidet war, dunkelblau mit weißen Stahlknöpfen; daß ich eine prächtige Kappe trug, die ich in Saarlouis bei einem Tröbler billig erstanden; aber was mehr werth war, für meine gute Pflegemutter hatte ich ein Silberkettchen gemacht, und ein Dutzend feiner Zinnlöffel in die Haushaltung. Für Caspar ein Drahtzängelchen, um Kohlen aus dem Feuer auf die Pfeife zu holen, und einen messingdrahtnen Lichtputzer mit einem Kettchen für die Oellampe. Das waren werthvolle Geschenke, und nie hat mir etwas mehr Freude gemacht als dies, ausgenommen Marianens silbernes Halskettchen.

Unser Zug ging langsam. Ueberall Arbeit die Fülle. Wir schafften aber auch etwas weg in einem Tage, wir Zweie. Mariane

verkaufte viel von unserm Winterzeug. Vater Steffen war der glücklichste Mensch auf Erden, und — noch einer. — Er sah es gar nicht oder wollte es nicht sehen, wenn ich mit Marianen koste und sie küßte; auch lachte er nicht, wie es die verdammten Buben thaten, die jetzt bei Saarbrücken bei der Mutter waren. Es gab wohl noch recht trübe Augenblicke, wenn die Burschen mit Marianen liebäugelten, aber wenn ich traurig wurde, hüpfte sie zu mir und raunte mir in's Ohr: „Du weißt ja!" — Und ich wußte, daß sie nur allein mich liebe und meine Frau würde, und das war genug.

Erst im Mai stiegen wir die Berghöhe hinunter, wo Caspar's Dorf lag. Der Vogelherd war noch in gutem Stande. An der Stelle, wo mich Mariane damals erwartet, blieben wir zurück. Es gab selige Erinnerungen und eine selige Gegenwart! In jedem Dorfe hatte der beliebte Spenglersteffen seine Gastfreunde, wo er willkommen war; auch hier. Das Haus lag oben im Dorfe, nahe am Ende. Unfern davon stand das alte Dorfrathhaus, vor diesem aber war der Platz, wo die Werkstätte eingerichtet wurde. Nachdem das Alles geschehen war, nahm ich meine Geschenke und brach auf, obwohl ich wußte, daß Caspar mit der Heerde ausgefahren war.

Mariane aber wollte die Freude auch theilen. So wanderten denn wir Beide das Dorf hinunter, ich nicht wenig stolz; denn Mariane hatte mir oft gesagt, ich sei viel größer und schöner geworden.

Wie guckten die Leute, als wir so stolz mit einander da hinabschritten! Wir konnten's hören, wie hier eine Frau und dort eine sagte: „Das ist doch das schönste Pärchen in der Welt!" Der Friedel sei ein Staatskerl geworden, meinten sie, und wenn das Mädel sein Schatz seie, wie es den Anschein habe, so sei er noch gescheidter geworden, als er früher schon gewesen, denn es sei bildschön.

So etwas hört man nun immer gerne, und Mariandhen kicherte unaufhörlich in sich hinein. Ich weiß nicht wie es kam — aber es wollte mich doch ärgern, daß sie sich gar zu gerne sagen ließ, sie sei schön. Jüngst hatte ihr das auf dem Wege ein Musterreiter

gesagt, und alle Welt weiß doch, was das für Finken sind. Und doch gefiel es ihr, und sie sah ihn so freundlich an, daß mir der Kamm schwoll. Ich unterdrückte damals meinen Unwillen; das aber wurde mir gewiß, daß sie gefallsüchtig war; daß sie Jeden darauf ansah, daß er sagen sollte: wie schön bist Du!

Doch um wieder auf das zurückzukommen, was ich erzählen wollte, so gingen wir denn nun rüstig fort, Mariane sehr froh, ich sehr verstimmt. Endlich erreichten wir die kleine Hütte und mir wurde es recht weich um das Herz. Hatte ich doch so viel Liebe hier gefunden und so viel Gutes genossen. Es war noch Alles wie vor einem Jahre. Ich hörte den Schlag der Lockdrosseln schon von ferne. Man konnte leicht durch das niedre Fensterlein in das Stübchen blicken. Ich that's, und da saß sie, die seelengute Frau und spann. Sie bemerkte mich nicht; denn sie hatte den Kopf geneigt, und es schien, als dächte sie Schmerzliches, weil Thränen auf ihre am Rocken zupfende Hand fielen.

Halten hab' ich mich da nicht mehr können. „Mutter!" rief ich, und sie fuhr entsetzt auf; aber sie erkannte mich auf der Stelle, schlug die Hände zusammen und rief freudig: „Ach, unser Friedel!"

Ehe sie hat aufstehen können, hab' ich ihr schon an der Brust gelegen und sie geküßt und geherzt, wie ein Kind seine Mutter. Sie aber hat alsfort geweint und doch dabei gelächelt und mich betrachtet. Es hat lange gedauert, bis sie Marianen sah.

„Wo kommst Du denn her, Friedelchen?" fragte sie, „und wer ist denn das? Willst Du wieder bei uns bleiben? Ach, was wird der Caspar sagen!" Und nun herzte sie mich und liebkoste mich wieder.

Endlich hab' ich denn Zeit gewonnen, ihr zu sagen, wer das schöne Mädchen sei. Ach ich sah Thränen in ihren Augen, und das ließ mich wieder all' ihr eitles Wesen vergessen.

„Mariane!" sagte die Mutter. „Hör' mal Kind, Du mußt

ihn recht gerne haben, den Friedel; denn Du weißt gar nicht, wie lieb er Dich hat."

Das trieb Flammen auf unsere Wangen.

„Du bist aber recht groß geworden, Friedelchen," fuhr sie fort; „und wie Du gut gekleidet bist! Gott sei gepriesen, daß es Dir gut geht. Wie viel Kummer und Sorge hab' ich Deinetwegen ausgestanden, Du glaubst es nicht! Und wie wunderbar ist es doch, eben hab' ich an Dich gedacht; wo Du doch sein möchtest, und wie es Dir ginge, und ob Du auch an uns dächtest, da kamst Du. Ich bin aber auch recht erschrocken, und meinte fast, es wäre Dein Geist, bis ich die rothen Backen sah."

„Daß ich oft und viel an Euch gedacht habe," sagte ich, „wird meine Mariane bezeugen. Nicht wahr?" — Mariane nickte bejahend.

„Aber ich will es Euch auch," fuhr ich fort, „durch die That beweisen."

Nun kramte ich meine Siebensachen aus, und legte sie nicht ohne Stolz auf dem Tische auseinander.

„Seht Ihr's liebe Mutter? Daß ich ein rechter Spengler worden bin, mögt Ihr an diesen Löffeln seh'n; die hab' ich gegossen und polirt, und bringe sie Euch mit. Dies Silberkettchen hab' ich selbst gemacht, und das sollt ihr um Euren Hals tragen; das da ist für Vater Caspar, wenn er sich eine Kohle auf die Pfeife legen will, und dies ist ein Putzer für Eure Ampel. Alles hab' ich gemacht, gelt Du, Mariane?"

„Gewiß!" sagte die, und weidete sich an dem Erstaunen der guten Frau.

„Friedel, was gedenkst Du?" fragte sie endlich, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt. „Das kostet ja Alles viel Geld!"

„Mich kostet's ja nichts, liebe Mutter," rief ich. „Es ist ja lauter Abfallzinn, aber doch gut, und der Engel steht nicht umsonst d'rauf."

„Ach, du lieber Gott," rief sie aus, „was sollen wir Dir dann geben?"

„Still!" rief ich. „Habt Ihr mir nicht so viel Liebe gegeben, als ich obdachlos war? Das kann ich Euch niemals vergelten."

„Ach, Du närrischer Bub," sagte sie, und wischte sich wieder die Thränen weg; „wer wird nur davon reden."

„D'rum laßt mir auch meinen Spaß," sagte ich, „und thut mir das Kettchen gleich an."

Da sträubte sie sich aber mächtig. Sie sei zu alt, sagte sie, und das zieme sich nicht für eine arme Hirtenfrau.

Jetzt nahm aber Mariane das Wort, und ihr bekanntes Plapperment that Wunder.

„Ei," sagte sie, „seid Ihr nicht noch eine junge, bildschöne Frau? Meiner Seel, wenn's hoch kommt, zwei bis drei und vierzig Jahre. Und Euer Hals ist schneeweiß und rund und zart. Da wüßte ich reiche Stadtfrauen genug, die stolz wären, wenn sie so einen Hals hätten," und dergleichen mehr. Das ging über die frischen Lippen weg, wie Quecksilber. Und richtig! Die Hexe, die Alles fertig bringen konnte, wenn sie wollte, brachte auch das wieder fertig. Es war aber auch Alles wahr, was sie sagte, und keine Firfarerei. Und ein Bischen Eitelkeit hat doch am Ende eine Jede, und wenn sie auch noch so bescheiden und demüthig ist.

Da mußte man aber auch sagen, es stand ihr schön um den vollen, schneeweißen Hals, den ich, durch Marianens Geschwätze aufmerksam gemacht, erst jetzt sah.

Mariane hatte noch immer Thränen im Auge, die ihr der Kampf brachte, den hier Liebe im Geben und Liebe im Nehmen bestand. Die Erste siegte vollständig. Ich mußte der guten Mutter nun Alles erzählen, was sich mit mir begeben. Wie that es ihr so wohl, als ich ihr sagte, wie herrliche Zinsen mir und des Spenglersteffen Familie die Kunst getragen, die ich bei Caspar geübt.

Sie betrauerte es, daß es außer der Zeit sei, uns Beiden mit

irgend Etwas aufwarten zu können; allein wir mußten ihr versprechen, den nächsten Abend bei ihr und Caspar zu essen.

Es war nun Zeit, daß wir gingen. Sie sah uns lange mit gar fröhlichem Antlitze nach.

Als wir so hingingen, sagte Mariane: „Wie hat sie Dich so lieb! Ich bin ordentlich neidisch geworden. Und Du sie."

„Hab' ich Dich weniger lieb?" fragte ich sie.

Sie aber ging stille neben mir hin.

Bei dem Vater angekommen, mußten wir natürlich viel erzählen, und er freute sich mit uns.

Nach einem fleißigen Tage kam endlich der Abend. Nachdem Mariane dem Vater seinen Kaffee gekocht, und dazu einen Pfannkuchen gebacken, gingen wir Beide zu Caspars.

Er war zu Hause, und seine Freude glich der seines Weibes. Auch er machte viele Worte über meine Gaben, aber die Freude leuchtete aus Allem klar hervor.

Die Mutter traktirte über die Maßen. Da dampfte ein delikater Hirsebrei mit fingerdicker Kruste; dann kam ein geräucherter Schweinekinnbacken mit dürren Zwetschen, und endlich eine kostbare Zwiebelbrühe zum Austunken mit Brodschnitten. Sie that sich etwas zu gut darauf, daß es uns so herrlich schmeckte. Ich machte ihrer Kochkunst aber auch alle erdenkliche Ehre. Mir war die wohlbekannte und von mir vielfach verehrte Moseler Kochkunst etwas Neues und, daß ich es gestehe, Liebes; denn die an der Saar hatte etwas Fremdes, Französisches, was ich weder gut fand, noch liebgewann.

Die beiden Eheleute, die längst wußten, wie viel Uhr es mit uns Beiden sei, neckten uns während des Essens weidlich, und jagten manche Röthe über uns, obwohl wir Beide solche Neckereien durchaus nicht ungerne hörten. Beide Eltern thaten es durchaus anders nicht, ich mußte im Hause Quartier nehmen, so lange wir blieben. Sie freuten sich wahrhaft königlich, daß ich mein Handwerk schon so gut verstand, und vermahnten mich alle Tage, nun ja auch alle-

zeit Gott vor Augen und im Herzen zu behalten, so werde es mir auch gewiß nicht an einem guten Fortkommen fehlen.

Nach vier glücklichen Tagen schied ich aus einem Orte, wo ich mich so heimisch gefühlt, und wo die guten Menschen mich lieb hatten. Es war wieder ein Schmerz, wie vor einem Jahre.

Unser Weg führte uns jetzt wieder bergan. Weiter hinab an der Mosel wollte Steffen nicht, weil auch ich nicht wünschte, an meinen Geburtsort zu kommen. Eine Zeitlang durchzogen wir ein ziemlich rauhes Hochland, zur Linken die Mosel, zur Rechten das Hochwaldgebirge und den Idar, und stiegen dann rechts hinab in das hügelige Land des Hunsrückens, verschrieen in der Welt, als sei's eine Wüstenei, und doch in Wahrheit ein reich gesegnetes Land. Wälder von üppiger Schönheit wechseln mit Wiesengründen so schön, als man sie sehen mag. Fischreiche Bäche bewässern sie reichlich. Fruchtbare Fluren liegen um die schönen Dörfer, und die Leute sind ehrlich und treu. Ich hab' sie recht liebgewonnen und viel Liebs und Guts bei ihnen erfahren, daher ich gar gerne da gewesen bin. Auch hier war der Spenglersteffen wohlbekannt und sehr geschätzt, und fand Arbeit die Fülle, seltsamer Weise selbst in der Stadt Simmern, wo wir freilich vor dem Thore unsere Werkstätte aufschlagen mußten, weil sonst die Spengler in der Stadt sich patzig gemacht hätten. Da steht die große, schöne Linde, mit ihrem Schirmdach von Aesten. Ein schöneres Plätzchen bei gutem Wetter ist nicht zu finden.

Hier traf uns dann auch die Mutter mit den übrigen Kindern. Sie hatten gute Geschäfte gemacht, brachten viel Geld mit, und wir lebten nun recht in floribus, wie die alte Sophie zu sagen pflegte.

Wir würden bei Zeiten heimgezogen sein, hätte sich nicht ein ganz besonderes Ereigniß zugetragen, was in nichts geringerem bestand, als in einem derben Zuwachs unserer Familie, einem dicken Buben, der auf einem Dorfe geboren wurde. Mir wurde die Ehre, Pathe zu sein, eine Ehre, auf die ich mir viel eingebildet habe.

Das brachte eine fatale Aenderung hervor; denn die Mutter und Mariane mit den kleinen Kindern blieben in dem Dorfe und wir zogen weiter gegen den Rhein hin in die Thäler, die sich gegen das Rheinufer hinziehen.

Scheiden und meiden thut weh! sagt das Sprichwort. Ich hab's hier gar lebhaft gefühlt, und zog recht arm in die Welt hinein mit Steffen und den Buben. Da ich reinlich war, so wurde ich zum Koch bestellt. Das war eine schöne Geschichte! Hatte ich doch mein Lebtage nur gegessen und getrunken, aber niemals gekocht. Was wollte ich aber machen? Ich mußte es lernen. So schwer war's nicht; wenn's auch manchmal anbrannte oder derartiges Unglück geschah, so waren unsere Gaumen durchaus nicht verwöhnt, und es wurde doch gegessen. Mit der Zeit aber lernte ich das auch so, daß ich, als wir heimkehrten, große Lobsprüche erntete von meinem Alten.

Dieser Monat war mir zehn Jahre lang. Meiner Augen Lust fehlte. Mein Herz ängstete sich unablässig wegen Marianens großer Gefallsucht, die mir schwer auf der Seele lag. Wie leicht konnte ein reicher Bursche sich in sie verlieben und sie mir abspänstig machen! Schon der Gedanke trieb mich schier aus der Haut, und dachte ich mir ihn lebhaft, so war's tagelang um meine Ruhe geschehen.

Wir kamen endlich heim, und fanden alle schon da. Sie hatten die Herbstarbeiten im Kartoffelfelde schon gethan. Alle meine Sorgen aber waren umsonst. Mariane war außer sich vor Freude, mich wieder zu haben, und die Trennung war sogar das Mittel gewesen, sie liebevoller und herzlicher zu machen. Auch gefiel mir gar wohl ihre Liebe zu dem kleinen Kinde, das die großen Buben nur mit scheelen Augen ansahen.

Was soll ich von dem Winter sagen? Er floß hin wie der vorige. Wir trieben wieder unsere Winterarbeiten, und trotz dem, daß die Wochen der Mutter die Kasse bedeutend geschmälert hatten, konnten wir uns einen Vorrath von Silber-, Messing- und Eisen-

draht halten und unsere gewohnten Kunstwerke in gehöriger Anzahl machen. Wir lebten besser als irgend ein Bauer im Dorfe. Ich glaube der Schultheiß befand sich nicht so wohl. Wir waren gut gekleidet, kurz, es ging uns sehr gut, und der Neid der Bauern verfolgte uns weidlich.

Ich lernte mein Handwerk ganz vollkömmlich, und war so glücklich in Marianens Liebe, daß ich an eine Zukunft nicht im mindesten dachte, die dies Sein und Leben ändern könnte. Und doch sollte eine solche kommen und mein Glück für immer untergraben. Ich muß freilich damit über zwei volle Jahre hinwegspringen; aber was thut's auch? Sie waren einförmig und keine besondere Begebenheit zeichnete sie aus, es sei denn das, daß Mariane mit der Mutter den letzten Sommer zu meinem Leidwesen zu Hause blieb. Der Vorwand war, daß ich so gut kochen könne, wie ein Mädchen.

Leider sah ich gutmüthiger Tölpel ihnen nicht in die Karten. Ich kannte diese Verstellung nicht, und traute sie auch am wenigsten der Mutter zu. Und doch — war es eine absichtliche — und sie hatte den Zweck — mich und Marianen zu trennen, — denn sie hatte mit dem schönen Mädchen ehrgeizige Pläne; Pläne, sie an des Schulzen Sohn zu bringen, der ihr überhaupt seit einiger Zeit sichtbarlich nachging.

6.

In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden
Das dort gewohnet hat.
Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein' Ring dabei,
Die Treu' hat sie gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.
v. Eichendorff.

Der Winter kam diesesmal mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit. Schon bei unserer Heimreise lag der Schnee mehr denn einen Fuß tief. Ach, mir pochte das Herz. Die Erwartung, die Sehnsucht wollte mir die Brust sprengen. Fast ein halbes Jahr sein Lieb nicht sehen, ist wohl ein Schweres, was freilich nur der begreift, der's einmal erfahren, wie ich. Ich war ein stattlicher Bursche geworden, Mariane eine volle Jungfrau in allem Glanze einer blühenden Jugend und Schönheit, wie sie selten getroffen wird. So hatte ich sie verlassen. War sie nicht schöner geworden seit vollen sechs Monaten? Und was hat es Neues gegeben? Schnüffelt des Schulzen sein Peter noch um sie herum? Anfangs November war unsere Kirchweih; durfte, konnte ich da fehlen? Es war die letzte im ganzen Lande da herum, und die lustigste und schönste.

„Lauf Du und der Teufel!" rief der alte Steffen, dessen Beine es mit den meinigen nicht aushielten. „Du treibst mein' Seel', den Esel noch todt!" Da mußte ich langsam thun, wie's auch in mir trieb.

Endlich kamen wir an. Ich hatte mir den Willkomm so schön gedacht; mir vorgestellt, wie sie aus dem Hause stürzen würde und mir um den Hals fallen; aber es blieb stille im Hause, mäuschenstille, als ob Alles ausgestorben wäre. Die Angst drückte mich fast nieder.

Da trat die Mutter mit meinem Pathen heraus, der nun schon laufen gelernt hatte, und begrüßte uns.

„Wo ist Mariane, Mutter?“ fragte ich heftig.

Halb lachend, halb ärgerlich sah sie mich an. „Nun, man meint ja, Du wolltest sie auffessen!“ sagte sie. „Wart's nur ab.“

Ich traute meinen Ohren kaum. Ton und Ausdruck war nicht der frühere, gewohnte, herzliche.

Ich schwieg stille, gab den Buben den Esel und ging in das Haus. Sie war nicht da.

Steffen, der hereintrat, fragte jetzt auch.

„Wo wird sie sein,“ sagte sie; „auf die Glashütte ist sie, wo ihre Gothe Köchin ist. Am Sonntag ging sie hin, ich denke wohl, daß sie heute zurückkommt.“

Das fiel mir schwer auf's Herz. Wußte sie doch, daß wir bald kämen. Ich an ihrer Stelle wäre nicht weggegangen, wenn ich sie erwartet hätte.

Es wurde Nacht. Sie kam nicht.

„Es ist stichdunkel draußen,“ sagte ich zur Mutter, „soll ich ihr entgegen gehen?“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte sie kalt. „Kommt sie noch, so wird sie auch Jemanden haben, der sie begleitet. Uebrigens weiß sie den Weg auch alleine, den sie diesen Sommer so oft schon gegangen ist.“

Diese Antwort, so wegwerfend und schnurrend, hatte ich nicht erwartet. Womit hatte ich das verdient?

„Warum seid Ihr mir denn so böse, Mutter?“ fragte ich erregt.

„Das läg' mir auf,“ sprach sie schnippig, wandte mir den Rücken, und ließ mich verdutzt stehen.

„Was war das?“ — fragte ich mich selber; aber eine Antwort hatte ich darauf nicht.

Verletzt, wie ich war, ging ich auf die Bodenkammer und legte mich in's Bette. Man rief mir nicht einmal zum Nachtessen.

An Schlafen war nicht zu denken. Tausende von Fragen durchkreuzten sich in meinem Kopfe, der mir in Fieberhitze glühte. Endlich kamen die Buben, legten sich mäuschenstille nieder und schnarchten bald; ich aber schlief nicht, bis endlich gegen Morgen der Schlaf sich meiner erbarmte. Aber wer schildert meine Träume? Es waren Ausgeburten eines kranken Gehirns, das Furchtbarste, Entsetzlichste drängte sich darin. Mariane wurde mir durch höllische Geister vom Herzen gerissen und mein Herz blutete und blutete, bis der letzte Tropfen verronnen war; da wollte ich sterben und konnte nicht; mußte als Schatten umherwandern; sah sie in eines Andern Arm und konnte sie ihm nicht entreißen. Es war eine Qual, wie sie die Hölle kaum schrecklicher haben kann.

Als ich Morgens herab kam, dankte mir die Mutter kaum auf meinen Morgengruß. Auch Steffen machte ein verdrießliches Gesicht. Der Einfluß seiner Frau war sichtbar.

Es vergingen so acht volle Tage. Da kam Mariane endlich.

Ich saß stille in der Ecke des Ofens. Die Dämmerung hatte ihren Schleier über uns gebreitet. Sie sah mich nicht.

„Wo ist denn der Friedel?“ fragte sie.

„Dort in der Ecke sitzt er,“ sagte die Mutter.

Sie trat zu mir und begrüßte mich. Der Druck ihrer Hand war warm und herzlich. Wir wechselten wenige Worte.

Nun setzte sie sich und erzählte, wie die Herrschaft sie so gut leiden möge und ihr den Antrag gestellt habe, als Kindermädchen in Dienste bei ihr zu treten.

„Ach, du lieber Gott,“ sagte freudig die Mutter, „hast Du denn zugesagt?“

Sie verneinte mit dem Bemerken, sie müsse doch erst ihre Eltern darüber hören.

„Du hättest nur gleich ja sagen können,“ sagte die Mutter. „Wir haben Esser genug, und können leicht eins missen.

Außerdem ist es Dir gut. Da lernst Du etwas, und kannst Dir schöne Kleider verdienen."

Ich hatte genug gehört. Ein Stich nach dem andern drang in mein Herz. Die Thränen füllten meine Augen. Ich mußte hinaus. Draußen in der Abendkälte hatte ich Luft, die mir hier fehlte.

So stand es also! Nun fiel auch ein Schleier nach dem andern von dem Geheimniß. Ich war den Plänen der Mutter mit Marianen im Wege. Des Schulzen Peter hatte mich heute so spöttisch lachend angesehen, daß ich wohl schon Lust gehabt hätte, ihm den Hals zu brechen. Da lag's. Die Mutter hoffte, der Peter, der Marianen nachging, sollte sie heirathen. Ueberdem waren die Buben herangewachsen. Ich war nun überflüssig. Ich durchschaute Alles mit klarem Blicke, aber das Herz blutete. — Wie ich so da stand, an das Haus gelehnt, kam der Peter daher und trat in das Haus. Jetzt schwand der letzte Zweifel.

Kaum war Peter hinein, so ging leise die Thüre. Mariane schlüpfte heraus.

„Friedel!" rief sie leise, und in dem Tone klang ja das alte, warme Herz hindurch.

Ich zog sie an meine Brust, und fühlte noch einmal ganz mein Glück, ehe ich es verlieren sollte.

„Ach, Mariane," sagte ich, „wie ist es hier anders geworden, der Peter ist Dein Schatz; Du willst fort, und Deine Mutter sagt's klar, daß es ihr lieb wäre, einen Esser zu verlieren. Sie hat mir noch kein freundliches Wort gegeben. Woher das Alles kommt, begreif' ich wohl. Deine Mutter sieht unsere Liebe ungern. Ich bin ihr zu wenig, zu arm für Dich. Ist's nicht so? Und wie steht es bei Dir, Mädchen? Rede, es ist Zeit. Sag's frei heraus, ob Du mich noch liebst; ob Du die Treue halten willst? Du gehst auf die Glashütte, Du wirst eine Mamsell. Adje Friedel! Du magst in die Welt gehen! Nicht wahr, so ist's? — Was liegt auch

an mir armen, heimathlosen Buben! Schon lange genug bin ich Euch zur Last. Nun könnt ihr Euch ja selber forthelfen, und stoßt mich weg, wie ein alter Hund, der nichts mehr nützet."

Meine Rede war immer bitterer geworden, und ich hatte mich selbst in einen Zorn hineingeredet, der mit jeder Minute wuchs.

Mariane hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen. Ihr Kopf ruhete auf meiner Schulter, und sie weinte heftig.

Da ging die Thüre auf und eine kreischende Stimme rief: „Mariane! Geh auf der Stelle herein!"

Sie riß sich los, drückte einen Kuß auf meine Lippen und eilte in das Haus. Das fehlte gerade noch zu meinem Zorne.

Da stand ich, rathlos, zornglühend. Sie hatte nicht geantwortet; war das nicht auch eine Antwort? Hätte ich Unrecht gesprochen, sie würde mir schon entgegnet haben. O, ich war elend. Und das Bewußtsein dieses Elends durchdrang mit Eiskälte mein Inneres.

In der Stube war Licht. Ich trat an's Fenster und sah hinein, da es keinen Laden hatte.

Da saß das engelschöne Mädchen stille an ihrem Spinnrade und senkte den schönen Kopf auf die Brust. Es war mir, als säh' ich ihre Thränen rinnen. Der lange Peter mit seinem gelben, strohdummen Gesichte saß neben ihr, hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt und näselte ihr Allerlei vor, was nur dumm sein konnte, weil er es selber war. Die Mutter saß nicht weit davon mit dem kleinen Friedel und sah seelenfroh den Liebeleien des dummen Peter zu. Näher am Ofen saßen Steffen und die Buben und banden Besen.

Was ich da ausstand, ist unbeschreiblich. Der Frost schüttelte mich fieberisch und doch glühte mein Kopf. Wären meine Augen Pfeile gewesen, sie hätten den Peter durchbohrt.

Lange hatte ich so gestanden, als endlich die Zubereitungen zum Essen gemacht wurden. Peter stand auf und nahm seine Mütze.

Als ich die lockende Freundlichkeit der Mutter sah, übernahm mich die Wuth. Meine Fäuste waren geballt.

Jetzt kam er heraus, und wie ein Rasender fiel ich ihn an. Ich war stark, breitschultrig und gedrungen, und meine Muskelkraft überragte die Peters um die Hälfte, obgleich er viel größer war, als ich.

Mein Angriff war so heftig, daß er sich kaum wehren konnte, und ehe er sich recht besonnen, woher das käme, lag er am Boden. Was ich that, weiß ich nicht; aber Peter schrie um Hülfe, und alsbald stürmte Alles aus dem Hause heraus, und die Mutter stand mit dem Lichte in der Thüre, den Schauplatz zu beleuchten. Jetzt erst sah ich, daß Peter heftig blutete. Der Steffen, ein Riese an Kraft, riß mich los von ihm.

„Du bringst ihn um, Bube," schrie er, und stieß mich vor die Brust, daß ich taumelte. Ich war meiner nicht mehr mächtig.

„Rührt mich nicht mehr an!" schrie ich wüthend und trat auf ihn zu.

„Was?" sagte er gedehnt. „Strauchmörder, wagst Du es, mir zu drohen? Ist es so weit gekommen?"

„Das ist der Dank, wenn man Bettelbuben aufnimmt und sie großzieht!" schrie die Mutter.

„An Dir Buben will ich mich nicht vergreifen," sprach mit entsetzlicher Ruhe der Steffen; „aber Du mußt fort. Dein Bündel ist noch geschnürt droben. Fort mit Dir auf der Stelle."

Der Peter hatte sich aufgerafft, er war in das Stübchen geführt worden, wo Mariane, bleich, wie ein Steinbild, saß, ohne sich rühren zu können. Sie hatte den Zusammenhang begriffen, ehe sie Alles wußte.

Ich war keines Wortes mächtig; aber in drei Sätzen war ich in der Bodenkammer, hing mein Ränzel um, nahm meine Mütze und eilte herab.

Noch stand die Thüre auf, und ich sah Marianen das Blut

von Peters Gesicht waschen, hörte die Mutter schimpfen, den Steffen brummen und fluchen.

Ich trat in die Thüre.

„Ich gehe," sagte ich, „wie Ihr es mir befohlen habt. Habt Dank für Alles, was Ihr mir Gutes und Liebes in früheren Tagen gethan. Gott lohn' es Euch. Adje."

Ich wandte mich zur Thüre des Hauses und ging, so schnell ich konnte.

Einen gellenden Schrei hörte ich noch und meinen Namen rufen — aber im vollen Laufe lag bald das Dorf hinter mir. Ich rannte wie ein Besessener, wohin, das wußte ich ja selbst nicht. Die Kälte fühlte ich nicht. So lief ich die lange Winternacht. Müde wurde ich nicht; denn in mir gohren all' die widersprechenden Gefühle, welche die Ereignisse dieses unseligen Abends in mir geweckt. Nur den Schrei Marianens hörte ich und den Ausruf meines Namens. Er lag stets in meinem Ohre. Aber hatte sie nicht dem Peter das Blut liebreich abgewaschen? Was bedurfte ich eines weiteren Zeugnisses?

Als es Tag wurde, sah ich, daß ich Saarlouis vor mir liegen hatte. Ein Wirthshaus lag an der Straße, etwa eine halbe Stunde vor der Festung. Eben als ich vorüberging, öffnete der Wirth die Fenster und grüßte mich, denn hier hatte ich oft mein dürftig Mittagbrot bei einem Glase Bier verzehrt, wenn ich mit Besen oder andern Dingen nach der Stadt ging oder Blech holte. Ich erwachte hier gleichsam aus dem ersten Traume der Nacht, und der Hunger stellte sich bei mir mit Macht ein. Etwas Geld hatte ich noch; daher trat ich ein und ließ mir etwas zu essen geben.

„Woher so früh, Friedel?" fragte theilnehmend der Wirth. „Du siehst ja so zerrissen aus, als seiest Du unter Mördern gewesen."

Dies Wort erschreckte mich. Ich besah mich jetzt, und fand des Wirthes Ausspruch vollkommen richtig. Mein Wamms war

zerrissen im Kampfe mit Peter, und die Lappen hingen verdächtig genug an mir herunter.

„Was ist Dir passirt?“ fragte er. „Erzähl' mir's doch!“

Er war ein ehrlicher Mann. Sein theilnehmendes Wort drang wie Balsam in mein blutendes Herz. Es lag eine unerträgliche Last darauf, die das Bedürfniß weckte, sie abzuwälzen. Ich erzählte ihm alles genau.

„Ja,“ sagte er, „Du magst Recht haben. Du hast ihnen allerdings theilweise zu Brod geholfen und einen Theil Deiner Schuld abgetragen; aber daß sie Dich nun als eine Last ansehen, ist Unrecht. Was kümmerst Du Dich darum? Schlag Dir das Mädel aus dem Sinn. Du kannst Dein Handwerk, und an Arbeit soll's Dir nicht fehlen. Bleib' hier bis gegen neun Uhr. Zieh' ein anderes Wamms an, und dann gehe ich mit Dir. Mein Schwager ist ein Blechschläger und Spengler, der muß Dich nehmen. Da hast Du es gut, denn er hat keine Kinder und es ist eine stille Haushaltung.“

Das war eine Freudenbotschaft. Ich that, wie er gesagt, setzte mich hinter den Ofen und — schlief, von Uebermüdung übermannt, ein. Ein wüster Traum quälte mich. Ich sah schwarze, gespenstige Gestalten, halb Menschen und halb Habichte, die Marianen ergriffen und fortführten.

Sie breitete die Arme weinend nach mir aus. Ich hörte wieder den gellenden Schrei, der mir das Herz durchschnitt, und meinen Namen rufen. Da hab' ich wohl gemeint, das Herz zerspränge mir, habe mich aufgerafft und wollte sie retten, aber es faßte mich eine unsichtbare Macht und schrie mir in's Ohr: Friedel!

Ich erwachte.

Der Wirth hatte mich am Arme gefaßt und sagte: „Parbleu! Du ächzest ja, daß es einem ganz angst und bange wird. Auch ist es nun Zeit, daß wir bald gehen.“

Ich dankte Gott, daß der wüste Traum aus war. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust los. Ich zahlte meine Zeche,

nahm mein Ränzel und folgte dem wohlwollenden Wirth in die Stadt.

Das Herz pochte mir heftig, als ich in die finstern Festungsmauern hinein trat. Ein eiskalter Schauer überlief mich, und eine Ahnung erfüllte meine Seele, als ging ich in ein recht großes Unglück.

„Sei doch gutes Muthes, Friebel," sprach der Wirth. „Ein junger Kerl, wie Du, muß um ein Mädel nicht alle Lebensfreude d'ran geben. Ich kann das Geliebel in den jungen Jahren durchaus nicht leiden; es verrückt Buben und Mädchen das Hirn, und sie meinen, es sei das größte Unglück, wenn sie von einander müssen. Das ist lauter Firlefanz. Ich war auch ein junger Kerl; aber an so ein Mädel hing ich das Herz nicht. Einmal nur wollt' mir's auch so einfältig zu Sinne werden. Das war in Rastatt, wo ich bei einem Bierbrauer in Arbeit stand. Der hatte eine Enkelin. Donner! Das war ein Mädel, noch schöner als die Mariane. Sie hatte mich lieb, ich sie; aber ich merkte, wie der Wind wehte! Reich war ich nicht, und das war der ganze Haken. Da schnürte ich mein Felleisen und sagte: Herr Meister, ich will noch die Welt sehen, so nach Bayern hinein, wo die rechte Bierlümmelei zu Haus ist; aber in mir brannte es wie Feuer, und das Flennen war mir näher, als ein Juchhei."

„Hannes," sagte der Bräuer, „Er ist ein ganz gescheidter Kerl. Geh' Er in Gottes Namen, und da hat Er noch ein schön Geschenk, weil Er jetzt geht, ehe es zu spät ist. Gott behüt Ihn!"

„Von dem Mädel konnte ich keinen Abschied nehmen. Ich ging und ma foi, ich verlief das Leid und die Liebe. Sie ging mir unter den Füßen weg. Darnach hab' ich mich wie vor dem Feuer gehütet, mit den Weibsleuten wieder nahe zusammen zu kommen. Und als ich endlich hierher zurückkehrte, da hab' ich die brave Wittib geheirathet, der die Wirthschaft hier war; hab' eine brave Frau, bin vergnügt und bitte Gott, daß es bleibe, wie es ist. Siehst Du, so ging mir's. Ich will Dir aber noch mehr sagen. Ich

kam nach etwa fünf Jahren aus Bayern zurück wieder nach Rastatt, da war mein Mädel in der Brauerei verheirathet und der alte Meister war todt. Denk' ich, du gehst mal 'nein und trinkst einen Schoppen oder zwei."

„Als ich sie sah, zappelte mir das Herz arg. Donner! was war sie eine prächtige Frau! Aber mich kannte sie nicht mehr. Im Hause war es schmutzig. Als ich sie genauer ansah, fand ich ihren Anzug unordentlich, unrein und — sah, wie sie mit dem Brauknecht Blicke wechselte, die mir ganz und gar nicht gefielen; hörte auch in der Stadt so und so — kurz, ich dankte Gott im Stillen, daß er es so gelenkt, und dachte: Was warst Du ein Esel, Dich um das Mädel zu härmen!"

Dieser Erzählung hatte ich zugehört. Das war keine Mariane, dachte ich, und Du, ein ganz braver Kerl, aber Dein Herz muß doch etwas von der Natur eines Kiesels gehabt haben.

„Schreib' Dir das hinter's Ohr," sagte der Wirth. „Dort kratzt es kein Huhn aus, wenn Du es selbst nicht thust. Wir sind am Orte!"

Er öffnete eine Thüre, und wir traten seitwärts in eine geräumige Werkstatt, wo ein Geselle arbeitete, der mich scheel und spöttisch ansah.

„Bleib' hier, Friedel," sagte mein Führer; „ich will mal zu meinem Schwager gehen."

Nach einer langen Zeit, während welcher ich mir die schöne Werkstatt besah, rief er mir.

Ich folgte, und trat in eine nette Stube, wo eine ungemein dicke aber gutmüthig aussehende, schon ältliche Frau saß und strickte, und ein äußerst dürrer kleiner Mann, seine Pfeife schmauchend, am Tische stand.

„Wie heißest Du?" fragte er mich.

„Friedel, Herr Meister," war meine Antwort.

„Woher bist Du?"

„Aus —."

„Wo hast Du gelernt?“

Ich nannte Steffen und seinen Wohnort.

„Ich kenne den Steffen,“ sagte der Meister. „Wenn er kein herumziehender Vagabund, kein Stromer wäre, so möchte es mit dem Handwerk schon gehen.“

„Nun,“ sagte er nach einer Weile, in der er Dampfwolken in die Luft blies, „Du kannst mal hier bleiben. Wir wollen sehen, wie's geht.“

„Liebes Kind,“ sagte er zu seiner Frau, „gib dem Jungen ein Glas Branntwein.“ Das liebe Kind war die dicke Frau. Sie wollte sich mühsam erheben; aber ich dankte und sagte, ich könne keinen trinken.

„Was, Du trinkst keinen Branntwein?“

„Nicht gern.“

Als ich wieder herab kam, hatte die Meisterin einen Eimer in der Hand, um Wasser an der Pumpe im Hofe zu holen. Ich nahm ihr rasch den Eimer weg, holte ihr das Wasser in die Küche und sagte: „Wenn Sie Wasser braucht, Frau Meisterin, so ruf Sie mir nur. Ich hol's gerne.“

Es ist ein grober Buchstaben, sagte mein seliger Vater, wenn er von dem Leben in der Welt sprach, sich die Gunst der Leute zu erwerben. Man darf nur höflich und zuvorkommend sein. Das ist ein Dietrich, der alle Thüren aufmacht. Hatte ich's nicht schon zweimal wahr gefunden?

Dies Wort hatte sich mir in die Seele geprägt, und ich habe es überall bewährt gefunden; auch hier. Von diesem Eimer Wasser datirte sich das Wohlwollen des Meisters und der Meisterin; aber auch der Haß meines Mitgesellen.

Er schloß sich gar vertraulich an mich an. Der Kerl gefiel mir nicht.

Ich hab so beobachtet, daß viele Menschen eine gewisse Aehnlichkeit mit Thieren in ihrem Gesichte haben, und meist haben sie

dann auch etwas von dem Naturell dieser Thiere in sich. Der Kerl hatte eine Mischung von Zügen. Sein Gesicht trat spitz hervor, daß es an einen Fuchs erinnerte, zumal da es oben an den Augen breit auseinander gegangen ist. Dabei waren seine Augen katzengrün und falsch, wie die einer Katze. Endlich hatte er fuchsrothe Haare. Und mein Vater pflegte oft zu sagen: Rothe Haare und Erlenholz wachsen immer auf einem schlechten Boden. O hätte ich mich von der Ahnung, er tauge nichts, vor ihm warnen lassen!

Da dachte ich, laß ihn laufen, und das that ich denn auch. Alle Versuche, mich mit in eine Kneipe zu locken, mißglückten. Dagegen erbat ich mir vom Meister ein Buch und bekam es auch mit Freuden, und mußte dann auch jeden Sonntag Mittag mit dem Meister eine Tasse Kaffee trinken. Dadurch wuchs des Buben Grimm; aber er wußte ihn wohl zu verstecken: denn es war ein kleiner Knirps und ich ein Kerl, der seine fünf Schuh acht Zoll maß.

Hundertmal dachte ich an den Wirth vor dem Thore, wie er gesagt hatte, schlag Dir das Mädel aus dem Kopf. Daran arbeitete ich alle Tage, aber es ging nicht. Bei der Arbeit an den Wochentagen mußte ich aufpassen; denn der Meister war mordaccurat und kritelich; wenn da das Tippelchen auf dem I fehlte, so mußte ich's frisch machen oder ändern. Das hatte sein Gutes und ich sah doch ein, daß am Ende der Steffen ein Pfuscher gewesen war. Da sind denn meine Gedanken wohl beisammen gewesen, und der Name Mariane fuhr nur mit einem Seufzer davon; aber Sonntags, wenn ich da saß und las, ach, du lieber Himmel, da gingen wohl die Augen mit den Zeilen fort, aber die Gedanken — die waren bei ihr, und nur bei ihr. Es ist gewiß wahr, das, was man vergessen will, ist wie eine Klette im dichten Haar. Man kriegt's nicht weg. Ich stand oft im Hofe und sah die Sterne über mir an. Die kamen in aller Treue jeden Abend wieder; aber die Treue, die sie einst damit verglichen hatte, war gestorben. Ich sah auch Niemand aus dem Dorfe, obwohl Leute daher oft in die Stadt kamen, ja sie selbst,

denn unsere Werkstatt lag hinten hinaus und der Blechladen vornheraus; wir sahen das ganze Jahr Niemand. Sonntags ging ich in meine Kirche, und dann blieb ich zu Hause und saß in der Werkstatt und las oder ich lag in meinen Gedanken. So hörte und sah ich nichts. Als der Frühling kam, ging ich wohl mit dem Meister in den Garten, der nicht weit vom Hause lag. Das war Alles. War sie einmal hier gewesen? Hatte vielleicht nach mir gesucht? Ich sagte mir das manchmal — aber wenn sie mich hätte suchen wollen, so würde sie mich auch ohne Zweifel gefunden haben! — So war's wohl nur ein Traum. — Ach, ein bitterer dazu. Wieviel hab' ich damals gelitten!

Selber wieder einmal hingehen, wie sehr auch das Herz mich zog, mochte ich nicht. Ich lebte so zwei Jahre im Hause. Da ging der Rothe fort und es kam ein anderer Geselle zu uns, der mir besser gefiel. Der Rothe war bei einem andern Meister. Ich dachte, er könne mir nun nichts mehr böses thun; aber ich hatte mich geirrt.

7.

> Ich hatt' a Schätzel wie Milch und Blu't;
> S' hat mi g'liebet, und war so guet;
> S' hat mi g'liebet so lange Zit,
> I glaub't, die Liebe, die stirbet nit;
> S' hat sie halt brochen; nu war kein Rath;
> Nu wollt' i sterben und wurd' Soldat.
> Und trifft mi d'Kugel, und bin i todt —
> Ist aus mein Leben, ist aus mein' Noth.
>
> Schweizerlied.

Zwei Jahre eines Lebens ohne Jugendlust, zwei Jahre eines Lebens in stillem Harme, sind verlorne Jahre; und doch waren sie mir von Gewinn. Herrschen über mich selbst hatte ich gelernt.

Das ist eine schwere Kunst, in der's mancher in sechzig Jahren so weit nicht bringt, wie ich in zweien.

Wenn es ein Kind im Vaterhause gut hat, so hab' ich's gewiß auch gut gehabt; denn die Meistersleute meinten's gut mit mir, und hatten mich lieb, wie ihr Kind.

Eines Tages sagte der Alte zu mir: „Friedel, Du bist nun zwei Jahre im Hause, und warst noch nicht einmal bei Deines Gleichen froh. Ich weiß, Du kannst den Rothen nicht leiden, und, daß ich es gerade heraussage, ich auch nicht; aber der Anton, der jetzt bei mir ist, der ist ein braver Bursch. Mit dem könntest Du doch einmal ein Glas Bier riskiren." Er griff in die Tasche. „Da!" sagte er, reichte mir einen Franken und sagte: „Trink' eins auf meine Gesundheit!"

Es war ein schöner Sommertag. Alle Welt zog hinaus vor die Stadt. So schlenderte ich denn mit Anton dahin, und meinte, wir wollten zu meinem Freunde gehen, dem Wirthe, der des Meisters Schwager war. Unterwegs kommt uns aber der Rothe in den Weg.

„Was seh' ich," rief er aus; „geht der Dachs mal vor die Höhle?"

„Rother," sagte ich, „nimm Dich in Acht; Du weißt, ich bin langsam zum Zorn; aber kommt er, so möchten Deine armen Glieder d'ran denken, daß es ein Dachs war, der Dich in den Klauen hatte."

Wirklich gohr es in mir schon, und ich fühlte, wie mir der Zorn stieg.

„Nun, nun," sagte mit falscher Freundlichkeit der Rothe, „Du verstehst auch gar keinen Spaß. Ich will ja keinen Streit mit Dir."

„Und ich keinen Spaß mit Dir," sagte ich.

Der Anton, eine gute Seele, legte sich in's Mittel.

„Wo wollt Ihr denn hin?" fragte der Rothe.

Anton sagte es ihm.

„Ei, da gehen nur die alten Knasterbärte und Dreimaster hin.

Was wollt Ihr da? Kommt mit mir." Er nannte nun ein Wirthshaus in entgegengesetzter Richtung, und erzählte, daß dort auch eine Kegelbahn sei.

Anton ließ sich verplaudern und folgte ihm.

Es gereuete uns auch nicht. Es war da wirklich schön. Handwerksburschen und Soldaten saßen da herum, tranken Moselwein und waren lustig.

Unserer Zehn setzten sich auch zusammen, Klempner, Kupferschläger und Gürtler, die zusammen auch eine Herberge hatten. Da wurde denn gelacht, gescherzt, erzählt und gesungen.

Wir stimmten endlich an:

Ach Straßburg, ach Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so mancher Soldat u. s. w.

Der schöne Gesang, die klagende Weise drang mir tief in die Seele. Dazwischen wurde getrunken. Ein Schoppen folgte dem andern, und ehe ich's mir versah, stieg er mir zu Kopf. Ich wußte es aber nicht und ahnete es auch nicht. Jetzt wurden lustige Lieder angestimmt. Der Rothe war ganz unerschöpflich. Auch erzählte er Geschichten zum Todtlachen. Der Anton ging einmal weg und kam nicht wieder. Ich sah ihn noch mit einem Soldaten weggehen, der sich zu uns gesetzt, mitgesungen und mitgelacht hatte. Nach einiger Zeit, wo meine Gedanken immer verworrener wurden, bekam ich, wie, bin ich mir nicht bewußt, Händel mit dem Rothen. Er faßte mich bei der Gurgel. Da loderte mein Zorn auf. Ich hab' ihn gefaßt mit wüthender Kraft und ihn über den Zaun des Gartens hinaus geschleudert, daß er auf eine Wiese fuhr, wie ein Spielball.

Mittlerweile war der Soldat wieder zu mir getreten.

„Komm, Brüderchen," sagte er freundlich, „ich begleite Dich heim, daß Du sicher bist, denn der Rothe ist ein Spitzbube, der Dich verfolgen wird, indem er die andern Handwerksburschen sich zu Hülfe ruft. Es wäre Schade," fuhr er fort, „wenn so ein Prachtkerl, wie

Du bist, Noth leiden sollte. Sacre Dieu! wirst da den Rothen über den Zaun, als wär's eine faule Birne!"

„Gelt!" lallte ich, „das kann nicht Jeder?"

„Gewiß nicht," fuhr er fort. „Du wärst ein Soldat! Alle Blitz!"

„Soldat?" lallte ich, und seine schöne Uniform kam mir in meinen verworrenen Ideen wieder vor. „Das wäre ich gerne!"

„Was?" rief mein Begleiter aus. „Du? Offizier in vier Wochen! Da will ich mir den Schnurrbart abscheeren lassen, wenn's nicht wahr ist! So wie Du, ist kein Kerl beim Regiment. Und wenn Dich Dein Mädel säh!"

„Kennst Du die?"

„Freilich! S'ist ein Blitzmädel, wie schön sie ist; aber leider —"

„Was leider?" rief ich. — „Hat sie den langen Peter genommen?"

„Leider ja. Gestern sind sie copulirt worden!"

Ich taumelte wieder die Mauer. Meine Sinne vergingen mir. Was aus mir geworden, erfuhr ich erst nach acht bis zehn Tagen mit Klarheit.

Ich war krank, sehr krank. Ach, ich sah immer in meinen Phantasien eine ungeheuere Kreuzspinne, die Peters Gesicht hatte, wie ich es zuletzt blutig gesehen. Sie hatte Beine, die sieben Ellen lang waren, und einen Kopf, so groß wie eine Tonne. Die Augen waren wie große glühende Teller und rollten wild im Kopfe herum. Immer wollte sie mich mit dem ungeheueren Netze fangen, in dem Mariane lag, eine bleiche Leiche, und die Kreuzspinne hatte sie getödtet und alles Leben aus ihr herausgesogen. Die langen Beine streckte die Spinne langsam gegen mich aus. Und wie mich eins faßte, sprang ich davon.

Als ich endlich erwachte und die Spinne verschwand, war ich so matt, daß ich zurücksank; aber ich war nicht im Hause meines Meisters, sondern in einem fremden, und der Anton und der Soldat saßen an meinem Bette. Der Anton weinte sehr.

„Wo bin ich?“ fragte ich.

„Gottlob,“ rief Anton aus; „das ist das erste Wort, das Du redest seit acht Tagen.“

„Hast Du auch die große Kreuzspinne mit Peters Kopfe und die todte Mariane gesehen?“ fragte ich ihn.

„Lieber Herr, erbarme Dich! Er ist närrisch!“ schrie Anton.

Dieser Ausruf zerstreute den letzten Rest der fürchterlichen Träume meines geschwächten Geistes.

„Nein,“ sagte ich, „guter Anton, es war nur noch ein Fiebertraum. Mir ist wohl; aber ich bin sehr matt. Wo sind wir denn?“

„Im Wirthshause,“ sagte Anton weinend, „wohin uns der rothe Spitzbube gebracht hat. Soldaten sind wir bei dem Regimente Royal-Allemand, daß sich Gott erbarme!“

„Gut, recht gut so!“ rief ich aus. „Weine Du nicht. Da gibt's vielleicht eine mitleidige Kugel für ein armes Herz.“

Der Werbcorporal trat jetzt zu uns, redete uns Muth ein, erzählte mir, daß der Meister mich reklamirt habe, daß er aber das dadurch niedergeschlagen habe, weil ich ja freiwillig mich habe anwerben lassen.

Obwohl ich nun davon so wenig wußte, wie Anton, auch erklärte, niemals eingewilligt zu haben, so gab ich mich denn doch ruhiger darein. Mir war das Leben völlig gleichgültig, seit Mariane die Treue gebrochen; aber ich wollte nun auch nicht heulen, wie Anton. So matt ich war, so redete ich ihm doch recht ernstlich und eindringlich zu.

Ich begreife heute noch diese Umwandlung nicht. Bei meinen eingewurzelten Siegwartsvorstellungen wäre es jetzt d'ran gewesen, zu sterben. Gottlob, daß ich auch an dem Herzen stärker geworden war! Und daran hatte offenbar, wollte ich's ehrlich gestehen, der gute Wirth, meines Meisters Schwager, Antheil, und nicht kleinen.

Ob aber mein Herz ganz geheilt war? — Es sind viele Jahre hingegangen, und es blutete fort.

Aber mir war's eiskalt im Herzen, eiskalt jetzt. Eine finstere Stimmung hat mich nachhaltig ergriffen.

Ich erholte mich nichtsdestoweniger schnell. Der Werbcorporal hätschelte mich wie ein kleines Kind. Und je mehr ich Anton Muth einsprach, desto theurer wurde ich ihm.

Nach vierzehn Tagen war ich im Stande die Wanderung nach dem Depot anzutreten. Vorher schrieb ich dem Meister, weil ich selbst nicht heraus durfte, daß er mir mein bischen Habe schicken solle. Das that der brave Mann, legte meinen Lohn und noch ein Geschenk zu und wünschte mir Glück und Segen, obwohl er meinen Schritt unbesonnen nannte.

Ueberdachte ich jetzt Alles klar, so sah ich, daß der Rothe eine fürchterliche Bosheit an mir ausgeübt. Er hatte uns verlockt, und der Werbcorporal, ein sonst ganz ehrlicher Elsaßer, erzählte, daß der Rothe ihn hätte bestellen lassen und tüchtig gezecht habe auf des Corporals Beutel.

Gute Wünsche waren nicht in unserem Herzen für den Halunken. Er hatte ja auch seinen Lohn von mir empfangen, denn wir hörten vom Corporal, er habe fast drei Wochen liegen müssen, weil ihm einige Rippen seien gequetscht gewesen.

Endlich kam der Tag der Abreise. Drei Corporale aus Metz holten uns ab und wir wanderten in kurzen Tagreisen dem Depot des Regiments zu. Ich war an Geld reicher als je, denn zu dem Lohne und der Gabe des Meisters kam das ansehnliche Handgeld von zwei Carolin.

Auch Anton gab sich bald.

Einst, als Nachts die Corporale schliefen, flüsterte er mir zu: „Verrath' mich nicht, ich desertire. Du willst ja Soldat bleiben. Bleib's in Gottes Namen. Ich gehe durch. Find' ich den Rothen, so breche ich ihm den Hals!"

Damit schlich er sich unbemerkt hinaus. Ich legte mich herum, wünschte ihm glücklichen Erfolg und schlief bald wieder recht tief ein.

Aber wer beschreibt den Lärm, unter dem ich erwachte? Die Flüche haben weder an Zahl noch an Kraft jemals ähnlich mein Ohr berührt. Französisch, deutsch, ungarisch, und ich weiß nicht, in welcher Sprache sie herausgestoßen wurden. Auf mich kamen sie alle zunächst, als der Entflohene sein Theil erhalten hatte, denn sie meinten, ich müsse wohl davon wissen. Als ich ihnen aber begreiflich machte, daß ich dann vielleicht nicht hier läge, schwiegen sie stille und drohten, mich, sobald wir die Grenze erreichen würden, zu binden.

Es waren drei arme Wichte.

Ich sagte: „Versucht's mal; dann habt ihr mich gehabt, und wehe dem, der mir unter die Fäuste geräth.“

Ob das Erste oder das Letzte einleuchtete, ich weiß es nicht, aber sie ließen es. Jetzt waren wir noch im Trierer Lande und an Antons Verfolgung dachte Niemand. Wohl ihm!

8.

> Steh' ich in stiller Mitternacht
> So einsam auf der stillen Wacht,
> So denk' ich an mein fernes Lieb.
>
> Hauff.

Obwohl mir gedroht worden war, so hatten die drei Schmachtlappen dann doch den Muth nicht, mir etwas in den Weg zu legen. Sie konnten auch ganz ruhig sein. Seit ich wußte, daß Mariane mir untreu geworden, ist mir Alles einerlei gewesen — Leben oder Tod. Still war ich dahingewandert, still und nachdenkend.

Alle die Städte und Orte, durch die wir kamen, zogen meine Blicke nicht auf sich, meine Gedanken nicht ab von dem verlorenen Gut.

Ich hätte Alles d'rum gegeben, den Werbcorporal noch einmal zu sprechen, der genau mußte unterrichtet sein: allein der war in Saarlouis und vor mir lag Metz.

Der Weg war mir sauer geworden. Ich war noch matt von meiner Krankheit, und das, was meine Seele bewegte, war auch nicht geeignet, frisch zu machen.

Höchst unangenehm war mir darum in Metz die Nachricht, es sei durch königl. Ordonnanz die Garnison gewechselt worden, und Royal-Allemand stehe in Toul und Nancy. Wir mußten nach Nancy.

Als ich den Namen dieser Stadt hörte, seufzte ich tief auf. Wer weiß doch, was ihm gut ist?

Als Mariane auf die Glashütte sollte, widerstrebte Alles in mir. Wär' sie dahin gekommen, so hätte sie der verdammte lange Peter nicht geheirathet und — ich hätte sie vielleicht wieder gesehen; denn die junge Frau des Glashüttenherrn war aus Nancy, und ich hörte Mariane selbst erzählen, daß die Herrschaft alle Winter nach Nancy käme und dann auch wohl nach Paris gehe, um einige Monate da zu bleiben.

So aber ist der Mensch! Nur was vor seiner Nase liegt, begreift er, und das nicht einmal. So sollte sich Alles zu meinem Verderben wenden. Jetzt erst fing ich an zu bereuen, daß ich nicht von Saarlouis aus nach dem Dorfe gegangen war; daß ich jede Gelegenheit gemieden, etwas von Steffen und seiner Familie zu hören, obwohl mein Herz stets bei ihnen war. Mußte nicht Mariane des Glaubens sein, daß ich sie verlassen, daß ich die Treue gebrochen? Gab sie nicht vielleicht nur dem gewaltsamen Drängen ihrer stolz gewordenen Mutter nach?

Der Geier der Reue zerhackte mein Herz. Meine Ruhe schwand, meine Kraft war gebrochen. Es that wohl Noth, daß ich in Nancy eine andere Richtung bekam.

Wir hatten, weil ich zu ermüdet gewesen, in einem Dorfe ganz in der Nähe der Stadt übernachtet. Vielleicht gingen die drei Corporale nur darum darauf ein, weil ich sie so noch einmal traktiren mußte. Sie witterten Geld bei mir, und da lag auch der menschenfreundliche Grund ihrer großen Willfährigkeit.

Früh am andern Morgen erreichten wir die Stadt Nancy. Wir wurden bei dem Obristen de la Goupillière gemeldet, und er verlangte sogleich, den Rekruten zu sehen. Das Niedergeschlagensein meiner drei Gefährten offenbarte mir übrigens, daß ihr Willkommen nicht das allerfreundlichste mochte gewesen sein; auch las ich das da heraus, daß sie mich baten, die Schuld nicht auf sie zu wälzen. Ueberdies wollte mir der Pfiffigste darunter einen Bündel Lügen anvertrauen, den ich bei dieser Gelegenheit dem Obristen aufladen sollte, wegen des Anton.

Als ich in das prunkvolle Gemach geführt wurde, worin der Obrist saß, wurde mir gar seltsam zu Muthe. Es war das erstemal, daß ich solche Pracht sah, das erstemal, daß ich einem so hohen Offizier, ja, überhaupt einem gegenüber stand.

Der Obrist war ein schöner, stattlicher Mann. Die schöne Uniform stand ihm herrlich. In seinem Gesichte lag Offenheit und gewinnende Freundlichkeit.

Er trat auf mich zu, maß mich mit beifälligen Blicken und sagte: „Du wirst ein prächtiger Soldat werden. Wie heißt Du?"

Ich sagte ihm meinen Namen und Geburtsort.

„Wo bist Du Soldat geworden?"

„In Saarlouis."

„Bist du bekannt dort herum?"

„O ja, Herr Obrist."

„Kennst Du die Familie *****, die dort eine Glashütte hat?"

Ich wurde roth; denn er nannte den Besitzer der Glashütte, wohin Mariane hatte kommen sollen als Kindermädchen.

Mein Erröthen schien er nicht zu beobachten, und ich antwortete, was ich wußte.

„Bist Du gerne Soldat geworden?"

Ich sagte ja; aber ein Seufzer drängte sich mit heraus. Der entging ihm nicht.

„Lügst Du da nicht? Du seufzest ja!"

„Ich lüge nie, Herr Obrist," sagte ich fest; „aber es —" ich stockte, denn ich dachte an Marianen.

„Hast Du Vater oder Mutter?"

„Sie sind lange todt."

„Verstehst Du ein Handwerk?"

Ich nannte das meine.

„Du hast mich doch am Ende belogen?"

„Ich lüge nicht, Herr Obrist," sagte ich abermals.

„Aber was bestimmte Dich denn zu bleiben, als Dein Kamerad durchging? Du wußtest das doch?"

„Ich muß Wahrheit reden. Ja ich wußte es; aber ich wollte nicht durchgehen, weil — weil —"

„Nun — weil? Rede doch mal offen. Ist Dir Dein Liebchen treulos geworden?"

„So ist's, Herr Obrist."

„Armer Junge," sagte er theilnehmend. „Nun tröste Dich, Du bist nicht der Einzige, der das erfahren hat."

Es kam mir vor, als ob ein leiser Seufzer den Obristen zu meinem Kameraden in dieser Erfahrung machte.

„Du gefällst mir, Friedel," fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort. „Du bist offen, ehrlich, gutmüthig. Möchtest Du, wenn Du einexerzirt bist, nicht der Diener eines braven, mir sehr werthen Mannes werden?"

„Wenn es sich mit meinem Dienste vereinigen läßt, ist mir's schon recht."

„Geh' jetzt, mein Sohn," sagte er mild. „Ich werde Sorge

tragen, daß man mit Dir nicht rauh umgeht. Bist du einexerzirt, so läßt Du Dich bei mir melden."

Er rief nun auf französisch seinem Adjutanten, der im Vorzimmer gestanden; gab ihm einige Befehle, und dann mußte ich mit diesem in die Kaserne gehen. Dort wurde ich einem alten Corporal überwiesen, der sehr sauertöpfig und wild d'rein sah.

Vor dem Exerziren war mir's nicht bange; aber ich dachte, wenn der Obrist es gut mit dir meinte, so hätte er dich doch auch wohl an einen Menschen weisen sollen, der freundlicher ist. Der lacht gewiß nur dann, wenn einer den Hals bricht. Auch hier hatte ich mich getäuscht. Mein Corporal glich den Birnen, die eben eine rauhe Schale haben, aber desto zarteres Fleisch. Er war eine gutmüthige, ehrliche Seele, und was viel sagen mochte, kein Schnappstrinker. Er war sogar ein recht komischer Kauz, und konnte recht spassen. Er hatte überdies die Gabe, einem den Dienst leicht und auch geduldig einzuarbeiten.

Als ich am andern Morgen mit mehreren andern, von anders woher angeworbenen Rekruten auf dem Exerzirplatze ankam, hielt er eine Rede an uns in gutem Straßburger Deutsch, deren Anfang so lautete:

„Bursche, hier geht's nicht wie jener Schneider sagte: Es ist Alles wie man's machet und setzte den Hosenlatz hinten hin; nein, hier hat Alles sein Maß, und muß mit Maß geschehen; aber auch nicht nach der Meinung des andern Schneiders, der seine Frau mit der Elle todt schlug. Ich halte Euch nicht für Stockfische, die erst durch das Klopfen genießbar werden, vielmehr für gescheidte Kerle, die Hott und Hahr verstehen. Rechts kommandirt, so dreht Ihr Euch so, daß der rechte Fuß vorwärts kommt und die rechte Schulter herein; links kommandirt, geht's eben so mit dem linken Fuß und der linken Schulter."

„Rechtsum!" rief er. Ich und ein Schweizer drehten uns

rechts, wie er befohlen; ein Bayer aus Passau aber und ein Schwab verstanden ihn falsch und drehten sich links.

Da lachte der Alte, daß ihm der Bauch wackelte, und meinte, er müsse zwei Bündel machen, einen von Stroh, den andern von Heu. Die müsse er den Kerls anhängen, bis sie's los hätten, und sagen Rechtsum = Heu — linksum = Stroh.

Alles lachte; nur die beiden Burschen sahen sauer dazu. Sie gaben aber nun besser Acht, und es ging doch nach einigen Stunden passabel.

Unter solchen Aussichten war der Dienst keine Qual. Ich erlernte ihn bald so, daß ich in die Compagnie eingereiht wurde. Als uns der Obrist musterte, blieb er bei mir stehen, besah mich genau, und sagte dann zu dem Corporal, der uns dressirt hatte: „Das ist ein braver Bursche. Nicht wahr, Alter?"

„Ist brauchbar, Herr Obrist," versetzte er mit Würde. „Ich hoffe, er soll, wenn's brummt, nicht das Kanonenfieber kriegen."

„Schicke mir ihn morgen," sagte der Obrist noch zu ihm, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Halte Dich brav!"

Daß ich es ohne Umschweife sage, dem Manne hat mein ganzes Herz gehört vom ersten Blicke an. Er war auch kein Sausewind, wie die Franzosen, obwohl er auch einer war.

Dem Corporal sagte ich das. — „Das läßt sich hören, sprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam," sprach er, „des Obristen seine Mutter war auch eine Straßburgerin, das heißt, sie war zu Straßburg daheim."

„Was will er aber doch mit Dir?" fragte er mich ernstlich.

Ich erzählte ihm das, was er gesagt.

„Junge, Du bist ein Glückskind, ich weiß schon was es gibt, der Feldprediger Götz bei unserm Regimente hat den Obristen um einen braven Kerl. Einen Franzosen will er nicht. Da kommst Du zu einem grundbraven Manne. Er soll aber ein kurioser Heiliger sein, der Götz, macht Verse und dergleichen. Unter uns gesagt,

Friedel, das ist lauter dummes Zeug. Da schreiben sie kurze und lange Zeilen. Das Ding reimt am Ende wie Herz und Schmerz, und das ist ein Gedicht. Ich halte nichts auf Bücher und noch weniger auf Büchermacher. Mein Säbel ist mein Buch, und den versteh ich wie ein Pastor seine Messe oder seine Bibel. Der Feldprediger Götz ist aber unbeschadet dessen ein Mann wie ein David, ob er gleich keine Harfe spielt. Du wirst's gut haben bei ihm. Geh' morgen um 9 Uhr zum Obristen. Sei brav, so bleibe ich allezeit Dein Freund, Du kannst immer auf mich zählen."

Als ich zu dem wohlwollenden Obristen eintrat, stand ein Mann in einem schwarzen Rocke bei ihm, ein offenes, gutmüthiges, freundliches Wesen zeichnete ihn aus.

„Das ist der junge Mensch, Herr Feldprediger," sagte der Obrist auf mich deutend, „den ich Ihnen empfehle."

Ich wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte. — Obwohl es ein lutherischer Pastor war, gefiel mir der Mann doch und ich ihm. Nach der Religion wurde nicht gefragt.

Ich wurde beordert, mich im Quartier des Feldpredigers Götz einzufinden. Der Obrist empfahl mir Treue und Gehorsam, und ich ging gutes Muthes dorthin, wo ich meinen neuen Herrn erwartete.

Alles ging herrlich. Ich verdiente einige Francs den Monat über meine Löhnung und sparte es mir für kommende Tage.

Herr Götz war die beste Seele von der Welt; aber ich hatte viel Arbeit bei und mit ihm; denn er bekümmerte sich um seine Kleider und die sonstigen Dinge des Lebens gar nicht. Wo er etwas ablegte, da lag es. Hätte ich nicht den Staub weggeputzt, so hätte er sich schuhhoch aufhäufen können. Ich durfte machen, was ich wollte. Ich besaß ein so maßloses Zutrauen bei ihm, daß er mich sogar an sein Geld gehen ließ.

Dies Vertrauen habe ich auch gerechtfertigt. Ich sorgte für ihn, wie eine Frau für ihren Mann. Der Obrist überzeugte sich selbst oft davon und lobte mich. Ueber seine Einnahmen und Ausgaben

führte ich ein Buch. Er lächelte, als er es sah, und sagte: „Du bist recht brav, Friedel;“ beschenkte mich reichlich und überließ mir Alles. Seine Zerstreutheit hatte keine Gränzen. Er lebte nur in seiner eigenthümlichen Welt und machte Gedichte.

Ach, wie schön waren die. Ich hatte so etwas gar nicht gekannt, und der Corporal Lüttger hatte mir auch einen seltsamen Begriff davon beigebracht. Aber wie anders hab' ich das gefunden! Stundenlang saß ich da und las sie, las sie wieder. Der Mann hat ein rechtes Verdienst sich an mir erworben. Er führte Ruhe und Frieden mir zurück und meine Liebe zu Marianen, die noch immer in mir lebte, wurde dadurch gereinigt und geheiligt. In seinen vielen Büchern durfte ich auch lesen, so viel ich wollte. Entweder sah er es gar nicht, oder sah es gerne.

Besonders Sonntags saß ich, da er in seinem Gottesdienste, auch wohl Nachmittags bei dem Obristen war, den ganzen Tag in seiner Stube und las und vergaß oft mich selbst und die ganze Welt.

Daß ich dadurch gewann an Kenntnissen und Einsichten, sah ich selber klar ein; denn mein Gesichtskreis erweiterte sich sehr. Als Herr Götz einst sich überzeugte, daß ich eine gute Hand schrieb, gebrauchte er mich zum Abschreiben seiner Gedichte; aber auch Anderes schrieb ich. So mußte der Obrist auf mich aufmerksam geworden sein, denn schon nach einem Vierteljahre wurde ich Corporal. Nun hörte freilich mein Stubendienst bei Herrn Götz auf, aber nicht mein Verhältniß zu ihm, dem ich mit kindlicher Liebe zugethan war. Tagtäglich war ich bei ihm; führte seine Kasse; überwachte seine Angelegenheiten nach wie vor und erntete dafür ein reiches Maß von Liebe und Dankbarkeit aus seinem edeln Herzen.

Wie es um mein Inneres in dieser Zeit stand, kann ich mit wenigen Worten sagen. Ich mußte mir viele und große Schuld in Bezug auf Marianens Untreue beimessen, und das fraß an meinem Herzen lange Zeit, wie ein giftiger Krebs. Allmälig wurde ich ruhiger; aber sie, und nur sie lebte in meiner Seele — und ich

hatte sie verloren. Der Umstand, daß meine Seele in frischer, ungeschwächter Kraft an Marianen hing, brachte es auch hervor, daß ich gegen das weibliche Geschlecht gleichgültig blieb, das, ich darf es ja ohne Eitelkeit sagen, keineswegs gleichgültig gegen mich war. Wie lockten mich die glühenden Blicke der Mädchen! Selbst solche aus höheren Ständen würdigten mich ihrer Aufmerksamkeit, wie das unter dem Franzosenvolke nichts ungewöhnliches zu sein scheint; aber was focht das mich an? In meinem Herzen war für die Liebe kein Raum mehr.

Ja, ich kann wohl sagen, es war kalt, aber auch freudenlos. Mariane erschien mir mehr und mehr als ein Opfer ihrer Mutter und meiner selbst; aber was half's. Es war nun Alles vorbei. Ich hatte meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen. Einsam mußte ich es tragen, einsam durch's Leben hingehen. Hatte ich auch keine Liebe für den Soldatenstand, so war er mir doch eben recht und für's Handwerk hatte ich auch keine mehr. Was sollte es mir? Nur mit Marianen hatte es Reiz für mich: ohne sie nicht im Mindesten. Auch waren meine Vorstellungen vom Leben selbst anders geworden. Dies Leben, wie es der herumziehende Spenglersteffen geführt, erschien mir keineswegs so lieblich, als ich es einst angesehen, als das Leben mich noch so frisch und jugendlich anlachte. Bei dieser Stimmung hätte ich nichts mehr gewünscht, als Krieg. Da lachte eine Hoffnung. Nicht die des Ehrgeizes, sondern die, daß eine mitleidige Kugel mein Herz träfe. Um mich weinte Niemand in der Welt. Ich selbst hing ja nur noch an verlorenen Gütern; lebte nur noch glücklich in Erinnerungen; hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Da war ein ehrlicher Soldatentod etwas Schönes, sogar Lockendes. Ich konnte in diesem Gedanken recht froh werden, denn da hoffte ich ja das Wiedersehen Derer, die mich allein treu geliebt, deren Liebe mich jetzt noch erquickte. Gerne wär' ich jetzt in's heimathliche Dörfchen gewandert, um auf ihrem Grabe zu trauern; aber das war nun vergebens, und die Sehnsucht, die mich oft anwandelte, das Heimweh,

das meine Seele erfüllte, mußte ich niederkämpfen und es gelang mir wohl, wenn auch nicht ohne Mühe. Es ist seltsam, und ich habe es später noch weit mehr erfahren — je weiter der Schauplatz unserer Kindheit, unsres ersten, vielleicht einzigen Lebensglückes hinter uns liegt, desto lebendiger wird die Sehnsucht darnach!

9.

Es blasen die Trompeten: Husaren heraus!
E. M. Arndt.

Das Gespräch in unserer Caserne war der Krieg, der in Flandern brannte. Lüttger saß oft da, seine Pfeife schmauchend, und erzählte von den Siegen der königlichen Heere mit einer Begeisterung, die sein Auge erglühen machte. Dabei nahm er die Backen so voll, und auf ein paar Hunderttausende kam es seinem guten Willen nicht im Mindesten an.

Eines Tages, ich erinnere mich des Auftrittes so lebendig, als wär's heute, saß ich mit drei Corporalen da; wir rauchten eine Pfeife, gutes Muths. Auch wir redeten von den Erfolgen der Waffen des Königs. Da trat der alte Lüttger herein. Sein Gesicht glühete; sein Auge sprühete Feuer.

„Der Marschall von Sachsen hoch!" rief er, und seine Mütze flog wider die Decke des Zimmers. „Wir sollen nicht ewig in den April geschickt werden hier," fuhr er fort, „wie man's einfältigen Buben macht. Mortbleu! er hat an uns gedacht. Ich bin auch gerade des Hundelebens in dieser vermaledeiten Caserne satt. Ist man denn Soldat, um Tabak zu rauchen und Maulaffen feil zu halten? Freilich wird's trübe Augen geben; denn Scheiden und Meiden thut weh, sagte der Feldscheerer, als er das Pechpflaster vom Schwären zog; aber was thut's? Thränen sind auch Wasser, und

Salzwasser dazu; es mag fließen bei den Gelbschnäbeln, die Schätze haben hier. Wie? Friedel, hast Du auch einen, junger braver College?"

Wir sahen ihn erstaunt an; weil wir noch nicht recht aus dem Sinne seiner Standrede herauskommen konnten.

„Nein, College," sagte ich, weil er die Benennung liebte, „ich habe keinen Schatz mehr in der Welt."

Läugnen will ich's nicht, daß mir dabei ein Seufzer kam, den ich nicht unterdrücken konnte.

„Bravo!" sagte er, und klopfte mir auf die Schulter. „Ein rechter Soldat muß sich nicht an Mädels hängen, die gleichen den Wetterfahnen auf dem Dache. Meine Braut ist mein Säbel, mein Lieb ist mein Roß. Doch hört: Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiedrum geben Stadt und Festung Belgerad! so singt mein College in Oesterreich, der „Grenadier auf der Wacht". Ich singe anders. Mein Eugenius ist der Marschall von Sachsen! Vivat hoch! Er wollt' dem König erobern Stadt und Festung Mastricht. „Mögen sie in Aachen zusammen sitzen," sagte heute unser tapfrer Obrist, „und sich die Nägel abkauen und die Kiele spitzen, wir ziehen nach Mastricht." Auf Jungen, morgen geht's. Die Trompeten blasen früh, wohlauf wer noch etwas zu besorgen hat."

Wir starrten ihn an.

„Ist's Ernst, College?" fragte ich aufspringend; denn ich dachte an meinen guten Feldprediger, dessen Sachen ich ordnen mußte.

„Was?" rief er „Glaubst Du, ich mache schlechten Witz oder ich hätte Branntwein getrunken? Hast Du das von mir erlebt? Nein, es ist mein gründlicher Ernst, so gewiß, als ich Lüttger heiße und Corporal im Royal=Allemand bin."

Er sprach noch, als der Marechal de Logis eintrat und die Ordre vorlas.

„Da seht Ihr's. Nun auf und lustig!" rief er, und eilte auf seine Stube.

Jetzt galt's auch mir Eile.

Mein nächster Weg war zum Feldprediger.

„Nun, Herr Feldprediger," redete ich ihn an, „die Ordre ist da, es geht nach Flandern in den Kampf. Werden Sie mit ziehen?"

„Allerdings, mein getreuer Freund," sagte er. „Mein Beruf ist's ja, Sterbenden den Trost des Heilandes zu bringen."

„Gut," sagte ich, „so werde ich wohl ihre Sachen ordnen und packen müssen, wenn Sie es wünschen und angeben wollen, was ich einpacken soll."

„Lieber Gott," sagte er in komischer Verwirrung, „das weiß ich ja nicht; das weißt Du, mein guter Friedel, weit besser. Thue Du, was nöthig ist; mir ist's schon im voraus ganz recht. Nur vergiß mir nicht Papier, Federn und die Bibel."

„Ich muß jetzt zum Herrn Obristen," fuhr er fort, „da kannst Du in der Weile die Siebensachen packen. Dem Franz sage, daß er die Pferde rüste."

Er ging, und ich begann dann nicht ohne Lachen über diese so ganz eigenthümliche Erscheinung. Er vertraute mir doch Alles an, ja, er wußte nicht einmal, was er bedürfte, und seit ich für Alles sorgte, sah er nach gar nichts mehr. Und diese vertauensvolle Hingabe des Mannes machte mir ihn doppelt liebenswürdig. Seine Seele war kindlich, ohne Arg, ohne Mißtrauen, ohne Falsch. Wie gefährlich aber war das, wenn er in treulose Hände gerieth?

Sein Franz war eine ehrliche Haut; aber ausgezeichnet dumm. Ich befahl ihm die Pferde zu rüsten, und ging nun daran, mit allem Eifer zu packen. Nach einigen Stunden war ich fertig, denn die Habseligkeiten des guten Mannes waren eben nicht sehr weit her. Theurer als Alles waren ihm seine Manuscripte. Für die sorgte ich vorab, und legte sie in den Koffer, der hier wohl mußte stehen bleiben.

Um mich darüber jedoch ganz sicher zu stellen, ließ ich mich bei dem Obristen melden, als Götz noch bei ihm war.

Ich rapportirte, wie ich Alles geordnet.

„Vortrefflich," sagte der Obrist. „Laß nur den Koffer des Herrn Feldpredigers in mein Haus bringen, meine Frau wird dafür Sorge tragen."

So war denn dies Geschäft abgethan. Meine Sachen waren schnell geordnet, denn ich hatte ihrer nur sehr wenige. Mein Pferd war in herrlichem Stande. Als ich es zurecht machte und meinen Mantelsack aufschnallte, trat Lüttger zu mir.

Er legte die Hand auf meine Schulter.

„Junger Mensch," sagte er ernst und gemessen, „ich habe Dich lieb, das weißt Du. Ich habe Freude gehabt, daß Du so schnell Corporal wurdest, und Deinen Zug führst Du so gut, als trügst Du dreißig Jahre Deinen Schnurrbart und Sarras. Es ist mir manchmal zu Muthe gewesen, als wärst Du mein Sohn. Ich bin alt, und vielleicht begegnet mir bald etwas Menschliches. Der Lüttger ist kein Hasenfuß, dem es leicht bange wird, das weißt Du, und Mortbleu! wer das glaubte, dem spalte ich den Schädel sans façon! aber der Mann und der Christ soll an seinen Tod denken bei Zeiten. Verwandte habe ich nicht, Du bist mein Freund. Was ich erspart ist Dein, wenn eine Kugel den Weg in meine Kaldaunen sucht. Der Herr Obrist hat das Testament, und Du drückst mir die Augen zu und sorgst, daß ich in die Erde zu ruhen komme, nach dem Spruch: Du bist Erde, und sollst wieder zur Erde werden."

„Versprich mir das, daß meine Seele froh sein könne!"

Das einfache Wort dieses eisenfesten Mannes, der Muth und Bravour besaß, wie irgend einer im Regimente, der mit Narben bedeckt war, ergriff mein Herz auf eine wunderbare Weise. Ich konnte die Thränen kaum unterdrücken.

„Gott verhüte das, was Ihr sagt College; aber sollt's sein, so habt Ihr hier meine Hand, daß ich thue an Euch, wie ein Sohn an seinem Vater." Ich reichte ihm die Hand, die er männlich drückte.

„So redet ein braver Kerl," sagte er nicht ohne Rührung.

„Wir verstehen uns einander. Jetzt genug, mein Sohn. Besorge Deine Angelegenheiten und dann Adieu Nancy!“

Er ging, ohne weiter etwas zu sagen; aber in seinen Gesichtszügen lag eine augenfällige Heiterkeit. Es schien, als ob ihm nun das Herz leicht sei, weil er seine weltlichen Dinge alle besorgt hatte.

Mit seltsamen Gefühlen legte ich mich am Abend nieder. Es trat der Tod mir nahe in seiner erschütternden Gestalt. Meine Seele bangte nicht, das darf ich wohl sagen; aber ich sah jetzt das Leben anders an, als früher. Mit Marianen hatte es den Reiz verloren. Ich konnte mit Ruhe daran denken, zu sterben.

Alle Begebnisse der Vergangenheit, mein Glück und mein Leid ging in der stillen Nacht vorüber an meiner Seele, und wie ich mir's auch überlegte, es blieb ein nagender Gedanke, daß ich jede Gemeinschaft mit Marianen abgebrochen, die mir ja doch noch Treue gelobt hatte an jenem Abend.

Ich schlief spät ein. — — —

Der Obrist wollte im Glanze des Tages aus Nancy ausziehen, daher der Abmarsch um 9 Uhr gesetzt war.

Dennoch schmetterten die Trompeten frühe.

Ich sprang auf, froh, daß der kriegerische Klang den Traum unterbrach, denn ich sah Marianen in Schmerz aufgelöst, die nach mir die Arme ausstreckte, und jener Schrei den ich ewig hörte, drang auch jetzt wieder in meine Seele.

Rasch sprang ich auf, und rüstete noch zum letztenmal Alles. Eine Stimme in mir raunte mir zu, daß ich auch Nancy nicht mehr wiedersehen würde.

Das focht mich nun gerade nicht an. Ich war nicht einmal in der ganzen Stadt bekannt, hatte nicht einmal alle Theile derselben gesehen, mit keinem Einwohner in Verbindung gestanden; kurz, ich konnte bleiben oder scheiden, beides hatte für mich keine besondere Bedeutung.

Von einer desto größeren Bedeutung war unser Abmarsch für die Bewohner der Stadt. Lüttger hatte wohl recht. Es gab da viele Thränen; denn nicht Wenige hatten sich Schätzchen angeschafft. Er sah mich dabei an, denn er ritt im Zuge vor mir, zuckte die Achseln und rief mir zu: „Denkst du an des Chirurgen Pechpflaster?"

Mir war's nicht um's Lachen. Ich fühlte tief mit, was die fühlten, denen das Scheiden Thränen kostete.

„Nur kein Scheidewasser!" rief mir Lüttger zu und lachte.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Alte führte den ersten, ich den zweiten Zug hinter dem Obristen und dem Stabe.

Da nahten wir uns einem großen Hause. Es lag in dem Theile der Stadt, den ich gar nicht kannte. Der Obrist salutirte gegen die Fenster, wo ihm Befreundete standen. Ich sah ohne Absicht auch hinauf und —

Wer malt meinen Schrecken! Da stand — Mariane! O sie war es, wenn auch städtische Kleidung ihren schönen Leib umhüllte. Sie war es, mein Auge täuschte mich nicht. Meine ganze Seele trat in's Auge, daß ich mir das Bild in die Seele drückte. Sie sah neugierig auf uns nieder; aber es lag etwas Ernstes, ich glaube Trauriges in dem Gesichte.

Da traf ihr Auge das meine.

Todesblässe überzog ihr Gesicht. Sie wankte; aber die Arme breitete sie aus gegen mich, als wolle sie sich herabstürzen. Friedel, Friedel! hörte ich sie rufen, und jener Schrei am Abende meines Fortlaufens drang in Ohr und Seele.

Ich sah sie da stehen im vollen Reize ihrer Schönheit. Sie breitete ihre Arme nach mir aus. Ihre Liebe sprach zu mir mit der alten, vollen, mich beglückenden Kraft! — Und ich? — O wie soll ich meine Stimmung schildern! Alles, Alles war vergessen, was zwischen jetzt und meinem Scheiden von ihr lag, selbst meine augenblicklich fesselnden Verhältnisse des Dienstes. Sie, nur sie

erfüllte Kopf und Herz. Ich wollte mein Pferd herumwerfen, um zurück zu jagen zu dem Hause, wo sie war; aber der Adjutant ritt an meiner Seite. Er faßte mich bei der Schulter: „Halt, Corporal; was soll das? Ihr steht im Dienst, im Glied; das dürft Ihr nicht verlassen, ohne kriegsrechtliche Strafe. Marsch, voran! Seid kein Kindskopf, den ein ächzendes Weibsbild verrückt macht!“

Das Wort war Wasser in die Gluth. Ich warf mein Pferd herum, sah noch einmal hin, wo sie gestanden, aber sie war weg. — Rascher trabte das Regiment dem Thore zu und bald lag die Stadt hinter uns und ich fühlte tief, daß das Lebensglück nun die letzte seiner Pforten, eine eherne, hinter mir für immer geschlossen hatte; aber das bekenne ich gerne, daß ich dahin ritt, ohne zu wissen, was mit mir vorging. Mein Kopf brannte und der Athem versagte mir fast. Die Brust wollte bersten.

Der Adjutant sah mich von der Seite an.

„Ist's Euch schlecht?“ fragte er mich.

Ich verneinte; — denn was sollte ich ihm sagen? Lüttger blickte zurück. Als er mich betrachtet, rief er: „Herr Adjutant, der ist krank!“

„Er hat das verneint,“ entgegnete der Adjutant. „Die frische Luft wird ihn schon heilen,“ setzte er mit einem ironischen Lachen hinzu, das mir in die Seele schnitt. Ich rief mich selbst ermannend: „Ich bedarf der Heilung nicht!“ und trotzig mich selbst beherrschend, preßte ich meine Gefühle hinab in die Brust. Wir kamen spät in's Nachtquartier. Mein Pferd bedurfte meiner Fürsorge. Essen mochte ich nichts. Nur nach Alleinsein verlangte meine Seele, daß sie einmal das Alles überdenke, was sie an diesem Tage erlebt hatte; indessen war es doch gut, daß der alte Lüttger kam.

„Was war das für ein Auftritt?“ fragte er mich. „Ich habe Dich allezeit scharf beobachtet in Nancy, und weiß, daß Du kein Gehänge mit den Mädels hast. Item, das Haus, wo Dir's widerfuhr, ist auch meist unbewohnt. Es gehört einem reichen

Manne aus der Ferne, der's freilich dann und wann mit seiner Familie bewohnt. Er muß gestern erst angekommen sein, denn vorgestern waren noch die Läden alle zu, als ob keine Seele d'rin wohnte und heute war alles voll Menschen. Da hat ein bildschönes Mädel am Fenster gestanden, das hat Deinen Namen gerufen und einen Schrei gethan, wie ein angeschossener Buchmarder. Du mußt sie doch kennen?"

„Hatt' ich Dir doch noch spottend zugerufen: Denkst Du nicht an das Pechpflaster? Freilich, ich wußte nicht, daß Du auch so eins auf dem Herzen liegen habest. Oder ist's vielleicht Deine Schwester?"

„Nein," sagte ich; „ich habe Niemanden in der Welt."

„So ist's ein Schatz, Bursche, ein Schatz. Mortbleu, und Du wirst Soldat? Das mag der Teufel rund machen! Red' mal von der Farbe! Oder hast Du kein Vertrauen zu mir, der ich Dich so lieb habe?"

Da mußte ich reden und Alles erzählen.

„Hm!" brummte der Alte, „das ist eine kuriose Geschichte. Wer kann aber da die Kehre kriegen? Weißt Du, was ich glaube? Das Mädel hat den Peter geheirathet; ihre Pathe aber hat keine Ruhe gehabt, bis sie auf der Glashütte war, und — wenn sie den Peter nicht lieb hat, ist sie gern dorthin gezogen, wo der Peter wohl wird ein Aufseher-Stellchen haben, und sie ist gerne mit nach Nancy gegangen. Als sie Dich sah, ist das Herz wieder aufgewacht und hat sie vergessen lassen, daß das nun ab, und sie Frau Peterin ist. Der Teufel der Versuchung war Dir nahe, mein Kind. Danke Gott, daß Du weg bist. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf und seine Stunde überkommt Jeden, und dann folgt der lange Tag der Reue, wenn man — kein Franzose ist, der's mit solchen Sachen leicht nimmt."

Der Alte hat mir einen großen Dienst in jener Nacht geleistet. Alle Wunden meiner Seele bluteten wieder frisch. Er stellte Um-

stände zusammen, die mir ganz glaublich erschienen sind. Was er sagte, ist mir so richtig vorgekommen, daß ich annehmen mußte, er habe Recht. Es konnte gar nicht anders sein.

Und als ich mir die Sache überlegte, da pries ich mich glücklich, daß ich weg war von Nancy, und wenigstens kein Unrecht begehen konnte, vor dem meine Seele schauderte.

Ich richtete mich wieder auf. Zwar stahl sich der Gedanke in meine Seele: Wenn der Werbcorporal dich belogen hätte? Wenn — wenn? — und alle die Möglichkeiten, alle die Zweifel legten sich wie ein erstickender Alp auf meine Brust. Ach, es glaubt kein Mensch, was ich gelitten habe; wie ich zwischen den Zweifeln hin und herschwankte, hier gepreßt und dort gepreßt, weil nirgends eine Gewißheit war, nirgends eine klare, lichtvolle Gewißheit — nur Zweifel und wieder Zweifel; der gute Lüttger faßte oft meine Hand und sagte: „Mein Sohn, reiße Dich los von dieser Selbstquälerei, sonst wirst Du ein Narr, oder Du stirbst, und Eins wäre so schade, wie das Andere. Sei ein Mann! Das Mädel ist nicht werth, daß Du dich so quälst. Seiner Eitelkeit wärest Du doch als Opfer gefallen! Er hatte Recht! Aber — aber — ?

Ich mußte die Gedanken wegbannen, wenn ich meinen schwer errungenen Frieden behaupten wollte.

Der stete Wechsel der Umgebung auf der Reise war mir sehr heilsam; er zerstreute mich. Es war übrigens ein mehr als unseliger Zug. Erstlich war der April naß gewesen; zweitens war der Boden fast schuhtief in der Erde los und weich, und die Pferde sanken halbellentief ein, und drittens regnete es oft so stark, daß wir uns vermummen mußten in unsere Mäntel, um nicht bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Menschen und Thiere litten viel, und an Kranken, die nachgefahren wurden, fehlte es nicht. Dennoch waren Alle gutes Muthes.

Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichten wir das Lager bei Mastricht. Es zog sich im großen Halbmonde um die Werke der

Stadt. In den letzten Tagen hatte der Regen aufgehört. Die Sonne schien warm, und manche unserer marode gewordenen Leute saßen wieder zu Roß.

Der Marschall von Sachsen inspicirte uns und belobte unsere Haltung.

Unsere Zelte wurden uns nun angewiesen, wo wir uns einrichteten. Lüttger wohnte bei mir, in der Nähe des Zeltes des Obristen. In den ersten Tagen gab es nichts; Kugeln flogen in die Stadt, Kugeln heraus, aber sie thaten weder hier, noch dort Schaden, weil sie zu hoch gingen.

„Das ist auch wieder so eine Art von Casernenleben hier," sagte eines Abends Lüttger zu mir, als wir um unsern Feldkessel saßen und unsere Abendsuppe, die zugleich Gemüse war, nach Franzosenart, aßen, „nur mit dem Unterschiede, daß wir schlechter wohnen. Ich läge lieber bei meinem Pferde dort im Dorfe." Die Pferde standen nämlich in einem Dorfe, an welches sich das Lager anlehnte, und wo auch der Marschall wohnte.

„Es muß auch versucht werden, Kamerad," sagte ich ruhig.

„Ich wollte, der Marschall machte den Proceß kurz und nähme das Nest mit sammt dem holländischen Gesindel d'rin," fuhr der Alte fort. „Es gäb' doch etwas zu thun. Oder es fiele den Fischseelen einmal ein, einen vernünftigen Ausfall zu machen, daß wir sie unter die Fuchtel bekämen."

„Dazu kann Rath werden," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter uns.

Wir fuhren beide herum — und der Obrist stand vor uns. Wir sprangen auf und machten Fronte.

„Esset nur Eure Suppe erst," sprach er freundlich, „dann will ich Euch einen guten Vorschlag machen." Er setzte sich auf den einzigen freien Feldstuhl, und wir beeilten uns, unsere Suppe an Ort und Stelle zu bringen.

Als wir gegessen, sagte der Obrist:

„Wie es mir scheint, ist's heute etwas unruhig in der Festung. Ich glaube sie wollen einen Ausfall machen. Ich habe dem Feldmarschall meine Meinung gesagt; aber er hat gemeint, die Häringsseelen hätten die Courage nicht. Er thut nichts, was die Vorsicht gebietet, weil er den Feind gering schätzt. Ich möchte nun auf meine Faust mich vergewissern, ob nicht ein Ausfall gemacht wird. Dazu brauche ich zwei tüchtige Leute, und habe Euch zweie dazu ausersehen. Wollt Ihr mit mir gehen?"

„Gewiß, Herr Obrist," war unsere Antwort, wie aus einem Munde.

„Wir gehen auf die kleine Anhöhe, wo das Fichtengehölz ist. Dort ist ein guter Standpunkt. Alles ist stille, und wenn wir das Ohr an die Erde legen, hören wir jede Bewegung. Nehmet Eure Säbel und Eure Pistolen mit, wenn sie geladen sind."

„Das sind sie," sagte Lüttger. „Wohlan, Herr Obrist! Führet uns."

Der Obrist ging leise voraus, und wir folgten.

Die Nacht war stockdunkel. Kein Stern konnte durch die Wolkenmasse durchbrechen, welche den Himmel einhüllte.

Unbemerkt kamen wir aus dem Lager. Die Wachen beschwichtigte der Obrist.

„Wie ihr den ersten Schuß höret, so macht ihr Lärm," sagte er zu ihnen.

So schlichen wir wie Katzen in der Nacht dahin. Anfänglich sah ich gar nichts; allein allmälig hat sich doch mein Auge an die Dunkelheit mehr gewöhnt, also daß ich mich wenigstens vor halsbrechendem Stolpern habe hüten können.

Meinen beiden Gefährten ging es indessen weniger gut, als mir. Sie stürzten mehrmals kopfüber, und die Geschichte war, da sie geladene Pistolen führten, gefährlich genug. Ist aber keine losgegangen.

Das Fichtengehölz, welches der Obrist als äußersten Punkt

unserer Wanderung bezeichnet hatte, lag etwa zwischen dem Lager und der Festung auf einer Anhöhe, die indessen nicht hoch war.

Nach vielem Umhertappen erreichten wir es endlich. Wir standen und horchten. „Hört Ihr nichts?" fragte der Obrist leise.

Ich strengte mein Ohr an. Es war mir gerade so als vernähme ich ein bedenkliches Waffengeräusche.

Um sicherer zu sein, schlich ich jetzt, die Zweige auseinander biegend, etwas weiter vor, blieb aber in einem Zweige hängen, und stürzte der Länge nach in die Nadeln hinein. In diesem unseligen Augenblicke blitzte es neben mir. Mein Pistol entlud sich; aber bei dem Blitze sah ich im Fallen drei Holländer vor mir.

„Flicht!" rief ich; aber schon knallten die Gewehre der Drei. Ich hörte hastig laufen, aber nichts weiter, denn ein Kolbenschlag raubte mir meine Besinnung.

Als ich erwachte — es muß wohl lange Zeit gewesen sein, daß ich besinnungslos war, sah ich verwundert um mich. Es war eine große Stube, in der viele Verwundete lagen. Mein Kopf war vielfach verbunden und schmerzte mich sehr. Zu meinem nicht geringen Entsetzen ist bald darauf die Thüre aufgegangen und ein Chirurgus in holländischer Uniform hereingetreten.

Jetzt wußte ich, woran ich war. Oft hatte ich von meinen Kameraden gehört, wie traurig das Loos eines Gefangenen sei. Das sollte ich nun selber erfahren; denn daß ich in holländische Gefangenschaft gerathen war, stand außer Zweifel.

Es kostete mich viele Mühe, meine Gedanken zu ordnen. Es ging noch etwas toll durcheinander. Der holländische Gewehrkolben hatte eine gar arge Bekanntschaft mit meinem Kopfe gemacht, was ich an der Schwäche meines Kopfes, an dem scharfen Verbande, überhaupt an der Hinfälligkeit meines ganzen Körpers genugsam merkte. Was aber zwischen jenem unseligen holländischen Gruße und diesem meinem Erwachen zum Bewußtsein lag, war aus meiner Erinnerung getilgt.

Bald nach dem Chirurgus kamen noch zwei andere solcher Pflasterkasten, die sich nun zusammenstellten und miteinander zu plaudern begannen. Sie sprachen deutsch. Ich schloß meine Augen wieder, weil ich hoffte, etwas Genaueres über den gestrigen Ausfall zu vernehmen.

„Das war eine verdammte Geschichte gestern," begann der Erste, welcher eingetreten, und ein Oberchirurg war; „wo nur die Franzosen in dem Fichtenwäldchen herkamen?"

„Das wird uns der dort wohl sagen können, wenn er nicht den Geist aufgibt," versetzte der Andere.

„Ist er tödtlich verletzt?" fragte der Dritte.

„Das gerade nicht," sagte der Erste; „aber man kann doch nicht sagen, ob nicht das Gehirn verletzt ist. Er liegt ohne Lebenszeichen seit gestern Nacht. Kommt er zum klaren Bewußtsein, so ist's gewonnen."

Nun besprachen sie sich über die Behandlung meines Kopfes, was ich aber nicht verstand, weil sie eine Menge fremder Worte aussprachen. Doch sah keiner derselben nach mir.

Unvermerkt lenkte sich die Unterredung auf den Ausfall zurück.

„Alles war ganz gut angelegt," sagte der Erste wieder, „wären die Hunde nicht im Wäldchen gewesen. Und doch waren es ihrer etwa nur drei bis vier."

„Ist denn keiner außer dem Verwundeten gefangen genommen worden?" fragte der Zweite.

„Nein," entgegnete der Erste. „Die beiden oder die drei Andern liefen wie Windhunde, als dem dort die Pistole losgegangen war. Unsere Leute erreichten sie nicht mehr. Sie brachten, wie es scheint, die Nachricht in's Lager, und wie der Blitz war das Pack auf den Beinen. Da war's das klügste, die ganze Geschichte aufzugeben. Hätten sie's nur gethan! So aber drang der General vor, und wir bekamen eine arge Schlappe."

„Sind viele geblieben?" fragte der Dritte.

„Man sagt's; aber ich glaube, man verheimlicht den Verlust absichtlich. Auch will es mir vorkommen, als seien weit mehrere gefangen, als getödtet worden."

„Das können wir brauchen," fuhr der Erste fort, „unsere Garnison schmilzt zusammen wie Butter in der Sonne. Die Gefangenen fangen an dem General bange zu machen, wenn's etwa einen Sturm gäbe, und der Marschall von Sachsen scheint es sich zur Ehrensache gemacht zu haben, trotz der Unterhandlungen des Friedens in Aachen, dessen Abschluß übrigens die Franzosen absichtlich hinausdehnen, Mastricht zu nehmen."

„Schlimme Aussichten," sagte der Zweite, „wenn der General nicht capituliren will."

„Capituliren?" rief der Dritte. „Da kennst Du den schlecht. Wenn er nur noch allein übrig wäre, übergäbe er die Festung nicht."

„Darin liegt's eben," fuhr der Erste wieder fort. „Die Bürger sähen es gerne, wenn die Stadt gerettet würde. Auch sollen Französischgesinnte in der Stadt sein, denen der General eben nicht traut. Könnten die bei einem Sturme Mittel und Wege finden, die Gefangenen zu befreien, so möchte das eine schlimme Geschichte werden."

„Er soll sie auswechseln!" meinte der Dritte.

„Dafür dankt der Sachse draußen," versetzte der Erste.

„Nun, so soll er sie aus der Festung schaffen, oder —"

„Ja, wenn's geht," fiel der Erste wieder ein, „so wäre das allerdings das beste Auskunftsmittel."

„Jetzt wollen wir mal nach dem Kerl sehen," sprach der Zweite. „Wie ich höre, vermuthet der General in der Corporalsuniform von Royal-Allemand einen höheren Offizier, weil er es nicht begreifen kann, daß Corporale auf ihre Faust recognosciren sollten. Ueberhaupt ist es ein seltsames Vorkommniß."

Was ich gehört hatte, war mir sehr wichtig. Für's Erste tröstete es mich, daß der Obrist und Lüttger mit heiler Haut davon gekommen waren. Weniger erfreulich war mir dagegen die Aus-

sicht, wenn ich genesen sollte, nach Holland transportirt zu werden. Ueber meine eigne Lage hatte ich genug gehört, um das Gehörte mit meinem Befinden zu vergleichen, und die Hoffnung des Lebens, die ja doch am Ende stärker ist, als jedes andere Gefühl, wieder auftauchen lassen zu können. Vielleicht durfte ich aus dem Vermuthen des Generals, ich sei ein verkappter höherer Offizier, die Hoffnung schöpfen, daß man mich menschlicher behandle. Das Herz schlug mir heftig, als diese drei Menschen auf mich zukamen.

Ich schlug jetzt das Auge auf.

„Wie steht's?“ fragte der Oberchirurg französisch.

„Ich verstehe nur Deutsch,“ sagte ich leise.

Der Oberchirurg lächelte zweideutig und schwieg stille.

„Haben Sie viele Schmerzen?“ fragte der Zweite.

„Nein,“ versetzte ich; „jetzt weniger, als vor einer halben Stunde.“

„Verdammt!“ rief der Erste. „Hätten wir doch unsere Zunge besser gewahrt vorhin.“

„Ich hoffe, Sie machen keinen Gebrauch von dem Gehörten.“

Ich versicherte ihn, daß ich schweigen würde, wenn sie nicht unmenschlich mit mir umgingen.

Das half viel. Mit größter Schonung wurde ich verbunden; und ich darf sagen, daß ich mich der menschlichsten Behandlung zu erfreuen hatte. Ja, der Oberchirurg ließ mir nach einigen Tagen, als meine Genesung rasch vorwärts schritt, selbst Leckerbissen bereiten. Er war wirklich ein guter Mensch, ein geborner Dillenburger, der holländische Dienste genommen hatte. Der Deutsche läßt nicht von seinem Landsmanne, wenn er ihn in der Fremde findet. Das ist gewiß ein schöner Zug.

Obwohl er mehr und mehr zu zweifeln begann, daß ich ein Offizier sei, so fragte er mich doch nie aus.

Nach etwa fünf Tagen konnte ich aufsein und den Saal verlassen, wo das Jammern und Stöhnen der Schwerverwundeten

mich den stärkenden, zur völligen Genesung nöthigen Schlaf nicht gewinnen ließ.

Nun wurde ich zum General geführt. Meine Behandlung war auch hier eine so aufmerksame, daß ich wohl einsah, man sei wegen meiner Person noch immer nicht im Klaren. Es ist mir dies manchmal recht komisch vorgekommen; allein mir war eben gar nicht zu Muthe, daß ich hätte lachen mögen oder können.

Als ich in das Gemach des Generals geführt wurde, fand ich diesen und drei Stabsoffiziere nebst dem Auditor. Der General war ein ältlicher, schöner Mann, aus dessen Gesichte Festigkeit und soldatischer Muth sprach.

Bei meinem Verhöre stellte man mir allerlei verfängliche Fragen; drohte mir mit Erschießen, wenn ich nicht die Wahrheit sagte und dergleichen mehr.

Lieber Gott, sie fragten mich nach Dingen, die mir völlig fremd, oder wie man sagt, spanische Dörfer waren. Wie konnte ich z. B. die Zahl der Belagerer angeben? Wie war ich im Stande zu sagen, welche Pläne der Marschall von Sachsen habe; ob er, trotz der Friedensunterhandlungen in Aachen, noch die Stadt zu stürmen beabsichtige?

Um endlich der ganzen Geschichte ein Ende zu machen, erbat ich mir die Erlaubniß, offen meine Geschichte erzählen zu dürfen, auf daß sie sähen, daß mein Nichtantworten auf ihre Fragen einen natürlichen Grund habe und einen zureichenden.

Der General gewährte dies, und ich erzählte ohne Umschweife meine Geschichte von Saarlouis bis dato, von A bis Tz.

Als ich geendet hatte, brachen alle viere, nebst dem morosen Auditor, in ein unmäßiges Gelächter aus, das gar nicht enden wollte.

„Blerem!" rief der General aus, „wenn das keine Wahrheit ist, so haben wir den pfiffigsten Halunken der französischen Armee vor uns, der uns über die Maßen hänselt. Aber es ist unverkennbare Wahrheit."

„Geh, Bursche," sagte der General, „es soll Dir an nichts fehlen. Du bist eine grundehrliche Haut; magst aber Gott danken, daß Du so davon gekommen bist. Ich hoffe, es ist Dir einstweilen dafür gethan, daß Du nicht mehr mit Deinem Obristen recognosciren gehst, was ohnehin schöne Ordnung ist!"

Er winkte, und einer der Offiziere rief den beiden Unteroffizieren, die mich hergeleitet.

Als ich militärisch gegrüßt, und eben zur Thüre habe gehen wollen, rief der General; ich mußte bleiben.

„Hör' mal Bursche," hob er an, „wie es scheint, hast Du eben keine Vorliebe für die Franzosen?"

„Sie haben mir nichts Böses gethan, Herr General," antwortete ich ruhig.

„Mag sein," entgegnete er; „aber möchtest Du nicht Dienste bei uns nehmen?"

„Und gegen die Franzosen fechten? Nein, Herr General!"

„Es ist brav von Dir," sagte der Mann, der überhaupt mein Vertrauen gewonnen hatte.

Er winkte, und ich wurde abgeführt.

Ich kam nun in eine alte Caserne, worin französische Gefangene waren. Das war eine Wirthschaft! Nein, da wollte ich lieber in einer Orgel mitten d'rin sitzen, die Tag und Nacht dudelte, als unter diesem quecksilbernen Volke. — — Der Eine sang, der Andere pfiff, der Dritte fluchte und schimpfte. Wieder Andere schwadronirten mit einander, und Einer schrie immer ärger als der Andere; kurz, wenn man sich einen Höllenlärm denken will, so war er hier zu finden. Hielt man die Augen zu, so glaubte man unter lauter Rasenden zu sein. So ging das im vollen Sinne des Wortes Tag und Nacht fort. Genoß man einige Stunden Ruhe, so konnte man von Glück sagen.

Ich kam am Schlimmsten dabei weg; denn ich verstand noch zu wenig Französisch, um mich mit ihnen unterhalten zu können.

Tausendmal wunderte ich mich, daß mein noch schwacher Kopf das ertrug.

Zeit hatte ich genug, wieder an Marianen und ihre räthselhafte Erscheinung in Nancy zu denken. Ach, wer lüftet den Schleier? Das wußte ich aber gewiß, daß ihr Bild in meiner Seele lebte, so frisch, wie damals, als ich noch so glücklich bei ihr war. Dachte ich an meine Zukunft nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen von den Launen des Glücks, so schien es, als ob immer dann, wenn ich irgend ein Glück ergreifen zu können glaubte, es mir entrissen wurde. Ich blickte nach oben und vertraute gläubig Dem, der Alles wohl macht. In diesem Glauben fand ich Trost.

Der Zustand, in welchem ich mich jetzt befand, sollte zum Glücke nicht lange dauern. Der General, obwohl tapfer und muthig, fürchtete mit Grund eine Meuterei in der Stadt, da Anzeichen da waren, daß die Franzosen bedeutende Anhänger in derselben hatten. Mehrere der Angesehensten wurden verhaftet, und eines Abends wurden alle Gefangene aus der Stadt gebracht. Die Franzosen ergaben sich stille, denn sie meinten, sie würden ausgewechselt; ich aber erkannte aus dem Gespräche der Pflasterkasten im Lazarethe die ganze Geschichte. Wir entgingen der Aufmerksamkeit der Franzosen und kamen unbeachtet aus dem Bereiche ihrer Macht. Auf eben dem Wege kamen auch neue Truppen und Lebensmittel in die Stadt, was jedoch wenig half; denn ich hörte noch unterwegs davon erzählen, der Marschall von Sachsen habe die Stadt mit Sturm eingenommen, obwohl der Friede so gut als abgeschlossen gewesen wäre.

10.

Und wenn halt mei Schicksal mich nimmer verläßt,
So bleibt halt für mein Theil das Allerbest,
So schieß i mi todt! Sie werd'n seh'n, daß ich's thu! —
Doch weiß i schon im Voraus, i komm' nit darzu,
I komm' nit darzu!

Altbaierisch.

Unser Zug, von holländischen Soldaten geleitet, ging unaufgehalten nach Amsterdam zu. O wie sahen wir aus! Unsere Schuhe fielen von den Füßen, die Kleider hingen in Fetzen von uns. Der Volkshaß that uns auch nicht gut. Konnt's den Leuten nicht übel nehmen, daß sie den Franzosen nicht gut waren; sie hatten Arges genug von ihnen erdulbet; aber was konnten wir arme Schelme dafür? Merkten sie, daß ich ein Deutscher war, so riefen die Gassenbuben immerfort: Moff! Moff! wo ich mich blicken ließ.

O wie gerne hätt' ich Einem oder dem Andern im Grimm eine gesunde Ohrfeige oder Dachtel versetzt; aber das ging einmal nicht. Wir mußten dulden.

Unsere Kost war eben auch nicht dienlich, fett dabei zu werden; vielmehr schien es eine ganz methodische Hungerkur.

Endlich erreichten wir Amsterdam, die Stadt der Paläste und der reichen Krämer und Knicker.

In Wahrheit, mein Elend war grenzenlos. Matt, entkräftet, zerlumpt — kaum mehr im Stande, meine Blöße zu bedecken, so kam ich dort an. Mit Zügen, die jedes Auge lesen konnte, stand der Jammer auf unsern Gesichtern geschrieben und auf dem meinen der doppelte, der des Herzens und der des Leibes. O warum hatte mich der Kolbenschlag nicht getödtet? fragte ich oft in diesem Elende, wahrhaft murrend; aber im nächsten Augenblicke, wo die bessere Gesinnung wieder siegte, bat ich Gott um Vergebung und duldete das überfließende Maß des Unglücks, das auf mir lag, in der Stille und Ergebung, wie es des Christen Pflicht ist.

Und diese dicken, unerschütterlichen Minheers standen da auf ihren Balkonen, schmauchten ihre langen Thonpfeifen und bliesen den Rauch des Kanasters behaglich in die dicke Luft des Landes. Mein Hunger war riesenmäßig. Vor einem der Paläste der Prinzengraacht brach ich zusammen.

„O, daß meine Erlösung käme!“ flehte ich halblaut.

„Bist Du ein Deutscher?“ fragte da eine Stimme neben mir, und ich sah einen stattlichen Mann, der sich liebreich zu mir neigte.

Der Mann rief etwas an dem Hause hinauf in holländischer Sprache. Das wirkte; denn bald darauf kam ein Diener und brachte ein Stück Brod mit Fleisch und eine Flasche.

Zwei mitleidige Franzosen, die meine Leidensbrüder waren, hatten mich auf die Steinplatten zur Seite der Straße gesetzt. Hier reichte man mir Speise und den Labetrunk des Wachholders, Genever genannt, des Holländers Trost und Lust. Auch die beiden armen Franzosen erhielten Speise und Trank. Eben wollten wir uns recht d'ran geben, da nahte das Ende des Zugs, und der Soldat, der den Zug schloß, nöthigte uns, mit fortzugehen. Wir mußten unterwegs essen, und auch das ging. Obwohl wir's theilten mit unsern Gefährten, so stärkte es uns soweit, daß wir im Stande waren, unsern Bestimmungsort, ein leeres Waarenmagazin, zu erreichen; aber da war nicht einmal Stroh zum Lager! Auf dem bloßen Boden mußten wir uns niederlegen und erhielten erst spät am Abend eine saft- und kraftlose Nahrung, die eben hinreichte, den Hunger recht zu wecken.

Das war eine der schwersten Nächte meines Lebens, und, Gott vergebe mir, ich faßte den Entschluß, meinem armen Leben ein Ende zu machen.

Doch — als der Tag wieder kam und die Sonne durch die blinden Fenster und die offenen Fugen des Gebäudes hereinsah, kehrte die Hoffnung, die Trösterin des Unglücklichen, wieder in meine Seele ein, und ich sah mit neuem Muthe den kommenden Geschicken ent-

gegen, die gewiß übler nicht sein konnten, als die, welche diesem Morgen vorhergegangen waren.

So saß ich denn an der Wand, hoffend auf Erlösung, als jener Herr, der sich gestern meiner so menschenfreundlich angenommen, daherschritt, begleitet von einem Bedienten, der ein Bündel Kleidungsstücke trug. Er fragte nach dem Deutschen, und man wies ihn zu mir. –

Leutselig nahte er sich mir und sagte: „Hier hab' ich Kleider für Dich. Reinige Dich und wirf die Lumpen von Dir. In einer Viertelstunde komm ich wieder, um ein vernünftig Wort mit Dir zu reden."

Ohne meinen Dank abzuwarten, ging er wieder. Der Bediente gab mir die Kleider, und in weniger denn zehn Minuten war eine völlige Umänderung mit mir vorgegangen.

Es war der vollständige Anzug eines Matrosen, den er mir gebracht. Ich fand darin nichts. Wär's auch der eines Türken gewesen, ich hätte ihn freudig und dankbar mit meinen Lumpen vertauscht.

Einige der Franzosen spöttelten darüber; aber in diesem Spotte sprach sich der gelbe Neid aus, der in ihnen wohnte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Herr wieder. Er freute sich meines besseren Aussehens und nahm freundlich meinen Dank an.

„Höre, mein Sohn," sagte er, „es steht Dir ein Weg offen, Deine Lage zu verbessern und Deine Leiden für immer zu enden. Ich bin Capitain eines Schiffes der Compagnie und steche in wenig Tagen in See. Ich brauche noch einige Matrosen. Willst Du Dienst nehmen, so bist Du frei, hast einen schönen Lohn, und bist all' Deinem Elende überhoben. Ich bin ein Friesländer, deutschen Stammes, und meine es gut mit meinem Volke und Dir."

Der Mann sah bieder aus. Ein einfaches, redliches Wesen gewann ihm mein Vertrauen.

„Ich will;" sagte ich, ohne auch nur zu wissen, was ich versprach.

Sein Gesicht erheiterte sich. „So komm," sagte er darauf, „wir müssen sogleich gehen."

Kaum hatte ich Zeit, mich von meinen Leidensgefährten zu verabschieden, deren Manche wehmüthig, Manche zornig mir nachsahen. Mein neuer Herr hatte unendlich lange Beine, und machte Schritte, fast wie Fortunatus, der allemal in einem Schritte sieben Meilen maß. Ich konnte nicht mit ihm Schritt halten und mußte zurückbleiben.

„Aha," sagte er, es wahrnehmend, „ich habe vergessen, daß Du matt und kraftlos bist. Das soll bald vergehen." Er winkte seinem Bedienten, sagte ihm einige Worte und entfernte sich dann rasch, mich bei diesem lassend.

Der verstand kein Deutsch. So gingen wir denn stumm neben einander her, bis wir bei einem großen Schlosse ankamen, wo er mir bedeutete zu warten.

Nach etwa einer Stunde Wartens kam der Herr heraus.

„Es ist Alles fertig," sagte er, „laß uns gehen. In wenig Tagen sind wir an Bord und hoffentlich in See."

In seinem Haus mußte ich ein Bad nehmen, mich nochmals umkleiden, und erhielt dann die kräftigste Nahrung. Da schlief ich dann wieder einmal menschlich.

Aber welch' ein Schicksal war es wieder!

Zwei Tage später traten die Kriegsgefangenen ihren Rückweg nach Frankreich an. Alle waren leidlich gekleidet worden durch milde Wohlthätigkeit. Dort lag mein Glück! Dort war ich ihr wieder nahe, und jetzt — mußte ich zur See — Gott weiß, welchen Geschicken entgegen!

Tiefer Schmerz wühlte in meiner Seele, und eine trübsinnige Stimmung ergriff mich, die erst da wieder allmälig schwand, als ich endlich das Meer in seiner unendlichen Erhabenheit vor mir sah und den Wald von Masten. Wie staunte ich dies neue Wunder an! Wie anders erschien mir das jetzt in der Wirklichkeit, was ich

mir einst mit Hülfe der Einbildungskaft vorgestellt hatte, als ich im Vaterhause die erste Seereise vorlesen hörte. All' das Sehenswerthe, Ungeahnte, was hier vor meinen Blicken lag, ließ mir in Wahrheit nicht Zeit, viel meinen kummervollen Gedanken mich hinzugeben. Ich starrte Alles an. Ueberall waren der Gegenstände so viele, daß ich ganz betäubt war.

Da pfiff es hell und durchdringend.

„Friedel!" rief der Capitain, „das ist die Bootsmannspfeife. Unsere Stunde ist da."

Er schritt rasch dem Strande zu, und ich mit dem Bedienten hintendrein. Wir sprangen in das Boot, die Ruder schlugen an in gleichmäßigem Takte, und das Boot flog über die Wellen des Hafens dahin, einem Kolosse zu, der weit vor uns auf der Rhede lag. Allmälig trat er größer aus den Wogen hervor, und als wir uns ihm nun näherten, grüßte uns ein schallendes Hurrah. Wir stiegen an Bord. Eine Kanone brüllte über die plätschernde Meeresfluth. Ein leichter Landwind blies in die Segel. Mit grausigem Rumor wurden die ungeheuern Anker aufgezogen und — das Schiff wandte sich und stach in die See. Ich aber stand auf dem Verdecke und wankte wie ein Trunkener; der Schwindel, der Vorbote jenes entsetzlichen Zustandes, den man die Seekrankheit nennt, erfaßte mich, und der Capitain sagte lachend: „Armer Schelm, Du mußt dem Meere Deinen Einstand zahlen. Das Meer ist ohne Erbarmen."

Ich meine, daß ich ihn zahlte! —

Wenn so der ganze Jammer über mich kam, rief ich oft aus: „Ach, warum traf mich nicht eine mitleidige Kugel vor Mastricht, oder warum schlug nicht jener Soldat härter, daß ich wäre bewahrt geblieben vor diesem Höllenzustande."

Die Matrosen lachten sich halbtodt, wenn ich mich sehen ließ; daher blieb ich in der Hängmatte.

Nur der brave Capitain hatte Mitleid mit mir, und tröstete mich mit dem baldigen Vorübergehen der Seekrankheit. Das war

aber ein leidiger Trost; denn es waren nun schon acht Tage vorüber und sie dauerte fort.

Ich hatte diese ganze Zeit in meiner Hängmatte zugebracht. Ich war sterbensmatt. Konnt's anders sein? Die wenigen Tage in Amsterdam und auf der Reise, wo ich bessere Nahrung genoß, konnten meine erschöpften Kräfte nicht ersetzen und herstellen. Und nun kam wieder dieses lebenvergiftende Uebel. Es sollte indeß sein Letztes erreicht haben. Allmälig wurde mir besser; und nach wenigen Tagen konnte ich auf das Verdeck treten.

Mir wurde entsetzlich zu Muthe, als ich nur Himmel und Wasser sah, aber es war keine Furcht. Es war der Schmerz nun ganz und für immer von Allem getrennt zu sein, was ich liebte. Weinen durfte ich nicht, und hätt's doch so gerne gethan. Meine Arme durfte ich nicht ausbreiten gegen das Land, das dort hinter den berghoch sich thürmenden Wogen lag.

Da bin ich hinabgeschlichen in meine Hängmatte, und hab' es versucht, das Herz loszureißen von Allem, was es noch zu besitzen glaubte; habe Marianen mein Lebewohl zugerufen und dem guten Lüttger, meinem guten Feldprediger Götz, der nun auch verlassen war; aber gemurrt hab' ich nicht. War ich doch selber der Schmied meines Unglücks, und aus freiem Entschlusse hervorgegangen, was ich erlebt und erfahren.

Ob aber Friede in meiner Seele war, das ist eine Frage, die ich ohne Weiteres mit Nein beantworten kann. Woher hätte er kommen sollen? Hinter mir lag Glück, vor mir eine unbekannte Zukunft, vielleicht ein Leben voll Leid und Trübsal. Jenes hatte ich von mir gestoßen; dieses selbst ergriffen. Und eine langweilige Seereise ist so recht geeignet, in Grübeleien sich zu ergehen. Zu Matrosenarbeiten war ich noch unfähig; darum lungerte ich so herum und brütete über meine Geschicke. Ich hörte Marianen: Friedel rufen; der Schrei hallte in meiner Seele fort; ihre Arme sah ich sie ausbreiten. Ach, hatte der Werbcorporal gelogen? — War sie noch

frei, mich liebend und treu? Wehe dann mir! Ich hatte ihr Lebensglück zerstört und das meine.

Der Capitain merkte meiner Stimmung Grund. Er fand das rechte Gegenmittel.

„Höre, Junge," sprach er, „Du bist ein Deutscher, die sind in der Regel ziemlich gut unterrichtet. Kennst Du das Rechnen und Schreiben? Könntest Du mir vielleicht Schreibdienste thun? dann wärst Du besser d'ran, denn als Matrose?"

Ich weiß selbst nicht, warum ich so freudig antwortete: „Ei freilich!" wenn's nicht die Freude war, irgend eine Beschäftigung zu finden. Das Lungern hatte mich elend und heimwehkrank gemacht, und für die Matrosenarbeit war ich noch durchweg zu matt.

Er rief mich in die Kajüte, wie das kleine Kneipchen hieß, worin er wohnte, denn in dem Schiffe der Compagnie war Alles auf die Ladung gemünzt, und dort gab er mir Allerlei abzuschreiben; da er nun eine undeutliche Handschrift hatte, so war's ihm darum zu thun, es reinlich und leserlich zu haben. Es war aber Holländisch, und die schreiben Alles mit lateinischen Buchstaben. Es war ein Glück, daß einst unser ehrlicher Schulmeister, den wir böse Buben nur den „Alten mit der Brille" hießen, uns die lateinische Schrift auch gelehrt hatte. Da malte ich recht die Buchstaben nach, und der edle Mann war gütig genug, damit zufrieden zu sein. Da ich's nicht verstand, so ging's freilich verdammt langsam; doch war's sehr deutlich und ich hoffte, mit dem zunehmenden Verständniß der Sprache doch noch brauchbar zu werden, was sich denn auch später vollkommen richtig erwies. Beim Rechnen ging das Ding anders. Da fiel's mir dann wieder ein, daß ich einst Seeschiffe gerechnet hatte, und jetzt im Bauche eines solchen Ungeheuers rechnete, das rief mir die alten theueren Erinnerungen wieder hervor, und es währte ziemlich lange, bis ich wieder rechnen konnte. Auf dem Papiere waren einige blasse Flecken. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß sie von meinen Thränen herrührten. Wer den Stab über mich brechen will, der

thu's! Das Herz hat ja doch auch sein Recht und bei mir machte es dasselbe gar oft geltend.

Von nun an war ich meist in des Capitains Kajüte, und nur dann und wann kam ich auf das Verdeck. Er wurde täglich freundlicher gegen mich und suchte mir das Leben auf dem Schiffe angenehm zu machen. Abends besonders war es prächtig oben, in der herrlichen Seeluft, wenn ein kühler Wind wehte. Die Matrosen sangen Lieder, deren eigenthümlich melancholische Weisen mich sehr ergriffen. Besonders merkwürdig war mir auch das Leuchten des Meeres. Wenn so das Schiff durch die Wogen strich, schien es, als ob das Wasser lauter Funken wäre. Ein langer, glänzender Streifen folgte dem Schiffe, und der Capitain, den ich darüber fragte, sagte mir, es seien kleine Meerthierlein, die in unaussprechlicher Menge in lauen Nächten die Oberfläche des Meeres bedeckten, von denen dieser Lichtglanz ausginge. Die Sterne strahlten herrlich und was mir wundersam vorkam, es waren ganz andere Sternbilder, als die, welche ich einst daheim gesehen, und der tiefblaue Himmel bei weitem nicht so besäet mit Sternen, wie in der Heimath an der Mosel. — Ja ganze weite Strecken waren fast sternenleer. Ein Bild stand wunderbar da, es war das Kreuz des Südens. Ich hab' oft zu dem hinaufgeschaut und neuen Muth und neue Hoffnung gewonnen. Das rief mir ja in die Seele hinein: Dulde! Trage! Entbehre! Auch der Heilige am Kreuze duldete stille; so auch du!

Wir waren ja auch schon gar weit von den Küsten Europa's entfernt. Von der Linientaufe will ich schweigen, denn das dumme und rohe Wesen ärgerte mich über die Maßen; ich mußte es indessen so gut tragen und dulden, wie die zwei neuen Matrosen, die mit mir auf das Schiff gekommen waren.

Nur eines besonderen Umstandes muß ich gedenken. Seit mehreren Tagen folgte ein Haifisch unserm Schiffe nach. Es war ein gräulich Unthier. Alle Versuche, ihn zu fangen, schlugen fehl. Da überfiel die ganze Mannschaft ein Schrecken. Alle schienen zer-

schlagen und sahen in ein Loch, und das Wetter war doch herrlich. Kein Sturm hatte uns noch heimgesucht. Der Capitain schenkte tüchtig Genever ein. Ich begriff das nicht; konnte übrigens auch noch nicht so viel Holländisch, ihr Gewälsch zu verstehen.

Dem Capitain kam das ungelegen. Er ließ die Versuche verdoppeln, das Unthier zu fangen; aber es biß nicht an.

„Er will Menschenfleisch," sagten die Matrosen.

Das verstand ich, aber was sie damit sagen wollten, begriff ich nicht. Ich fragte den Capitain.

Er runzelte die Stirne und sagte: „Ich hoffe, Du bist noch nicht angesteckt von dem Aberglauben der Seeleute; daher will ich Dir das Unsinnige jenes Wortes erklären: Wenn der Hai an keinen Köder anbeißen will, so glaubt man, es würde bald Jemand im Schiffe sterben, und von dem Hai verschlungen werden."

Ich lachte. „Soll denn das Thier ein Wissen haben, was der Mensch nicht hat?" sagte ich.

„Freilich," erwiederte der Capitain. „Wie soll das zugehen?"

In demselben Augenblicke gab es ein furchtbares Geschrei auf dem Verdecke.

„Sie haben ihn gewiß!" rief der Capitain, und eilte hinweg, ich ihm nach.

Aber wie erbleichte der Capitain, als ihm Alle entgegenriefen: „Jan, der arme Jan!"

Da stellte sich denn die ganze erschütternde Thatsache heraus, daß des Capitains Bedienter die Lockspeise an einem Taue hinausgeworfen, das Uebergewicht aber bekommen, hinab in die See gestürzt war und von dem scheußlichen Thiere ergriffen wurde, das pfeilschnell mit dem Unglücklichen in die Tiefe geschossen war.

„Da seht Ihr's," sagte der Hochbootsmann zu dem Capitain. „Er wollte Menschenfleisch, und nun hat er's. Wir werden ihn nicht wiedersehen." Beiläufig gesagt, war es wirklich so.

„Dummes Zeug," donnerte der Capitain. „Geht an Eure Arbeit!"

Er selbst aber schritt, bleich wie der Tod hinab in seine Kajüte, und als ich zu ihm kam, saß er, noch immer bleich, in tiefem Sinnen da.

Ich setzte mich stillschweigend an meine Arbeit; aber sie wollte mir nicht recht von der Hand.

„Friedel," hob er endlich an, „der Jan geht mir recht an die Seele. Ich hatte ihn lieb, und der Mensch war treu wie Gold, und diente mir schon im siebenten Jahre."

„Glaub's," sagte ich; „er war ein guter Mensch."

„Das war er," sagte der Capitain, und seufzte.

Dann stand er rasch auf und trat auf mich zu.

„Friedel," hob er wieder an, „ich glaube, Du taugst nichts für einen Matrosen!"

„Warum nicht, Herr?"

„Nun, daß ich Dir's gerade sage, Du bist nicht roh genug dazu, kannst auch die Strapatzen dieser Menschen schwerlich ertragen."

Ich erschrack.

„Was soll denn aber aus mir werden, Herr?" fragte ich nicht ohne Unruhe.

„Mein Diener, wenn Du willst. Du sollst's gut haben, Friedel, und Dir soll ein besserer Lohn werden, als Du ihn als Matrose verdienen kannst. Willst Du?"

Ich war überrascht. Das hatte ich nicht gedacht.

„Wenn Ihr mir das Vertrauen schenket, Herr, so will ich Euch in Lieb' und Treue ganz eigen sein. Bin ich es denn nicht jetzt schon?"

„Topp!" sagte der Capitain, „es bleibt dabei."

Nun zog ich in die Kajüte ein; hing meine Hängematte darin auf, und war nun ganz mit den Angelegenheiten des Capitains beschäftigt.

Zwar wurde ich von dem Schiffsvolke mitunter scheel angesehen, weil vielleicht Mancher gewünscht und erwartet hatte, Jan's Stelle einzunehmen; allein meine Stellung zum Capitain und mein Verhältniß zu ihm gab mir so viele Gelegenheit, Diesem und Jenem einen kleinen Dienst zu leisten, daß ich von nun an besser bei ihnen stand, als je.

Bis jetzt war unsere Seereise glücklich gewesen. Der Oldenbarneveld, wie unser Schiff hieß, war ein guter Segler und ein neues tüchtiges Schiff. Das that's freilich allein nicht, denn das hatte keinen Einfluß auf Wind und Sturm. Die Tage waren mild, mitunter heiß gewesen; die Nächte erquickend und kühl. Das Schiff segelte stets mit gutem Winde und legte mit ungeheurer Schnelligkeit große Strecken zurück.

Ich dachte mir, eine Seereise sei doch so arg nicht, abgerechnet die Seekrankheit, die ich bis auf den Grund hatte kennen gelernt. Das äußerte ich einst gegen meinen Herrn.

„Gott behüte uns," sagte er ernst; „aber käme ein Sturm, so solltest Du wohl begreifen, daß eine Seereise nach Ostindien keine Spazierfahrt ist, und die See Tücken hat, die man ohne eigene Erfahrung nicht begreift. Unberufen zwar," fuhr er fort, „aber mir ist es, als habe der Sturm seine Größe und Umarmungen bis in die Tafelbai aufgespart. Das Cap der guten Hoffnung hat Manchem die gute Hoffnung zu nichte gemacht."

Er schwieg, und ich dachte im Stillen: Möge uns Gott schützen und bewahren! Schwimmen konnte ich nur so viel, als ich in der Mosel aus der Faust gelernt; und das war nicht weit her. Und die Haifische waren höchst unlustige Gesellen! Hatte ich es doch an dem armen Jan gesehen, wie kurz die den Proceß machen. Uebrigens waren wir schon manche Woche unterwegs, trotz unsres glücklichen Segelns, und was ich hier so kurz erzählte, das hat erschrecklich lange gedauert.

Nach einigen Tagen hatten wir die Gegend des Caps erreicht.

Ein Theil unserer Ladung war dahin bestimmt, und der Capitain hatte es sich vorgenommen, einige Zeit in der Capstadt zu verweilen, auch neue Vorräthe dort einzunehmen nach Java.

Wenn auch Besorgniß Manche erfüllte vor den Gefahren des Meeres, dem wir uns nahten, so gab doch die sorgfältige Aufmerksamkeit im Dienste beruhigende Gewißheit für mich, der ich noch Landrattennatur hatte. Landratte heißen die Matrosen alle diejenigen, die nicht, wie sie, ihr ganzes Leben auf der See zubringen. Mich nannten sie auch so, aber ihr anfänglich großer Unwille gegen mich war längst einer wohlwollenderen Gesinnung gewichen.

Eines Abends aber blitzte es heftig im Westen. Ein Gewitter war im Anzug, und bald brüllte es oben und kochte in der Tiefe, und wenige Minuten später hab ich einen Begriff erhalten von einem Sturme. Die See ging so hoch, daß die Wellen Bergen glichen. Wir wurden in die Höhe geschleudert und wieder hinab in die gräuliche Tiefe. Ich konnte nicht stehen in der Kajüte, wo Alles, was nicht niet- und nagelfest war, umherkollerte. Die Planken des Schiffes ächzten, und alle Minute glaubte ich, müsse es bersten. Dabei heulte der Sturm grauenhaft.

Mit einem Male hörte ich über mir ein schreckliches Krachen und einen Schlag, der das Schiff furchtbar erschütterte.

Wenn ich auch nicht mit meinem Muthe prunken will, so darf ich doch sagen, daß ich nicht leicht gezittert habe; aber hier, auf dem wüthenden Elemente unter mir, kämpfend mit dem über mir, bebte mein Herz. Ich empfahl meine Seele Gott und eilte hinauf.

Welch' ein Schauspiel! Der Mast war geknickt wie ein Strohhalm und bereits gekappt und über Bord geworfen; aber was noch schlimmer war, vier Matrosen trugen meinen Herrn, dem der rechte Arm zerschmettert war, und legten ihn unweit der Lucke, durch die man auf das Verdeck stieg, nieder. Ich lief zu ihm, wäre aber fast selbst über Bord geschleudert worden von dem Sturme.

„Armer, guter Herr!“ rief ich, „was ist Euch?“

„Nichts,“ sagte der edelmüthige Mann. „Geh hinab,“ fuhr er fort, „und nimm das Kästchen rechts von der Koje. Bring' es hierher.“

Ich stürzte hinab, aber kaum konnte ich noch in die Kajüte; denn das Wasser stieg im Raume mächtig empor.

Als ich das Kästchen hatte, mußte ich schon bis an die Arme im Wasser gehen.

„Das Schiff ist leck!“ rief ein Matrose.

„An die Pumpen!“ donnerte der Capitain.

Ich stellte das Kästchen bei ihm nieder und wußte nicht was ich beginnen sollte.

„Fort an die Pumpen!“ befahl er.

Ich gehorchte augenblicklich.

Wir arbeiteten rastlos; aber der Sturm blieb sich gleich und das Wasser stieg.

„Schaluppe los und in See!“ befahl der furchtbar Leidende. Es geschah. Er wurde hineingetragen, die Mannschaft folgte; wir drückten ab, und die Schaluppe wurde in die See geschleudert. —

Immer noch brüllte der Sturm im Wettkampfe mit dem rollenden Donner in gleicher Kraft fort.

Unsere Schaluppe wurde wie eine Nußschale umhergeworfen. Dann und wann erleuchtete ein Blitz auf's Gräßlichste die Umgebung. Der Schaum der Wellen leuchtete grauenhaft im Lichte des Blitzes. Noch sahen wir das Schiff, das aber immer tiefer sank. Ein zweiter Blitz — es war gesunken.

Es war, als ob der Sturm mit diesem Opfer befriedigt wäre. Er hörte allmälig auf; aber nicht das schreckliche Wogen des Meeres. Es war eine Nacht, wie ich keine zweite erlebt habe.

Als der Morgen endlich tagte, sahen wir den Tafelberg, und unser geschickter Steuermann führte uns gegen Abend glücklich in den Hafen der Capstadt.

Der Zustand meines Herrn war entsetzlich. Das Wundfieber hatte den höchsten Grad erreicht.

Schnell kamen Aerzte. Er wurde in das Lazareth gebracht und ich folgte ihm. Ich habe die Gesichter der Aerzte studirt. Sie waren sehr bedenklich. Als sie beriethen, verstand ich das furchtbare Wort: Amputation. Es blieb nichts übrig, wenn er sollte gerettet werden, als — den Arm abzunehmen, denn soviel will das fremde Wort: Amputation sagen, das ich schon im Lager vor Mastricht und im holländischen Lazareth in dieser Stadt kennen gelernt hatte.

Er war noch immer im Fieber und redete irre. Unaufhörlich rief er dem Steuermann, ertheilte seine Befehle und jammerte über den Verlust des Mastes und dergleichen, namentlich aber darüber, daß die kostbare Ladung der Compagnie in Gefahr sei und sein lieber, treuer Oldenbarneveld, sein Schiff nämlich, mit dem er schon manche Seereise gemacht habe, unheilbar leck sei, das heißt, es ein Loch habe, durch welches das Seewasser eindränge.

Die Operation ging vor sich mit großer Gefahr; aber glücklich. Der große Blutverlust machte ihn völlig kraftlos. Gegen Morgen schlief er ein oder vielmehr, er versank in einen dumpfen ohnmächtigen Zustand.

Da saß ich an dem Bette voll tiefen Schmerzes über das Loos meines Herrn und weinte Thränen des Mitleids. Alles, was ich erlebt in letzter Nacht, dünkte mir nichts gegen das, was ihn betroffen. Ein so wichtiges Glied zu verlieren, ist entsetzlich! Starb er, was wurde dann aus mir, hier in dem fremden Lande, ja in dem fernen Welttheil, ohne irgend eine Habe, als meine Kleidung, ohne Bekannte, ohne Aussicht auf ein ehrlich Fortkommen?

Schwarz lag die Vergangenheit hinter mir, schwarz lag die Zukunft vor mir: da hab ich mich in den stillen Nächten, die ich an seinem Bette durchwachte, niedergeworfen auf meine Kniee und habe aus tiefster Seele zu dem Herrn gebetet, der gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen!

Und durch das Gebet ist mir's gewiß geworden, daß mein theurer Herr nicht sterben werde.

Und Gott verließ mich und meinen armen Herrn nicht. Mit Heldenmuth hat er sein Geschick ertragen. Der Eifer der Aerzte, seine gesunde Natur, meine aufopfernde Pflege — denn kein Schlaf kam in meine Augen in sieben Nächten, Alles wirkte zusammen, daß die Heilung günstig fortschritt. Die vornehmen Holländer wetteiferten, ihm ihre Theilnahme zu bezeugen. Nicht wenige wollten ihn in ihre Wohnungen nehmen; aber die Aerzte gaben es nicht zu, daß er sich der Erschütterung preisgebe. So blieben wir im Lazarethe, bis mein Herr nach vielen Wochen wieder aus dem Bette sein konnte.

Jetzt erst fragte der Capitain nach dem Kästchen, nach seinen Leuten. Ersteres war in Sicherheit. Es stand unter seinem Bette, und Letztere waren von der Regierung versorgt. Sie kamen alle Tage, nach dem Capitain zu fragen; denn sie hatten ihn lieb, wie ich. Auch genaß er endlich ganz. Diese Liebe seiner Leute that ihm gar wohl; aber, als er hörte, daß ich Tag und Nacht nicht von ihm gewichen sei; als die Aerzte ihm sagten, wie ich manchmal weinend sie gefragt, wie es stehe, da wußte er gar nicht, wie er mir's danken sollte.

Jetzt zogen wir aus und mietheten ein Landhaus, das herrlich gelegen war. Wir hatten die Aussicht auf das Meer und die Stadt. Ein Garten mit Bäumen, Pflanzen und Blumen umgab es, wie ich sie nie gesehen hatte. Da hab' ich gestaunt über die Palmen, die Kokosnüsse und hundert andere Dinge, über die Thiere und — Menschen. Alles war fremd, wunderbar und staunenswerth.

Ja, dachte ich oft, wenn so ein Neger, schwarz, wie der Teufel, auf dem Bilde in unserer Kirche, in meinem Geburtsort oder in so ein Mosler Dorf käme, meiner Treu! Alles liefe davon. Mich selbst überlief's eiskalt, wenn so einer mich ansah mit den grellen Augen, deren Weiß so entsetzlich gegen die Farbe der Haut abstach, oder den breiten häßlichen Mund aufthat, und die schneeweißen Zähne wies.

Ach, wie gewöhnt sich aber der Mensch an Alles! Bald erschien mir das Alles nicht mehr fremd; ich gewöhnte mich daran, wie an die sengende Hitze, die einen fast briet, an die veränderte Lebensweise, an die fremden Speisen und Früchte — an Alles, was mich umgab und ich blieb, Dank dem Herrn! allezeit frisch und gesund dabei.

Nur Eins beugte mich, die Traurigkeit meines Herrn, die nichts verscheuchen konnte. Er war ein steinreicher Mann. Lieber Gott, so viel Geld, glaubte ich, hätte die Welt nicht, als er allein besaß, und ich wußte doch, daß er in Holland auch noch Güter hatte, und allein in der Welt stand. Es war aber auch nicht die Sorge um das Fort- oder Auskommen, was ihn drückte, sondern der Umstand, daß er nicht nur nicht mehr tauglich zum Seedienste war, sondern nicht einmal mehr sich selber etwas thun, nicht einmal mehr schreiben konnte. Für einen Mann in seinen Jahren, für einen Mann, der den Seedienst liebte und stets an eine angestrengte Thätigkeit gewöhnt war, mußte es auch recht hart sein, sich so plötzlich aus seinem Berufe herausgeworfen und unfähig zu sehen, ihn je wieder antreten zu können. Dadurch, daß ihm der rechte Arm fehlte, war er recht hilflos und unfähig zur Arbeit geworden. Das beugte ihn tief. So groß auch mein Mitleid mit ihm war, denn ich liebte ihn von ganzem Herzen und er verdiente solche und noch größere Liebe, so will ich's doch nicht verhehlen, daß unser Unglück eine Seite hatte, die mir gar nicht unlieb war, die nämlich, daß die See nicht mehr unter meinen Füßen war, sondern Gottes fester Erdboden. Seit der letzten Erfahrung hatte ich für immer und ewig satt an der See. Nur noch einmal hätte ich mir's gefallen lassen, ein Schiff zu besteigen, dann nämlich, wenn's heim, nach Europa gegangen wäre.

Jetzt wurde ich meinem Herrn erst recht unentbehrlich. Ich war sein Diener, sein Schreiber, sein Kassirer — in Summa, sein Alles. Aber mit wie viel Liebe behandelte er mich auch! Keine Stunde durfte ich mich von ihm trennen. Ich bot Alles auf, ihn zu erheitern, allein das gelang nicht. Von der Zeit hoffte ich viel.



Ich selbst habe es ja erfahren an mir, was sie vermag; wie sie die Wunden im Innern verharrschen läßt; wie sie den Menschen verändert, an neue Umstände gewöhnt, und am Ende ihn glauben macht, es sei halt immer so gewesen.

Oft zwar flogen auch meine Gedanken über das Weltmeer hin, zu dem Schauplatz meiner Jugend; die Träume meines Lebens kehrten wohl auch hier wieder; Ein Bild, das nie aus meinem Innern vertilgt werden konnte, stand im Wachen und im Schlafe auch hier vor meiner Seele. Meine Seufzer galten auch hier der Vergangenheit, aber die Sorge für meinen lieben Herrn ließen keinen Trübsinn in mir aufkommen. Arbeit ist und bleibt das beste Arzneimittel für den, der an einem innern Gepreste laborirt.

Das war's, was meinem Herrn fehlte. Sein Hinbrüten war die Folge des Mangels an Arbeit. Eine Langeweile plagte ihn bis zum Nichtmehraushalten; doch sagte er nichts, klagte auch nicht. Wußte er's etwa selbst nicht, was ihm fehlte? Mir kam's fast so vor. Ich sann, wie ich es ihm beibringen sollte.

Einst besuchte er einen benachbarten Gutsbesitzer. Ich war mit ihm. Auf dem Gute besah er die Gärten, die Pflanzungen, die Weinberge, die den edelsten Wein bringen, den unvergleichlichen Constantia, die Heerden, und freuete sich aller dieser mannigfaltigen Mittel eines bewegten, thätigen Lebens.

Als wir heimfuhren brachte ich das in Erinnerung, und meinte, der Herr müsse doch wohl recht viel Arbeit haben.

„Das ist sein Glück," sagte mein Herr; „denn das Leben, wie ich es führe, ist eine Last, eine Plage, die mit jedem Tage drückender wird."

„Was hindert Euch, Herr, es eben so zu haben?" fragte ich ihn kecklich.

Er sah mich erstaunt an; schwieg einige Augenblicke; dann sagte er: „Du hast recht Friedel; man muß arbeiten, um zufrieden zu sein: aber mir fehlt der rechte Arm."

„Macht mich dazu!“ sagte ich, froh, daß der Gedanke doch gezündet hatte.

Er lächelte. „Bist Du nicht meine rechte Hand?“ fragte er mich. „Thust Du nicht Alles für mich in unermüdlichem Eifer? Darf ich Dir denn noch mehr aufbürden?“

„Herr,“ rief ich, „ich bin jung, gesund, stark. Was ich thue, ist Kinderspiel. Ich fühle keine Last und keinen Druck. Ihr schonet mich noch zu viel. Legt mir mehr auf, fordert Schwereres von mir, daß ich Euch zeigen kann, wie lieb ich Euch habe!“

Es war Wahrheit was ich sagte. Es strömte so aus meinem Herzen hervor.

Er stand eine Weile abgewendet; dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte:

„Blerem! Du hast recht. Es ist so. Du hast mir's abgelauscht, was mir fehlt. Wir wollen uns Sklaven kaufen und ein Landgut dazu und tüchtig arbeiten.“

Einige Tage später ritten wir über Land, ein Gut zu besehen. Es war etwa drei Meilen von unserm Landhause entfernt. Seine Lage war dieselbe fast, wie die unseres Landhauses. Die Bai lag vor uns, dort, wie hier. Ein Wäldchen schloß sich an das Haus an von Palmen, Kokosnußbäumen, Orangen und andern edlen Früchten. Vor dem Hause war ein Garten. Eine herrliche Quelle bot überreiches Wasser. Aecker, Wiesen, Weide — Alles um das Haus herum — ließen kaum etwas zu wünschen übrig. Der Besitzer ging nach Holland. Sklaven, Heerden, Schiff und Geschirr, Alles war feil.

Der Kauf wurde um eine bedeutende Summe abgeschlossen. Wir zogen ein.

Da gab's denn mehr zu thun, als an der Mosel die Pfanne um die Fastnacht zu thun hat. Es mußte Alles eingerichtet, beschaut, geordnet werden.

Für mich war es ein herzzerreißender Anblick, die Schwarzen

zu beobachten, die überall Zeichen an sich trugen, wie die Peitsche des Sklavenaufsehers gearbeitet hatte. Der Kerl rühmte sich seiner unmenschlichen Strenge mit einem Lachen, das aus des Teufels Munde nicht entsetzlicher klingen könnte.

Ich sah meinen Herrn an.

Er runzelte die Stirne, eine Gluth überdeckte sein Antlitz und der Donner seiner Stimme wurde laut:

„Fort mit Dir, Unmensch! Nicht eine Minute sollst Du länger hier Dich aufhalten, wo Du es wagen magst, Dich Deiner Schandthaten zu rühmen.“

Bleich wie eine Leiche schlich der Kerl davon; aber die Sklaven fielen nieder vor dem Herrn und riefen: „Dank Massa, Dank!“ Massa heißt in ihrer Sprache: Herr.

Für sie ging aber auch ein neues Leben auf. Sie wurden nun menschlich behandelt, und siehe da, ihre Arbeit ging ganz anders von Statten. Da ich alle Schritte der Aufseher überwachte, konnte keine Grausamkeit verübt werden. Mein Herr lebte neu auf. Er hatte nun, was ihm bis jetzt gefehlt, Arbeit, Lebenszweck.

Und ich? Ich that meine Pflicht und war zufrieden, wenn auch im Innern oft die Trauerglocken läuteten.

11.

Nach der Heimath möcht' ich wieder,
Wo der Frühling mir gelacht;
Und in heim'scher Erde ruhen,
Kommt sie einst, die dunkle Nacht.
Schon senkt sich der Abend schneller
Einz'lne Sterne schimmern hell. —
Laß uns nicht mehr länger zaudern,
Denn die Nacht ereilt uns schnell!

Lied.

Es ist doch um das Herz eine seltsame Geschichte! Man nennt das Heimweh kindisch; aber ist es nicht ein Frevel an dem schönsten Gefühle? Fünfzehn Jahre waren uns hingeflossen. Capitain Steenbock, mein Herr, der mich wie einen Freund, einen Bruder liebte, war in dieser Zeit recht alt geworden. Wie bei einem alten Soldaten das W allemal nach dem V kommt und die Strapatzen ihre Folgen nicht zu bringen unterlassen, so ist's auch bei einem alten „Seehunde", — daß ich mich des Ausdrucks bediene, den mein guter Herr meist gebrauchte, wenn er von seinem Stande sprach. Was er erlitten, wußte ich aus seinen Erzählungen, wenn wir im Lichte der untergehenden Sonne auf der Terrasse saßen, unter den schirmenden Blättern einer großen Palme, und unsere Pfeife rauchten und Thee tranken.

Es war wohl schwer, was er erduldet in den vielen Gefahren seiner Seereisen, unter Stürmen und zweimaligem Schiffbruch. Das bleibt nicht aus in den alten Tagen. So war's bei ihm. Der Verlust seines Armes hatte auch seine Wehen. Gicht plagte ihn heftig, und die Gebrechlichkeiten des kommenden Alters waren eine schlimme Zuthat. Da war ich denn gar oft Krankenpfleger bei ihm, und er sagte oft wehmüthig: „Friedel, das Alter ist eine schwere Krankheit, an der wir sicher sterben. Ich glaube, daß ich mich bald segelfertig machen muß, weil der Tod die Anker meines

lecken Wracks (so heißt ein unbrauchbares Seeschiff) lichten will.“ Wohl redete ich ihm das aus; aber er blieb, wie der Kuckuck, auf seinem Liede. „Was ist's auch weiter?“ sagte er. „Dich zu verlassen thut mir alleine weh. Wie Du Niemanden mehr in der Welt hast, so stehe auch ich mutterseelenalleine da. Wir zweie gehören einander allein an. Nicht wahr?“ Er reichte mir seine linke Hand, die ich, tief bewegt, drückte. Dabei sah er mich mit einem Ausdrucke der Liebe an, den ich kaum zu beschreiben im Stande bin.

Es war einmal im hohen Sommer, an einem schönen Abende, daß wir wieder auf der Terrasse unter der Palme saßen, und die blauen Wolken hinausbliesen in den frischen Seewind, der uns Kühle brachte. Er war ziemlich wohl und seine Seele heiter; denn er sprach davon, alle seine Sklaven frei zu geben.

Da segelte ein stolzes Schiff aus dem Hafen hinaus. Es tanzte leicht auf den Wellen; die Wimpeln flatterten lustig; die Segel waren voll und der Gruß der Kanonen schallte mächtig zu uns herüber.

„Siehe, das schöne Schiff!“ sagte er zu mir. „Allemal, wenn ich ein Schiff sehe, regt sich die alte Lust wieder. Ich möchte noch einmal ein Schiff befehligen! Wie heißt das Schiff, und wohin geht's?“

„Ich war gestern im Hafen, wie Ihr wisset,“ sagte ich. „Es heißt „Oranien“ und geht nach Rotterdam.“

Sein Auge strahlte da in eigenthümlichem Lichte. Es war, als ob eine wunderbare Veränderung in ihm vorgegangen wäre bei diesem Namen. Doch schwieg er, und sah dem Schiffe nach, bis es im Dunkel der Nacht verschwand, die sich auf Meer und Land legte.

„Wollt Ihr nicht in das Haus gehen,“ fragte ich ihn, „da die Kühle Euch schaden könnte?“

„Nein,“ sprach er kurz; aber nach wenigen Minuten hob er wieder an: „Friedel, wenn Du nicht lachen willst über das alte

Kind, das bei Dir sitzt, so will ich Dir gestehen, daß das Schiff — mir das Heimweh gebracht hat!"

„Wie? Herr!" rief ich aus.

„Ja; ich folgte seinem Kielstrich, und mir ist's, als riefe es mir zu: Komm mit zur heimischen Erde, daß Du einst ruhest, wo Deine Väter ruhen in geweihter Erde!" Während ich schwieg, war mein Herz tief bewegt. „Der Gedanke steht fest, wir schiffen heim, nach Holland, dort will ich sterben."

Auch mich durchdrang ein eigenthümlich Gefühl; auch in mir regte der Gedanke meines Herzens den Wunsch an, wieder die Küsten Europa's zu sehen. Die Sympathie war wunderbar und doch natürlich.

„Thut, was Ihr für gut haltet," sagte ich. „Wohin Ihr geht, gehe auch ich, das wißt Ihr, Herr."

„Gehst Du nicht gerne nach der Heimath, Friedel?"

„Ich habe keine, Herr," sagte ich mit einem tiefen Seufzer. „Was ich liebte, ist verloren. Ich stehe allein in der Welt."

„Das sollst Du nicht," sprach er, „so lange ich lebe; denn meine Heimath ist auch die deine, und Du weißt, wie ich gegen Dich denke."

„Herr, verzeiht," rief ich, „so meinte ich es nicht. Vater und Mutter sind todt, Geschwister habe ich nicht. Mein Vaterhaus ist in fremden Händen, und in dem Orte meiner Geburt kennt mich Niemand mehr. Weder Herzen noch Habe sind dort für mich."

„Davon hast Du mir nie etwas gesagt," fiel er mir in die Rede. „Erzähl' mir doch 'mal Deine Lebensgeschichte."

Wir gingen in das Haus, und ich mußte erzählen. Er hörte mir aufmerksam zu, und sagte dann: „Du bleibst bei mir, so lange ich lebe, und ruft mich heute oder morgen der Herr ab, so sollst Du auch keinen Mangel leiden; aber jetzt laß uns ernstlich

daran denken, daß wir das Landgut verkaufen. Morgen frühe fahren wir nach der Capstadt. Bestelle Alles genau."

Wir fuhren am andern Morgen früh in die Capstadt. Capitain Steenbock ging zum Generalfiskal. Die Unterhandlung dauerte mehrere Stunden. Er kehrte heiter zurück, schwieg aber über das Resultat. Wir fuhren darauf zu einem öffentlichen Notar, und mit diesem zum ersten Präsidenten des Capgerichts. Auch hier währte es sehr lange.

Ich weiß nicht, daß ich meinen Herrn heiterer gesehen habe. Abends kehrten wir heim. Er ließ die Sklavenaufseher kommen, und alle die Sklaven auf den Morgen des andern Tags bestellen.

Ich dachte mir wohl, er habe etwas Wichtiges vor; aber es fiel mir doch gar sehr auf, daß er so stille schwieg.

Als nun der Morgen kam, waren alle Neger versammelt. Er trat unter sie und verkündete ihnen ihre Freiheit, schenkte ihnen ihre Wohnungen nebst Ländereien, die sie vor Noth schützten, und sagte dann, als der Jubel aufwirbelte und die armen Neger sich vor ihm niederwarfen und seine Füße umklammerten: „Laß uns gehen, Friedel, denn das Schauspiel bewegt mich tief." Wir eilten in das Haus, allein es half nicht, sie stürmten uns nach und es war herzergreifend, zu sehen, wie glücklich sie sich fühlten.

Noch bis tief in die Nacht hörten wir den dumpfen Ton des Tamtam (eine Art von Trommel), nach dem sie tanzen, und die lauthallenden Töne der Pfeife.

Die Sklavenaufseher, obwohl sie, reich beschenkt, entlassen wurden, zogen wunderbare Gesichter, und meinten, das sei eine sehr unkluge Handlung, denn Minheer Steenbock würde an dem Gute verlieren.

Ich war anderer Meinung, und fand sie gerechtfertigt. Das Gut war in blühendem Zustande und immer noch herrlich abgerundet in seinen Ländereien; denn Minheer hatte den Negern das Feld in der entferntesten Lage gegeben, wo ihre Wohnungen nun

hingebracht wurden. Es waren hölzerne Häuschen, die man transportiren konnte. Dort bildeten sie ein Dörfchen, das sie Steenbock nannten, aus Dankgefühl gegen ihren größten Wohlthäter. Das war ein recht reicher Lohn für den edeln Mann. „Was liegt mir dran," sagte er, „ob ich gewinne oder verliere. Wir zweie, Du, Friedel, und ich, haben keine Noth zu befürchten."

Durch die Vermittlung des Notars wurde das Gut verkauft, und Capitain Steenbock erhielt seine Ankaufssumme vollkommen wieder, was er gar nicht erwartet hatte.

Drei Wochen später räumten wir es, um nach der Capstadt zu ziehen. Alle freien Neger kamen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, sie weinten wie Kinder, deren Vater für immer scheidet. Sie riefen alle Segnungen auf ihren guten Massa herab.

„Ach," sagte mein Herr, „wie segne ich den Gedanken. Nun bleibt mein Andenken in Segen, wenn ich auch längst ferne oder unter der Erde bin!"

Dessen konnte er gewiß sein. Mich rührte die Dankbarkeit der Neger tief. Ob ich aber so froh schied, als ich vor fünfzehn Jahren geschieden wäre? — Ich glaube — nein. Mir war wohl hier gewesen; ich hatte gute, schöne Tage gelebt. Mein reicher Lohn war zu einem schönen Capitälchen angewachsen, denn ich brauchte nichts und konnte Alles sparen. Die reichen Geschenke meines gütigen Herrn befriedigten vollauf meine kleinen Bedürfnisse. Jenseits des Meeres hatte ich nichts mehr zu hoffen, und hier war mir das Leben angenehm, die Beschäftigung erfreulich. Und doch — die Liebe zur Heimath spielte ihre Rolle auch in meinem Herzen. Ich riß mich los. Ging doch mein Herr mit mir, ohne den ich nicht mehr sein konnte. Wie einen Diener behandelte er mich auch nicht, seit wir gescheitert waren. Ich war in Wahrheit sein Freund geworden, meine Nähe ihm Bedürfniß. Ich kannte ja aber auch alle seine Bedürfnisse, seine Wünsche. Er that nichts, ohne mit mir zu Rathe zu gehen, und wo er mir eine Freude machen konnte, ja

wo er mir einen Wunsch abzulauschen vermochte, da wurde er auch erfüllt.

Etwa vierzehn Tage noch blieben wir in einem befreundeten Hause der Capstadt; dann schifften wir uns auf einem zurückkehrenden Indienfahrer ein.

Diesesmal hatte die Seefahrt ein größeres Interesse für mich. Da hab' ich mit meinem Capitain geplaudert und geraucht. Wir waren die einzigen Deutschen an Bord, und Niemand verstand uns, obwohl wir auch mitunter Holländisch sprachen.

Es war höchst komisch, aber für Minheer Steenbock äußerst ärgerlich, daß er jetzt, so gut wie ich, von der leidigen Seekrankheit heimgesucht wurde.

Sein Grimm darüber machte mich, trotz meiner eigenen Leiden, herzlich lachen.

„Bin ich denn eine Landratte geworden, ich alter Seehund?" rief er zornig aus. „Hab' ich nicht genug Tribut an das Meer bezahlt, als ich als Midshipman eintrat?"

Der Capitain des Schiffes, ein Urbild holländischer Trägheit und Fettigkeit, ein Mensch so dick wie eine Wassertonne, tröstete ihn, aber das half nichts. Und je zorniger er wurde, desto heftiger waren die Anfälle.

Es ist ein gar leidiger Trost im Elend, daß man es nicht allein trage — und doch liegt einer d'rinnen, nicht allein ausgelacht zu werden.

Auch dieser gränzenlose Jammer ging vorüber, und nun wurde die Seefahrt angenehm. Wir angelten am Steuerbord; wir rauchten und tranken Thee, und machten unser Tarockspiel. So gingen die Tage und Wochen herum, bis der Matrose im Mastkorb sein Oranje bove rief und der dunkle Streifen am Horizonte sich als die Küste Altniederlands zu erkennen gab.

Unsere Reise war von keinem Ungemach weiter begleitet. Kein Sturm suchte uns heim, und kein Haifisch forderte Menschenfleisch.

Nichts gleicht der Freude, die der Capitain Steenbock empfand, als er den festen Boden seines Vaterlandes wieder unter seinen Füßen fühlte. Er glich einem glücklichen Kinde, dem der liebste Wunsch gewährt worden ist.

In Amsterdam langten wir bald an.

Als wir über die Prinzengraacht gingen, blieb er unter dem Balkone des Hauses stehen, wo mich der Hunger und die Mattigkeit niedergeworfen hatte. Mich überwältigten hier die Erinnerungen fast. Meine Seele erhob sich dankend zu Gott, der jenes Leiden zum Morgen eines schöneren Lebens werden ließ.

Ich faßte Minheers Linke und drückte sie mit tiefem Gefühle. Auch er war bewegt.

„Das war ein gesegneter Augenblick," sagte er, „denn der liebe Gott wußte, als er mir Dich zuführte, daß ich in Dir meinen rechten Arm finden würde, wenn ich den meinigen verlieren sollte."

Er zog die Klingel an dem Hause.

„Was wollt Ihr hier?" fragte ich.

„Nun das wirst Du sehen," war seine Antwort.

Es wohnte da ein reicher Banquier, bei dem er seine bedeutenden Gelder anlegte.

Als wir oben waren, stellte er mich als seinen Freund Friedel vor, und ich genoß, nicht ohne Verlegenheit, einer großen Auszeichnung.

„Erinnert Ihr Euch noch, Minheer Ruisbröck," sagte er, „daß vor etwa sechszehn Jahren einst hier unten ein gefangener Franzose ohnmächtig wurde vor Hunger und Elend?"

„Wahrhaftig!" gurgelte der Minheer Ruisbröck, „ich erinnere mich noch. Ihr nahmt Euch seiner freundlich an."

„Richtig," sagte der Capitain.

„Ich nahm ihn als Matrose mit auf den gesunkenen Oldenbarneveld; dann wurde er, als ein Halunke von Hai meinen Jan in die Tiefe des Meeres nahm, um ihn zu verspeisen, mein Diener,

dann mein Wohlthäter, als es mich den Arm da kostete, dann der treue Genosse meines einsamen Lebens und mein treuester Freund."

„Und den habt Ihr am Cap gelassen?" fragte Ruisbröck.

„Nein," sagte Steenbock, „ich könnte nicht mehr ohne ihn leben. Ich habe mir ihn mitgebracht. Hier ist er, Herr Friedel!"

„Blerem!" sagte Herr Ruisbröck, strich sich über den Bauch und reichte mir die ausgestreckte Hand.

„Ich freue mich, Euch kennen zu lernen, Herr Friedel!" sagte er gutmüthig und freundlich.

So zeichnete er mich überall aus. Ich hatte mich schon in Rotterdam nach der neuesten Mode kleiden müssen, und er duldete es nicht mehr, daß ich vor den Leuten in der Stellung des Bedienten erschien. Er nahm meine Dienstleistungen alle zwar hin, aber er dankte mir besonders dafür, so daß sie lediglich als Aeußerungen fürsorgender Liebe erschienen.

„Was meinst Du, Friedel," sprach er eines Tages, „sollen wir uns hier niederlassen, oder sollen wir den Sommer auf dem Lande zubringen und den Winter in der Stadt?"

„Macht's wie Ihr wollt, Herr!" sagte ich. „Mir steht hier keine Meinung zu."

Er stampfte mit dem Fuße auf, und rief ärgerlich aus:

„Blerem! willst Du nicht einmal Deine Bedientenrolle aufgeben? Ich habe Dir gesagt, daß das ein Ende haben muß. Du bist mein Freund, mein treuer Freund, und als solcher sollst Du reden, oder wir scheiden uns, und dann wollte ich, ich stürbe heute noch."

Ich sah ein, es war sein Wille. Ich mußte mich fügen, obwohl ich mir es nicht nehmen ließ, Alles für ihn zu thun, wie früher auch, und es nicht litt, einen Bedienten anzunehmen. So entschied ich denn für die Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Er wußte es endlich auch dahin zu bringen, daß er für uns beide einen Bedienten nahm.

„Wohlan!" sagte er einst, „morgen reisen wir auf unser Gut."

Und am andern Morgen frühe stand ein Wagen da, den er gekauft hatte, und wir fuhren hinaus auf das Gut.

In einer reizenden Gegend am Gestade der Zuider See lag das Gut Steenbock's. Ein schöner Park mit prachtvollen Bäumen umgab im weiten Bogen das stattliche Gebäude, das von Gärten umschlossen war. Zur Seite lagen die Wohnungen und Oekonomiegebäude der Pächter, zweier betriebsamer Mennoniten aus der Gegend von Crefeld. Das Ackerland nebst den herrlichsten Wiesen lag beisammen, und war von einer dichten Hecke rings eingeschlossen, die sorgsam beschnitten war. Die Gärten vor dem Wohngebäude zogen sich bis gegen die See hinab, die eine Bucht bildete, in der ein großes reich geschmücktes Boot vor Anker lag.

Wenn auch der Charakter hier keinen Vergleich aushielt mit dem Gute am Cap; wenn auch jener Pracht der Name fehlte; hier zeigte Alles eine vaterländische Natur. Es heimelte an, während man dort staunend stand und betrachtete.

Ich war entzückt, und Steenbock freute sich, weil er meine Freude sah. Das Wichtigste im Hause aber war mir eine herrliche Bibliothek, in der auch das Beste der deutschen Literatur sich fand. Am Cap hatte ich nur Holländisches gelesen, als ich einmal der Sprache mächtig geworden war. Hier konnte ich einmal meinem vollen Hange fröhnen.

Auch Steenbock freute sich dieser Schätze und genoß sie; aber sein Auge verlor an Kraft. Ich mußte vorlesen, und that es mit Freuden. Aber welche Erinnerungen weckte das in mir! Jene Zeiten traten oft als liebliche Gebilde vor meine Seele, jene Zeiten, wo im kleinen Stübchen des Vaterhauses Abends gelesen wurde. Wie wurde mein Herz bewegt, als ich in der Büchersammlung — den Siegwart fand, jenes Buch, das auf die seligsten Tage meiner Lebenszeit seinen poetischen Zauber ausgebreitet hatte. Da kamen alle die Bilder wieder aus jenen Tagen, und Mariane stand vor meiner Seele im vollsten Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit.

Ich fühlte es wohl, ich durfte diesen Träumen keinen Raum in meiner Seele geben, ohne daß noch jetzt, nach vielen Jahren meine Ruhe wäre getrübt, gestört worden. Sie war mühsam errungen, und die Schule des Lebens hatte mir sie befestigt. Ich durfte sie nicht wieder muthwillig zertrümmern. Ich stellte den Siegwart wieder an seine Stelle und ging hinab in den Garten, wo ich mich in das Boot setzte und eine Fahrt machte, die mich zerstreute.

Wo ist die Ruhe, die nicht einmal von Stürmen unterbrochen wird? Aber mag es denn auch bisweilen stürmen, kehrt sie nur wieder, und mit ihr die Heiterkeit der Seele, so leidet doch das Leben nicht darunter, wir nicht selber und Andere nicht. Meine Ruhe kehrte wieder.

Wir lebten ein schönes, stilles Leben einer freundschaftlichen Gemeinschaft, wie sie selten wohl im Leben Statt findet. Ich mag diese Tage die glücklichsten meines späteren Lebens mit Recht und Fug nennen.

Was mir indessen vielen Kummer zu bereiten begann, war die Bemerkung, daß meines lieben Herrn und Freundes Leiden sich mehrten, daß der Einfluß des Clima's auf ihn ein verderblicher war Er wollte das nie Wort haben, aber ich nahm es nur zu deutlich wahr.

Mit dem Herbste gingen wir nach Amsterdam und genossen die Winterfreuden dort, wo gesellschaftlich freilich ganz andere Genüsse uns zu Theil wurden.

Einst nahm mich Steenbock in's Gebet.

Er hätte es gern gesehen, wenn ich — geheirathet hätte. Der reiche Ruisbröck hatte eine Tochter, ein Mädchen von freundlichem Aeußeren und gebildetem Geiste. Er schlug sie mir vor.

„Was denkt Ihr, Minheer?" sagte ich ernst. „Wird die Tochter des Millionärs mir ihre Hand reichen wollen? Mir, dem armen, unscheinbaren Menschen?"

„Was arm!“ rief er. „Sind wir nicht Freunde, Brüder? Was mein ist, ist auch Dein!“

Ich lächelte. „Laßt das gut sein,“ sagte ich. „Und gesetzt, sie nähme diese Hand — mein Herz ist ohne Liebe zu ihr — ich möchte sie nicht, wie überhaupt keine. Ich will leben und sterben, wie Ihr!“

„Da erkenn' ich den Deutschen,“ rief er aus. „Die Eine, alte, nie rostende Liebe sitzt fest in der Seele, ist hineingewachsen, und für eine zweite ist nicht Raum da.“

„Nennt's wie Ihr wollt! Lacht wie Ihr wollt! Ich kann nie eine Frau nehmen. Quält mich nicht mehr!“

Er schüttelte den Kopf und ging hinaus; aber er redete nicht mehr davon, und in mir gestaltete sich ein Widerwille gegen jede Verbindung, der, ich darf es ja hier offen sagen, zur fixen Idee wurde. Ich war jetzt über die Jahre hinaus, die noch eine Verbindung möglich machten. So blieb es denn wie es war. Wie herrlich auch manches Mädchen dem Manne erschien, der nahe an den Vierzigen stand, keines glich dem Bilde, das in meiner Seele lebte, und das immer reizender wurde, je länger es meine Seele erfüllte, gerade darum wohl, weil meine Einbildungskraft es auf ihre Weise malte.

Jahre kamen, Jahre gingen. Manchmal fühlte ich ein wahres Heimweh nach dem schönen Moselthal; aber es beschlich mich auch wieder eine gewisse Scheu, endlich den Schleier von den Ereignissen wegzuziehen, die unenträthselt da lagen.

Ich blieb in Holland. Hätte ich denn auch Steenbock verlassen dürfen in seinem hülflosen Zustande? Er wurde immer schwächlicher, hinfälliger. Das Alter kam mit Macht. Er bedurfte meiner täglich mehr; aber auch täglich wuchs meine Liebe zu dem einfachen, edlen Menschen.

Im zehnten Jahre unserer Heimkehr erkrankte er schwer.

„Sagt mir's ehrlich,“ sprach er zu dem Doctor, „muß ich

diesmal sterben? Ich glaube es, und bin vorbereitet und gefaßt. Ich bin völlig segelfertig!"

Der Arzt versteckte sich hinter allgemeine, nichtssagende Redensarten, wie das so Sitte ist.

„Gut," sagte er, „ich sehe, woran ich bin. Keine Antwort ist ja auch eine, und Eure leeren Worte sagen mir mehr, als Euer Ja auf meine Frage würde gesagt haben. Geht," sagte er, „Minheer Doctor, und laßt mich allein mit meinem Freunde."

„Friedel," sagte er darauf, und deutete auf jenes Kästchen, das ich im Schiffbruch gerettet hatte, „dort liegt Alles, was Du wissen mußt, wenn ich werde gestorben sein. Das wird bald erfolgen. Ich fühle es, das Lämplein erlischt, weil das Oel fehlt. Ich habe so gesorgt, daß Du keine Sorge nöthig haben wirst."

Ich bedeckte seine Hand mit meinen Thränen; aber sie sollten bald noch stärker fließen; denn er wurde stets kränker, und seine Kräfte nahmen sichtbarlich ab.

Acht Tage später hatte ich ihm die Augen zugedrückt, und mein Herz blutete um den verlorenen Freund stark und ohne Nebenabsichten. Ich stand zum zweitenmal verlassen und allein und dieses Mal in den Jahren, wo das Anschließen an Andre ein Ende hat. Ach, ich habe einen tiefen Schmerz in meiner Seele getragen um ihn, den treuen, unersetzlichen Freund, den edlen Menschen. Wochen, Monate lang lebte ich stille und alleine auf dem Gute meinem gerechten Schmerze. Sein Grab war das Ziel meiner Wanderungen. Es war auf dem Friedhofe des nahen Dorfes, wie er es befohlen. Meine Thränen haben es reichlich bethaut. Kein Denkmal wollte er; aber dennoch mußte ich ein einfaches blos mit seinem Namen darauf hinsetzen, um die theure Stelle zu bezeichnen, wo der Edle ruhte, der im Dorfe für alte, arme Leute, für Waisen und Wittwen reiche Stiftungen gemacht hatte.

Als ich jenes Kästchen öffnete, wie erstaunte ich! er hatte mich als seinen Universalerben eingesetzt. Das machte mich starr vor

Schrecken und Erstaunen. Das Vermögen war sehr bedeutend, ich hatte es verwaltet und kannte es genugsam.

Auch bei dem Gerichte lag ein Duplikat des Testaments. Herr Ruisbröck kam, condolirte und gratulirte zugleich. Ich aber fühlte tiefen Schmerz; denn ich hatte den Freund verloren, an dem meine Seele seit einem Vierteljahrhundert mit inniger Liebe gehängt hatte. Ich stand, trotz meines Reichthums, verarmt im Leben. Zwar ließ der Banquier bedeutsame Worte fallen von Wünschen des Verstorbenen in Bezug auf mein Lebensglück; allein sie gingen spurlos an mir vorüber, und der Mann sah klar ein, ich wollte ihn nicht verstehen.

Obwohl es mitten im Winter war, so zog ich mich doch auf das Landgut zurück, wo ich die theuern Reste des edelsten Menschen zu ihrer Ruhe in heimischer Erde bestattet, und lebte seinem Andenken in strenger Abgeschiedenheit. Als aber der Frühling kam, konnte ich das Leere um mich nicht mehr ertragen, ich rüstete mich zu einer Reise in das Moselland. Nachdem ich den Gedanken gefaßt, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich reiste ab, als die ersten Schwalben heimkehrten zu den Stätten ihrer Liebe.

War's doch auch bei mir so — und doch anders. Sie bringen ihre Lieben mit und finden ihre Nestlein; ich kam allein. Was ich liebte, moderte unter dem Grase — Vater und Mutter. Und Mariane? War sie nicht auch todt für mich, selbst wenn sie noch lebte? Und der Freund ruhte dort im Niederlande. Es ist wunderbar mit dem Menschenleben! Wie ein Kreis rundet es sich ab und im Alter sehnt sich das Herz, das weit im Leben und in der Welt herumgeworfen wurde, wieder nach dem stillen Ausgangspunkt seines Daseins, seiner Lebenswanderung, wie das hohe Alter wieder — zur Kindheit wird!

Ich war reich. Ich besaß mehr, als ich je zu erringen hoffen durfte, und doch war ich arm, und fühlte jetzt tiefer als je, wie wenig Geld und Gut dem Herzen geben können. Die Liebe ist die

Sonne des inwendigen Lebens. Fehlt sie, so ist's dunkel, kalt, stille, arm — es ist Nacht! Nur noch Ein Morgen weckt die heiße Sehnsucht. Es ist der des Erwachens jenseits, wo wir die Lieben, die voran gingen, denen die Liebe uns verband, wieder zu sehen hoffen und glauben. Was sind da äußere Schätze und Güter werth, wo das innere Leben verarmt ist?

Als mein Wagen über die Moselbrücke zu Coblenz rollte, und ich in den Fluß sah, an dem ich eine glückliche Jugend gelebt, traten mir die Thränen in die Augen. Ich sah, mit diesen Thränen im Auge, in seine Fluth, und das Herz sprach: Könntest du noch einmal das Verlorne umtauschen. — Du wolltest gerne als Spengler dich durch die Welt drücken und plagen! O wann wirst du zufrieden, Menschenherz? Gewiß erst dann, wenn du nicht mehr schlägst!

Moselaufwärts rollte der Wagen des armen Spenglerknaben, der jetzt so reich und so arm heimkehrte.

Es war gut, daß ich heute noch nicht meinen Geburtsort erreichen konnte; denn ich mußte ruhiger werden, ich mußte mir einen Plan entwerfen.

Nach vielem Erwägen schien es mir das Beste, mich nicht als den Friedel zu erkennen zu geben. Ich legte meine schlechtesten Kleider an, und ließ Wagen und Pferde nach Trier vorausgehen.

Mein Diener verstand kein Wort Deutsch, kannte meine Beziehungen zu dieser Gegend nicht, und war eine treue Seele. Ich aber wollte ungestört sein, deßwegen ging ich zu Fuße.

Ueberall, wo ich Leute fand, ließ ich mich mit ihnen in Gespräche ein. Sie waren nicht zufrieden mit ihrem Loose. Armuth drückte sie hart.

Endlich nahte ich mich der Heimath. Wie pochte das Herz! Wie war es beklommen!

Jetzt stand ich auf der Höhe, wo ich einst Marianen so sehnsüchtig erwartet.

Ihr, die Ihr dies leset, wenn ich längst vermodert bin, lächelt

nicht über den Mann, der, gereift an Jahren, dennoch sich ganz in die Gefühle seiner Jugend versenkte, der die Reihe von mehr denn fünfundzwanzig Jahren vergaß, die das Damals vom Jetzt schieden.

In mir spielte die Einbildungskraft von jeher eine vorwiegende Rolle. Davon zeugen alle die Zustände meiner Jugend. Ich glaubte ihre Macht sei in spätern Lebensverhältnissen, auf höhern Altersstufen, gebrochen worden; aber ich hatte mich geirrt. Da saß ich auf dem Felsstück, das noch heute, wie damals, von Moos und Flechten bedeckt, zum Sitze müder Wanderer diente, und stützte das Haupt in die Hand, jene Scene mir zurückrufend. Ich sah sie heranziehen, die seltsame Sippschaft. Ich sah das liebliche Mädchen mit den leuchtenden Augen, mit dem küßlichen Munde — und ich lebte Alles wieder frisch durch.

Endlich stand ich auf und ging nach dem Dörfchen hinab. Wie suchte mein Auge das Vaterhaus, den Nußbaum, das grünende Strohdach! Ach, es war Alles weg! Der Baum war verschwunden, das Haus verschwunden. Sonst Alles noch bei'm Alten.

„O, warum seid ihr vertilgt, ihr heiligen Stätten der Kindheit?“ — rief ich aus. „Mit freigebiger Hand gäbe ich Gold, sie mir zu erwerben!“ Es stand ein neues Haus da, ein Wirthshaus. Es sah reinlich aus, und da es zu regnen begann, trat ich hinein, um wenigstens auf der Stätte zu verweilen, die als Grab seliger Tage mir heilig war.

Eine Frau, welche gut ihre dreißig zählte, aber noch immer schön war, trat mir freundlich entgegen, sie hatte zwei liebliche Kinder an der Hand. Ich bestellte mir ein Abendbrod. Während die Frau das besorgte, kam der Mann und setzte sich plaudernd zu mir.

Vom Wetter hoben wir an, und bald kamen wir zu früheren Zeiten.

„Ich bin vor etwa fünfundzwanzig Jahren einmal hier bei dem Pfarrer gewesen,“ sagte ich. „Er ist wohl lange todt?“

„Das Herrchen?“ sagte er — „ach ja; den rührte der Schlag

in seinem Sorgstuhl. Dann habt Ihr wohl auch die alte Sophie gekannt?"

„Gewiß," sagte ich, „ich war längere Zeit im Hause."

„So?" sagte er, und besah mich mit scharfen Blicken; aber ihr Zurückkehren zu gleichgültigerm Ausdrucke sagte mir, daß ich ihm fremd sei. „Freilich," fuhr er fort, „müßt Ihr die dann auch gekannt haben. Ja, die ist auch todt. Sie erbte das alte Herrchen, und lebte vergnügt bis an ihr Ende. Nur Eins machte ihr Kummer."

„Was denn?" fragte ich.

„Sie hatten einmal ein armes Kind, den Friedel, zu sich genommen. Der Bube hatte es gut, wie man sagt, das heißt, er hatte zu essen und gute Kleidung, und die alte Sophie hatte ihn lieb. Da lief er plötzlich fort, und man hörte und sah nichts mehr von ihm. Das bekümmerte sie. Sie wollte ihm Alles vermachen."

„Wie kam denn das?" fragte ich weiter.

„Ja," sagte der Mann, „die Leute erzählen Allerhand. Der Alte hielt ihn streng und bläute ihn in seinem Jähzorn weidlich durch. Goldene Tage hatte gewiß der arme Bube nicht! Nun sagte man, er habe sich ersäuft. Am Tage vorher sahen ihn Leute trostlos weinen."

„Das wird er doch nicht gethan haben?"

„Nein," sagte er. „Man fand keine Spur von ihm in der Mosel. Und eine Reihe von Jahren später kam ein Spengler hierher, denn der Spenglersteffen kam nicht mehr, und sagte —"

„Wie hieß er denn?" fragte ich mit angehaltenem Athem.

„Spenglerauton," sagte der Wirth, „der sagte, er sei mitdem in einer Spenglerwerkstätte in Saarlouis gewesen, und er habe sich als Soldat anwerben lassen, er aber, der Spenglerauton, sei durchgegangen und glücklich entronnen. Sie beide habe ein böser Gesell verführt. Der Anton hatte eine Tochter des Spenglersteffen zur Frau."

Mein Herz pochte fast hörbar bei dieser Erzählung. Ich mußte hinausgehen, um mich zu sammeln.

„Wißt ihr nicht," fragte ich nachher, „wie die Frau hieß?"

„Nein," sagte nach einigem Besinnen der Wirth. „Ich habe den Namen nie gehört. Ich will ihn aber doch fragen, wenn er wieder kommt."

„Also er lebt noch?"

„Freilich," sagte der Wirth.

„Den Friedel kannte ich auch," nahm ich wieder das Wort. „Er war im Pfarrhofe, als ich auch dort war."

„So," dehnte der Wirth. „Ja, es war ein guter Bub, und hätte können Pastor werden, wenn er nicht durchgegangen wäre. Wer weiß, wie es ihm ging?!"

„Ich hörte damals von der alten Sophie, daß sie ihn von einem argen Säufer befreit hätten, der ihn mißhandelt, er hieß — nun wie hieß er doch?" —

„Jürgen," fiel der Wirth ein; aber es war eine seltsame Befangenheit über ihn gekommen, die mich vermuthen ließ, das Gespräch sei ihm nicht angenehm. Ich sagte ihm geradezu meine Vermuthung.

„Nun freilich," fuhr er fort, „wer sich die Nase abschneidet, verschändet sich sein Angesicht."

„Wie so?" fragte ich gespannt.

„Ei," sagte der Wirth, „er war mein Schwiegervater. Er — dabei sah und horchte er, ob es seine Frau nicht höre — soff sich einst voll an einem Samstag, als er aus dem Walde kam, und brach den Hals bei einem Sturze. Es war kein Unglück für die Haushaltung, sondern ein Glück. Von Stund an hörte das Betteln auf. Die Frau ging in den Taglohn; die Buben banden Besen und schnitzten Holzgeschirr, wie das arme Leute hier thun, und es ging. Nach einigen Jahren konnte die Wittwe ihre Wohnung repariren lassen. Die Kinder arteten sich gut, waren fleißig und

blieben bei der Mutter. Bald kaufte sie sich ein Aeckerchen; dann noch eins; und so fort, bis sie ein Gütchen hatte. Herr, Selbstverdient ist ein Meisterstück! Da kommt Lust, Liebe, Eifer und Fleiß allemal hinterdrein. So war's bei Jürgens auch. Die zwei Mädchen hättet Ihr sehen sollen! Seht meine Frau, sie ist jetzt dreißig Jahre alt, aber noch immer die schönste Frau im Dorfe. Sie ist die Annemargrethe, die jüngste, die Kathrine starb, und bald darauf die Mutter."

„Und die Buben?" fragte ich.

„Der Eine ist ein Schmied und wohnt zu Cobern, und es geht ihm herrlich. Der Andere wohnt hier im Vaterhause und ist ein behaltener Bauer, der seine drei Fuder Wein macht und sein Brod zieht. Das heißt hier etwas. Mir geht's auch gut. Gott erhalt's!"

„Da sieht man, daß der Mutter Segen den Kindern Häuser baut," sagte ich.

„Ach," nahm der Wirth wieder das Wort, „so lange der Alte lebte, war meine Schwiegermutter auch lüderlich. Sie sah halt, daß Alles zu Grunde ging. Sobald er todt war, erwachte die Frau, und es ging mit Gottes Hülfe gut."

Hier war ich also im Hause meiner nächsten Verwandten. Aus dem lieblichen Gesichte der Frau sah mir jetzt wieder das apfelrunde Kinderköpfchen heraus, das ich so oft geherzt. Ich hatte sie auf meinen Armen getragen in jener kurzen Zeit, die ich im Hause des Unsegens gelebt. Es war in der That nahe daran, daß ich herausgeplatzt wäre, aber das durfte ich nicht.

Als die Frau herein trat, rief ihr der Mann gleich zu, daß ich einst hier gewesen und Viele gekannt hätte, auch den Friedel. Mit Erstaunen und Neugierde musterte sie mich.

„Den Friedel?" sagte sie; „ach, der arme Bub lief einst fort, als — als," es traten Thränen in ihre schönen, blauen Augen. Sie schluchzte und schwieg, während sie den Tisch mit schneeweißen Linnen bedeckte.

„Wann kanntet Ihr denn den Friedel? Wisset Ihr etwas von ihm? Noch dunkel kann ich mir ihn vorstellen. Er trug mich oft, und hatte mich lieb. Armer Bub! Wär' er bei uns geblieben, es wär' ihm gut gegangen. Freilich — ich — nehm's ihm nicht übel, daß er damals fortlief!"

„Laß das, Frau," sagte der Mann. „Vielleicht erzählt uns der Herr etwas von dem Friedel."

Jetzt blieb mir nichts anders übrig, und ich erzählte dann, daß ich am Cap der guten Hoffnung den Friedel gefunden, als Bedienten eines Schiffcapitains, mit dem er später nach Holland gegangen sei, wo er es ungemein gut habe. Als ich hierauf gereist sei und Geschäfte halber auch nach Trier müsse, da habe er mir aufgetragen, mich nach seinen Verwandten, besonders nach des Jürgen Kindern zu erkundigen.

„Siehst Du's?" rief die Frau mit freudestrahlendem Gesichte. „O der war immer ein guter Bub, und fortgelaufen wär' er nicht, hätte das Herrchen ihm die Suppe nicht so arg versalzt! Also Ihr kennt ihn! Ach, du lieber Gott, grüßt ihn viel tausendmal von mir, und sagt ihm, es ginge uns allen sehr gut, ich hätte einen braven Mann" („gelt Alter!" rief sie ihm zu, und drückte seine Hand unvermerkt) „und liebe Kinder, und er solle uns besuchen."

Der Mann lächelte schalkig und sagte: „Wenn Ihr ihn etwa bald seht, so sagt ihm, er solle im Herbst kommen und Gevatter stehen bei uns!"

Die Frau erglühte, warf ihm einen halb bösen, halb lächelnden Blick zu, und eilte unter dem fröhlichen Lachen des Gatten hinaus.

Mir fiel Eins wohlthuend auf. Hier war nicht jenes habsüchtige Ausfragen in Hoffnung einer möglichen Erbschaft. Die ungeheuchelte Freude sprach bei der Nachricht aus beider Zügen.

„Ich muß sie nun wieder versöhnen," sagte endlich der Mann, und ging hinaus; aber erst als ich gegessen, kam die Frau wieder.

Mir war so wohl bei den Leuten, daß ich all' meine Herrlichkeiten in Holland vergaß.

Ein Zweites fiel mir auf. Es kamen keine Bauern am Abend. Als ich das berührte, sagte der Wirth: „Das ist hier ganz anders geworden, als dazumal, als Ihr hier waret. Für die hiesigen Bauern brauchte man kein Wirthshaus, und es ist gut für mich, daß ich ohne sie leben kann."

Nach Tisch setzte sich die Frau traulich zu uns beiden, und das mich interessirende Gespräch wurde nun fortgesetzt.

„Will denn Friedel wirklich einmal kommen?" fragte die freundliche Frau.

„Gewiß!" sagte ich.

Das machte sie sehr froh.

„Es war mir doch gleich," fuhr sie jetzt fort, „als müßtet Ihr uns etwas angehen, Ihr kamet mir so bekannt vor. Ich muß Euch immer d'rauf ansehen. Und doch seid Ihr fremd. Ich glaube, das thut's, daß Ihr den guten Friedel kennt."

Während des Gesprächs hörte ich denn, daß mein elterliches Haus, dem Einsturz nahe, hatte abgebrochen werden müssen. Der junge Mann hatte die Baustelle gekauft und dies Haus gebaut.

Von manchem guten Kameraden meiner Kinderjahre hörte ich die Geschichte. Der Sturm des Lebens hatte wohl auch unter sie hineingepfiffen, und den Einen hierhin, den Andern dorthin geschleudert. Mancher war verschollen, wie ich selber; Mancher ausgeartet, und Andere brave Bauern geworden. Der Alte mit der Brille war auch längst gestorben; aber meine Aeltern standen in gutem Andenken und die Leseabende in ihrem Hause. Mein trauriges Geschick hatte sich zu einer feststehenden Geschichte ausgebildet, und meine hübsche Base versicherte, daß die allgemeinste Theilnahme mir gefolgt sei und nicht wenige Thränen. Das war gewiß Wahrheit. Schon die Treuherzigkeit der Erzählerin bürgte dafür und die ganze Art, wie

sie das alles vorbrachte. Ach, wie gerne hätte ich gesagt: Ich bin der Friedel!

Ich konnte nicht einschlafen, obwohl ich recht müde gewesen bin. Ich schlief ja auf der Stätte, wo ich am treuen Mutterherzen geruht hatte; wo sie mir gestorben waren, die guten Eltern, wo ich den bittersten Kelch meines Daseins bis auf die Hefen geleert hatte. Meine Thränen flossen reichlich. Aber meine Gedanken gingen allmälig in einen schönen Traum über. Ich war wieder ein Kind. Ich ruhte am treuen Mutterherzen. Der Vater saß, fröhlich singend, auf seiner Boutique und sah so selig auf die schöne Mutter und mich herab. Ich war unaussprechlich glücklich. Dann kam Mariane, das herzige Kind, und wir spielten wieder so kindlich froh; wir suchten Futter für die Ziege; wir pflückten Erdbeeren wie damals. Und der Traum war so lang, daß er sich durch die ganze Nacht zog, und als ich aufwachte, war in meiner Brust eine stille Freude, zu der sich freilich die Wehmuth gesellte, daß es nur ein Traum war.

Der Morgen kam mit Klarheit und Pracht. Da wird das Herz auch allemal heiter.

Mein Wirth und Vetter war schon hinaus in die Weinberge; aber meine Base erwartete mich mit dem Frühstücke, und die Kinder, zwei niedliche Mädchen, hüpften fröhlich umher. Es war ein gar liebliches Bild, an dem sich meine Seele erfreute. Sie behandelte mich nicht wie einen Gast, sondern wie einen lieben Bekannten.

„Ihr geht doch heute noch nicht fort?" fragte sie freundlich.

Als ich ihr sagte, ich wollte noch einen Tag bleiben, da erheiterte sich ihr Antlitz. „Mein Bruder war heute schon da, der möchte Euch doch auch sprechen. Er kommt heute Abend zu uns und noch einige Kameraden des guten Friedel. Ueberdies kommt mein Mann auch erst spät zurück."

Diese Nachrichten freuten mich; aber mir wurde bange, daß mich einer erkenne. Doch ich wagte es kecklich.

Nach dem Frühstück ging ich hinaus in's Freie. Da waren ja so viele Plätze, welche die Erinnerung heiligte! Mein erster Gang war auf den Gottesacker. Ich nahm einen weiten Umweg, und wählte die Morgenstunden, weil ich da am sichersten war, nicht gesehen zu werden, da Jedermann im Felde war. Ich wußte die heilige Stätte. Dort an der Linde ruhten sie bei einander.

Ach, die Hügel waren eingesunken, aber duftige Veilchen blühten da, wo ihre Herzen ruhten. Gewiß, sie sahen jetzt liebend und segnend herab auf den Sohn, der ihnen das Opfer der Liebe brachte. Ich konnte fast nicht weg von der Stelle, und die Veilchen, die ich pflückte, waren ein Heiligthum, und sind es mir bis heute.

Von hier aus ging ich an eine andere theuere Stätte — dorthin, wo ich mit Mariane im Glanze der Sommerabendsonne saß, als sie mir gelobte, meine Mariane zu sein, aber nichts von dem Nonnewerden wissen wollte und nichts von dem Siegwart'schen Sterben auf ihrem Grabe.

Die Mittagglocke weckte mich aus meinen Träumen.

Wunderbar war es, daß ich mir Marianen nur als eine blühende Jungfrau denken konnte, wie ich sie verließ; daß in mir die Zeit, die verflossen war, gar nicht vorhanden gewesen zu sein schien.

„Habt Ihr Euch recht umgesehen hier?" fragte die Frau, als ich heimkehrte. „Es ist halt nicht viel Schönes da. Ihr waret ja auch auf dem Kirchhofe?" Sie sah mich forschend an.

„Ja," sagte ich mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, „ich ließ mir die Gräber der Eltern meines Freundes Friebel zeigen, und habe da diese Veilchen gepflückt, die ich ihm mitbringen will."

„Ach, das wird ihn freuen," sagte sie mit feuchtem Blicke, und — der vielleicht aufkeimende Verdacht schwand schnell wieder.

Nach Tisch setzte ich meine Wanderungen fort durch das Dorf,

und jenseits der Mosel auf dem Berge, wo ich das herrlich daliegende Dörfchen mir ansah.

Mir war es zu Muthe, als müßte ich hier bleiben, mir hier eine Wohnung bauen, um neben meinen Eltern einst zu ruhen, daß sich mein Staub mit dem ihrigen mische. Dieser Gedanke beschäftigte mich vielfach, und ich gestehe, daß darin etwas Beglückendes für mich lag.

Als ich mit dem sinkenden Abende heimkehrte, saßen der Wirthin Bruder, er hieß Paul und war einst ein sehr rauhborstiger Geselle, der wild tobte, als mich die Mutter vom Betteln freisprach, und die anderen Genossen meiner Knabenspiele da und erwarteten mich. Keiner erkannte mich. Das war übrigens begreiflich. Die Gluthsonne Afrika's hatte mich auffallend gebräunt, und mein Haar war, seit ich wieder in Europa, sehr dünne, die Stirne ungemein hoch geworden. Da gab es denn ein recht lebhaftes Gespräch. Jeder wußte eine Erinnerung, bei denen mir das Herz pochte, und ich Mühe hatte, mich zurückzuhalten. Dennoch gelang es mir. Ich mußte auch viel erzählen von Friedel und meinen eigenen Reisen. Mich mit tausend Grüßen beauftragend, schieden die einfachen, gutmüthigen Menschen, und ich suchte die Ruhe, hoffend, daß wieder ein so schöner Traum mich erfreue, wie in der letzten Nacht. Aber das geschah nicht, vielmehr gaukelte mir meine Seele andere Bilder vor. Ich fand Marianen wieder, wie ich sie zuletzt in Nancy gesehen, als wir auszogen nach Flandern. Sie hatte mir ihre Treue bewahrt, und, ausgesöhnt mit allen Wirren des Lebens, ruhte sie an meiner Brust. Hatte jener erste Traum mir Friede gegeben, so scheuchte ihn dieser wieder aus der bewegten Brust hinweg.

Ich mußte scheiden. Es trieb mich weiter.

Wie erstaunte ich, daß, als ich nach meiner Zeche fragte, das freundliche Weib mir lächelnd sagte, es sei ihr eine Freude gewesen, mich beherbergen zu können, da ich ihr Kunde vom Friedel gebracht.

Als ich in sie drang, sagte sie: „Was sollte Friedel denken, wenn er so etwas von seinen Gefreunden hörte? Nein, muthet mir das nicht zu, und kommt ja wieder!“

Ich konnte nur in der Kinder Hand eine reichliche Vergütung legen, und auch das litt sie nur, als ich ihr sagte, ich würde nie wiederkommen als unter dieser Bedingung.

Ein herzlicher Händedruck und der eben so herzliche Wunsch einer glücklichen Reise und baldiger Wiederkehr begleitete mich.

So ging ich denn nun den Weg, den ich einst geflohen war. Mit welchen verschiedenen Gefühlen machte ich ihn ein mehr Viertel Jahrhundert später! Dennoch gab es Punkte der Uebereinstimmung. Damals lag die Furcht hinter mir und die Hoffnung vor mir. Jetzt war es umgekehrt. Alle Hoffnungen meines Lebens lagen im Meere der Vergangenheit, und vor mir lag eine bange Ahnung, für die ich keinen Namen hatte.

Mein nächstes Reiseziel war das Dörfchen, wo ich als Hirtenjunge gelebt.

Es war dunkle Nacht, als ich es erreichte. Als ich Licht in dem Hirtenhause sah, pochte es wieder heftig in meiner Brust. Ich vergaß wieder den langen Zwischenzeitraum. Ich meinte, sie wieder da sitzen zu sehen, die treue Pflegemutter, wie damals, als ich mit Marianen ihr meine Geschenke brachte und sie zu dem Mädchen sagte: Hab' ihn ja recht lieb! —

Ich trat bebend an's Fenster; aber wildfremde Gesichter sah mein Auge; junge Hirtenleute, die wohl mochten den guten Menschen gefolgt sein, die einst mir hier so wohlwollend begegnet waren.

Mit schmerzlichen Gefühlen im Herzen ging ich weg, um mir eine Schlafstätte zu suchen. Ich ging auf das Haus des wohlhabenden Bauern zu, der einst des Spenglersteffen Gastfreund gewesen war; denn im Dorfe war kein Wirthshaus, wo man hätte herbergen können. So war es wenigstens damals, als ich hier noch ein armes Hirtenknäblein gewesen; allein wenige Häuser weiter

sah ich ein Schild, und schloß, daß es hier anders geworden. Wirklich fand ich ein ganz leidliches Dorfwirthshaus und Abendgäste genug beim Schnapps. Ich mischte mich nicht in die Gespräche der Bauern, die sich um die Weinpreise des letzten Jahrgewächses drehten. Manche hielten mich für einen Weinhändler. Ich ließ sie darauf. Sie bestrebten sich, schlau meine Absichten auszukundschaften, und unter Andern auch, woher ich sei. Aus der Bemerkung, daß ich von Coblenz herkomme, schloß man, ich sei dorther.

Nun erinnerte ich mich, daß einst mein Pflegevater Caspar als sogenannter Weinmakler einen Weinhändler aus Coblenz begleitet hatte, und knüpfte daran meine Nachforschungen an.

„Ein alter Freund aus Coblenz,“ sagte ich zu einem alten Bauern, „hat mir, der ich wohl vielleicht Lust trüge, einige Weinproben zu nehmen, einen braven Makler empfohlen. Er soll Hirte hier sein und Caspar heißen.“

„Lieber Gott,“ lachte der Bauer, „der muß ein langes Gedächtniß haben; denn der Caspar ist wenigstens schon fünfzehn Jahre todt.“

Das Wort fiel mir schwer auf's Herz. Lieber Gott, dachte ich, was wird denn aus der guten Mutter geworden sein?

„Wo ist denn seine Frau hingekommen?“ fragte ich.

„Seine Frau? Nun,“ fuhr der Bauer fort, „die mußte aus dem Hirtenhause. Sie wohnte noch einige Jahre hier, ernährte sich kümmerlich und zog dann nach — er nannte das Dorf auf der Höhe, wo ich damals zum Spenglersteffen gekommen war — wo sie noch lebt, sich vom Spinnen ernährt, aber schwerlich viel wird zu beißen haben.“ Der Mensch begleitete diese Nachricht mit einer Lache, deren unergründliche Rohheit mir wie ein Dolch in die Brust drang.

Hätte ich noch weggekonnt, ich würde auf der Stelle aufgebrochen sein; aber es war sehr dunkel, und die Gefahr des Fuß-

pfades, den man gehen mußte, war mir genugsam bekannt, um dem Gedanken nicht länger Raum zu geben.

Die schmerzlichen Gefühle, die mein Herz durchzuckten, stimmten nicht zu den rohen Scherzen, die hier das Ohr beleidigten. Außerdem war ich unbeschreiblich müde und legte mich zur Ruhe, wo bald der Schlaf sich mit bleierner Schwere auf mich senkte.

Schon der aufblitzende Strahl der Sonne, der zuerst über die Berge leuchtete, weckte mich. Hier brannte es mich an die Sohlen. Ich mußte zu der guten Frau. Jede Minute, die sie länger darbte, lastete auf meiner Seele. Jetzt war ein Augenblick gekommen, wo ich den Reichthum segnete, den Steenbock's Liebe mir gegeben. Jetzt dankte ich ihm aus treuem Herzen doppelt für sein Vermächtniß; dankte Gott, daß es mir also möglich wurde, Liebe zu vergelten mit Liebe. Ich brach sogleich auf, als ich mein einfaches Frühstück genossen, und schritt den Weg am Berge hinauf.

Als ich an die Stelle kam, wo ich jenen Seelenkampf zwischen Scheiden und Bleiben, zwischen Liebe und Dankbarkeit gekämpft, wo dann das Engelsbild Marianens mir erschienen war, und sie ihre Arme um mich geschlungen, und das selige Gefühl des Geliebtseins vom heißgeliebten Wesen mich durchdrang, mußte ich mich niedersetzen und jene seligen Stunden mir zurückrufen.

Ach, ich hätte den ganzen Tag hier sitzen können, wenn nicht die mahnende Stimme der Pflicht in mir laut geworden wäre.

Ich riß mich endlich los, und schritt weiter. Am Herde vorbei führte mein Weg. Er war verschwunden, das heißt nicht absichtlich vertilgt, sondern vernachlässigt und eingesunken, wie der Grabeshügel dessen, der hier gelauert auf den Zugvogel.

Auch hier bestürmten Erinnerungen meine Seele, Erinnerungen, so süßer und wehmüthiger Natur, daß ich nur langsam meinem Ziele zuschritt.

Mein Weg führte mich absichtlich zum Pfarrer. Dort, wo der Arme seinen Tröster finden muß, konnte ich sichere Kunde hoffen.

Ein freundlicher Mann, in dessen Gesichte eine stille Trauer lag, kam mir entgegen in freundlicher Weise.

Ohne Umschweife ging ich auf mein Ziel los.

„Sie ist sehr arm,“ sagte er, „die gute Frau. Hochbetagt, vermag sie, so fein auch der Faden ist, den ihre Hand spinnt, doch nicht ihren Unterhalt zu verdienen. Sie wird von braven Leuten unterstützt; allein das reicht nicht aus, sie vor Mangel zu schützen.“

„Ich nehme innigen Antheil an ihr,“ sagte ich; „ich verdanke ihr unendlich viel. Gott hat mich gesegnet mit Gütern, ich bin weit hergekommen, zu vergelten. Gottlob, daß es mir noch möglich ist. Helfen Sie rathen, wie und in welcher Weise dies geschehen kann.“

Der würdige Mann drückte meine Hand. „Ach,“ sagte er, „der Herr verläßt die Seinen nicht. Gott segne es Ihnen und vergelte es!“

„Lassen Sie uns denn berathen.“

Nachdem wir Alles erwogen, legte ich ein Capital in seine Hand nieder, das ausreichte, ihre Alterstage freundlich zu gestalten. Eine gesunde Wohnung sollte gemiethet werden, ein gutes Kosthaus gesucht, ein gutes Bett angekauft werden. Der gute Pfarrer legte sogleich Hand an's Werk und ich ging tiefbewegt zu ihr.

In einem kleinen Kämmerlein, so reinlich, daß man kein Stäubchen wahrnehmen konnte, saß sie und spann. Sie erschrack, als sie den fremden Mann eintreten sah, stand mühsam vom Rade auf und bot mir den Stuhl, auf dem sie gesessen, weil kein zweiter da war.

Ich bat sie mit zitternder Stimme, sitzen zu bleiben. Sie sah mich mit stets wachsendem Erstaunen an.

„Was bewegt Euch so, Herr,“ fragte sie, „was führt Euch zu einer armen, alten Frau, die Niemanden mehr in der Welt hat?“

„Wißt Ihr das so gewiß?“ fragte ich.

„Großer Gott!“ rief sie aus, „nur noch Einer könnte Theil an mir nehmen — aber — der ist wohl todt!“

„Er lebt!“ sagte ich tief erschüttert.

„Friedel!“ rief sie. „Ach, wo ist er?“

„Er steht vor Euch, Mutter!“ rief ich aus; aber die Stimme versagte.

Sie sank in den Stuhl zurück und ich kniete vor ihr.

„Herr,“ betete sie, „nun laß mich sterben!“

„Nein, das sollt Ihr nicht, gute Mutter!“ sprach ich weinend, „ich komme, Eure alten Tage zu verschönern. Die Noth ist vorüber, Gott hat mich gesegnet, daß ich Euch vergelten kann!“

Sie weinte laut. „Ach Gott, Friedel, hast Du denn an mich gedacht?“ fragte sie, erschrack aber gleich und sagte: „Du bist ein reicher Herr geworden, da darf ich Dich nicht mehr duzen.“

„Mutter, Mutter,“ rief ich, „thut mir nicht am Herzen wehe! Habt Ihr mich nicht aufgenommen, als ich fast vor Hunger starb? Wart Ihr mir nicht eine treue Mutter, als ich verlassen umherirrte? Und ich sollte Eurer vergessen? Nein; es ist für Euch einstweilen gesorgt, bis ich selber komme und Euch zu mir nehme.“

Sie konnte das Alles nicht begreifen, bis der Pfarrer kam und Alles bestätigte, auch ihr sagte, daß ein nettes Stübchen für sie gemiethet sei.

Im Dorfe machte nun der Ueberzug der Alten ein großes Aufsehen; besonders als ich sie dorthin führte.

Hier angelangt, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre Hände und betrachtete mich mit unsäglicher Liebe.

„Kind,“ sagte sie, „Du bist braun geworden in dem fremden Lande. Ich hätte Dich nicht wieder erkannt.“

Aber wer konnte ihre Freude schildern, als sie sich nun von der Wahrheit Alles dessen überzeugte, was sie hörte. Ich fürchtete Nachtheil für ihre Gesundheit von dieser Erschütterung. Sie lächelte.

„Ach," sagte sie, „mich hat der Schmerz nicht getödtet. Die Freude wird es gewiß nicht thun. Hätte das doch Caspar erlebt!"

Nun erzählte sie mir von seiner Krankheit und seinem Ende; dann von der Noth, in die sie gerathen, und wie die rohen Bauern sich ihrer nicht im Mindesten angenommen. Eins nach dem Andern habe sie verkaufen müssen.

„Aber," fuhr sie fort, „ich habe lieber gedarbt, als daß ich Dein silbernes Halskettchen und die Löffel verkauft hätte." Sie stand auf und holte beides, und noch jetzt belebte eine milde Freude das kummerdurchfurchte Antlitz, als sie die Gaben meiner Liebe vor sich hinlegte.

Sie ahnte nicht, wie mein Herz bewegt war bei dem Anblicke; wie er alle die damit in Verbindung stehenden Ereignisse mir zurückführte.

Ich wohnte bei ihr. Ich ließ mir aus dem Wirthshause Essen und Wein bringen. Der regte sie auf. Die schwachen Lebensgeister hoben sich wieder, und die Vergangenheit trat lebendiger vor ihr inneres Auge. —

„Hast Du denn die Mariane geheirathet?" fragte sie mich.

Der Stich ging tief in die Seele. Ich schüttelte den Kopf.

„Ei, so erzähle mir doch mein Sohn, wie es Dir ging. Du hast recht, jetzt entsinne ich mich ja wieder ganz klar aller einzelnen Umstände. Ach, von der Mariane kann ich Dir viel erzählen."

„Ich habe mich immer bei dem Spengleranton nach Dir erkundigt, der hat ihre Schwester zur Frau. Siehst Du, meine Gedanken sind schwach; aber jetzt bin ich klar."

Mir pochte das Herz, als wolle es die Brust zersprengen.

Ich bat sie mir zu erzählen.

„Nun," sagte sie, „es wird Dir wehe thun, aber Du mußt es ja doch einmal wissen."

„Es war ein Glück, daß Du damals durchgingst, lieber Sohn,"

hob sie an, „als Du den Peter trafst, denn der Schultheiß war wüthend und hätte Dich in das Gefängniß nach Trier gebracht. Der Spenglersteffen sagte mir es selbst, als er her kam; aber er beklagte es, daß seine hochfahrende Frau Dich fortgetrieben habe, und ihn so in Zorn gebracht, daß er selbst die Hand dazu geboten hatte; denn von dazumal sei aller Segen von ihnen gewichen. Hausstreit zwischen ihm und seiner Frau über Dich sei der Anfang gewesen, und habe alles Glück im Hause ruinirt. Darauf ist denn Dein Pathe gestorben und drei andere Kinder. Die Mariane wurde von dem Peter nur gehänselt. Sie selbst mochte ihn aber nicht. Anfänglich hatte sie viel geweint; als sie aber auf die Glashütte kam, wurde sie eine hochmüthige Mamsell; ging geputzt, wie ein Pfau, und mochte nichts mehr von ihren Leuten wissen."

„Sie hat sich ihrer geschämt, Friedel, das garstige Ding! Was sie verdient, hat sie an den Flitterstaat gewendet, aber ihren Eltern nichts gegeben. Die Buben, die früher fleißig waren, wurden faul, Spieler und Trinker. Zweie gingen unter die Soldaten in Frankreich und der Dritte ging in die Welt, ohne daß man weiß, wo er hingekommen ist. Da ging's denn den Alten wieder so schlimm, wie irgend jemals. Nur die Margareth, des Anton's Frau, blieb ihren Eltern treu. Die Mutter wurde tiefsinnig und starb elend. Ach, es war gut für sie, daß sie starb, denn wäre sie leben geblieben, so hätte sie noch die Schande erlebt."

Mit gefalteten Händen und bebendem Herzen hörte ich diese Hiobspost an; aber mein beklommenes Herz sagte mir's, es stand noch Schlimmeres zu hören.

„Ja, wer hätte das von dem schönen, lieben Mädchen sich vorstellen können," fuhr sie fort.

„Du weißt, sie kam als Kindermädchen auf die Glashütte und ging mit nach Frankreich." —

„Ach," rief ich aus, „so war sie es doch, die ich in Nancy sah?" —

„Ich glaube, so hieß die Stadt,“ fuhr die Alte fort, „die mir der Anton nannte; denn er hatte die Margareth geheirathet, als der alte Steffen noch lebte; aber in selbigem Winter noch starb er auch. Nun, die Mariane erzählte, sie habe Dich als Soldat gesehen und sie hätten Dich mit fortgeschleppt. Das leichtsinnige Ding war schnell getröstet. In der Glashütte, wohin sie im Sommer immer kam, war ein gar schlechtes Leben. Geld genug, Friedel, Geld genug, und gut Leben, das macht die Menschen üppig. So ist es auch dem Mariandchen gegangen, das so eitel war auf sein schönes Gesicht. Hochmuth kommt immer vor dem Fall. Daß ich es denn kurz mache, sie vergaß sich — und wurde mit Schande von ihrer Frau fortgejagt. Da kam es denn zu dem armen, ehrlichen Anton, weil sie nicht wußte wohin. Du kannst Dir denken, wie die Leute im Dorfe ihr das Unglück gönnten; aber sie war schon so weit, daß sie sich nicht viel mehr schämte. — Es war ein Glück, daß ihr armes Würmchen starb. Kaum war es todt, so verdingte sie sich nach Saarlouis, hing sich dann dort an einen Werbcorporal und zog mit dem als Marketenterin in den Krieg oder wohin sonst. Der Spengleranton hat mir diesen Sommer erzählt, sie sei im Lazarethe gestorben.“

„Du weinst, Friedel,“ sprach sie mitleidig, nachdem sie diese Erzählung beendet. „Armer Friedel, weine nicht. Sie verdiente es nicht, daß Du Thränen um sie vergießest!“

Aber sie rannen, rannen stromweise.

„Laßt mich, Mutter,“ sagte ich, „ich muß weinen, daß das Herz erleichtert wird.“ Als ich ruhiger wurde, ging ich hinaus in's Freie. Ich will schweigen über das, was in mir vorging.

Noch einige Tage blieb ich bei der guten Mutter; dann ging ich nach Trier, und eilig trat ich meine Reise nach Holland an.

Dort hab' ich ein Jahr verlebt, so traurig, so düster, so verarmt, daß ich des Mitleids würdiger war, als irgend Jemand.

Wer Theilnahme sucht, gehe nicht nach Holland. —

Im Frühlinge schrieb mir der Pfarrer, der für meine gute Pflegemutter sorgte, sie lebte frisch auf in der Hoffnung, daß ich käme und mich an der Mosel niederließe, weil sie hoffe, bei mir zu sterben.

Dies zog wie eine Magnet. Da hatte mein Leben einen heiligen Zweck. Mein Gut verkaufte ich und ging zurück an die Stelle, wo mein Dasein begonnen hatte. Dort sollte es auch enden. Bei meinen Lieben wollte ich gebettet sein, und die gute Pflegemutter sollte bei mir ruhen. Das war das Ziel meiner Wünsche. Gott ließ es mich erreichen, und das Letzte wird er mir ja auch geben, die Ruhestatt bei meinen Geliebten unter der Kirchhoflinde.

Nachtrag des Herausgebers.

In den herrlichen Semptembertagen des Jahres 1844 fuhr ich mit dem Dampfboote die Mosel herauf, deren schöne Ufer ich nie gesehen. Ein Freund begleitete mich. Die Fahrt ging langsam, da gar oft das sich stets verlegende Bett des Flusses Hindernisse bereitet. Wir ließen uns aussetzen, um bis Trier die Reise zu Fuß zu machen, die ohnehin damals durch das bunte Gemisch der Wallfahrer nach dem heiligen Rocke einen eigenthümlichen Reiz gewann.

Ich darf wohl sagen, daß ich selten eine schönere Herbstreise gemacht, daß aber auch selten ein so durchaus schönes Wetter mich begünstigt hat.

Eines Abends erreichten wir ein ärmliches Dörflein, klein, unscheinbar, in Felsen hinein gebaut; aber so malerisch und reizend gelegen, daß wir beschlossen, dort zu bleiben, ehe wir es noch wirklich betreten hatten.

Gleich am Eingange staunten wir über ein stattliches Gebäude. Es war mit Geschmack gebaut, geräumig und ansprechend, aber fremdartig im Baustyle. Es war ein Gasthaus.

„Hier ist gut sein," sagte ich zu meinem Freunde. Wir traten ein, und hatten uns nicht getäuscht. Mehrere Tage blieben wir hier und in der reizenden Umgegend, und das Skizzenbuch meines künstlerischen Freundes gewann herrliche Ansichten und Studien.

Mit dem Wirthe, einem freundlichen und offenen Moselaner, kamen wir in einen recht vertraulichen Verkehr.

Eines Abends schmauchten wir behaglich in der Laube des niedlichen Gärtchens, das sich an das Haus anschloß, unsere Pfeifen bei einem delikaten Glase Pisporter. Da fragte ich den Wirth: „Haben Sie dies Haus gebaut? Der Geschmack ist eigenthümlich. Ich habe ähnliche Häuser wohl in Holland, nicht aber in dieser Gegend gesehen."

„Ich glaube es Ihnen," sagte er, „das Haus hat aber auch einen, ich möchte sagen, holländischen Ursprung."

„Wie so?" fragte ich neugierig.

„Ich müßte Ihnen da eine lange Geschichte erzählen," sagte er. „Sie würde Sie gewiß ansprechen, aber ehrlich gestanden, ich fürchte ein schlechter Erzähler zu sein. Lieber will ich Ihnen eine Handschrift mittheilen, die wir in unserer Familie bewahren. Es ist das Leben des Erbauers dieses Hauses. Sie mögen es lesen, und ich will dann das beifügen, was der Handschrift, begreiflicher Weise, fehlt."

Er ging in das Haus und holte eine Mappe, worin Papiere lagen. Eine etwas steife, aber leserliche Hand hatte sie geschrieben. Es waren die Schriftzüge des vorigen Jahrhunderts und die Buchstaben lateinische. Man sah, es war ein Deutschholländer, der es geschrieben hatte.

Noch diesen Abend begann ich zu lesen. Als die Kerze heruntergebrannt war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde blies, wurde mein Freund wach.

„Na," rief er, „das heiß ich denn doch vernarrt sein in die

Geschichte! Mach' das Licht aus und lege Dich, daß ich doch auch schlafen kann."

Er brummte noch, bis ich abließ und mich legte; aber das Lesen hatte mich so angezogen, daß ich mich schon auf den Morgen freute, um wieder lesen zu können.

Als ich erwachte, war es schon spät. Der Freund war längst hinaus in die Berge. Ich aber setzte mich in die Laube, rauchte dort eine Pfeife und las.

Es war Mittag, als ich zu Ende war.

Zum Unglücke war der Wirth in ökonomischen Geschäften ab-abwesend. Er hätte mir sonst erzählen müssen.

Als er kam, versprach er mir, diesen Nachmittag zu erzählen. Umsonst flehte mein Freund ihn zu begleiten. Ich wäre um kein Gut mit ihm gegangen.

Nach Tisch setzten wir uns in die Laube und der Wirth begann:

„Sie haben nun die Handschrift gelesen, und ich darf voraus-setzen, daß der Mann, der es schrieb, Ihnen Theilnahme abgewonnen hat. So hören sie denn den letzten Verlauf seiner Geschicke. Was er am Schlusse kurz angedeutet, will ich auseinandersetzen. Er kam im Frühlinge des Jahres, in dessen Winter er sein Gut in Holland verkauft hatte, hier an. Mein Vater hatte auf dieser Stelle ein Haus stehen, klein und unansehnlich, wo er eine beschränkte Wirthschaft trieb. Ich war damals etwa sechs Monate alt und der Pathe des Mannes. Meinen Eltern hatte er nicht gesagt, daß er selbst der verschollene Friedel sei, aber sie hatten's doch erfahren, durch die Geschichte mit der Wittwe Caspars, die sich als Mähre durch das ganze Moselthal verbreitete. Als er nun plötzlich wieder erschien, da fiel ihm meine Mutter um den Hals, und reichte ihm seinen Pathen zum Kusse hin, und das war ich."

„Aber sie bemerkten eine große Veränderung an ihm. Er war stille und traurig mit seltenen Unterbrechungen, aber doch allezeit freundlich und gütig."

„Er rückte nun mit seinem Plan heraus, meinem Vater das Haus abzukaufen und es neu aufzubauen. Mein Vater that's. Es wurde niedergerissen und dies Haus aufgeführt und für zwei Familien eingerichtet. Meine Eltern erhielten das untere Geschoß zur Wohnung, weil sie Familie hatten, und wen meinen Sie, wen er in das obere Geschoß, in die Zimmer links, nahm?“

„Anton und seine Frau?“

„Nun, das haben Sie gerathen. Sie hatten keine Kinder. Und zu sich nahm er die Wittwe Caspars.

Mein Vater mußte die Wirthschaft aufgeben, woran ihm ohnehin wenig gelegen war, und Anton die Spenglerei. Sie konnten dies auch recht gut; denn Friedel gab ihnen ein ansehnliches Vermögen, wie auch den übrigen Geschwistern meiner Mutter.“

„Er pflegte zu sagen: Was sollt Ihr Euch plagen und harren bis ich sterbe? Nehmt es jetzt und wendet es gut an. Ich habe genug für mich und die Mutter.“

„Sie lebten friedlich und freundlich zusammen, und gönnten das Erbtheil gerne dem ehrlichen Anton und seiner gutmüthigen Frau.“

„Die alte Frau lebte ordentlich wieder auf. Die Liebe soll rührend gewesen sein, mit der sie meinen Pathen umfaßte, und eben so ergreifend die seine zu ihr.“

„Jedermann sagte: gebt Acht, wenn sie einmal stirbt, dann lebt er auch nicht mehr lange!“

„Darin täuschte man sich aber. Die gute Frau starb, und ihr letztes Wort war ein Segen für ihn.“

„Ihr Tod beugte ihn allerdings tief; aber seine Seele war stark, wie sein Körper kräftig. Er ließ sie neben seinen Eltern einsenken, und setzte ihnen dann ein herrliches Denkmal, das Sie heute noch sehen können.“

„Im Kreise der beiden Familien lebte er nun stille seine Tage hin. Hier in diesem Gärtchen pflanzte er seine Blumen, und den

Armen that er wohl, wo er konnte, und reichlich, besonders Alten. Ich erinnere mich noch recht lebhaft seiner ehrwürdigen Erscheinung."

„Anton und Margarethe gingen ihm im Tode voraus. Er wurde siebenzig Jahre alt, und sein Ende war sanft, wie das Ende eines Gerechten."

„Auffallend war es, daß er den Namen Mariane nie mehr nannte, und auch nicht wollte, daß er von meinen Eltern genannt wurde."

„Zwei Lieblingsplätzchen hatte er. Das eine war dort auf der Höhe, wo man weit die Mosel hinab sieht, und wo ein Felsstück, wie ein Sitz, am Wege vorsteht. Sie wissen schon warum. Dort hatte er Marianen erwartet; und das andere vor dem Orte in dem Haselgebüsche. Auch diese Stelle ist in der Handschrift bezeichnet. Dort hatte er mit seiner Mariane den Bund für das Leben geschlossen, der so traurig zerrissen wurde. Dort war er oft und Niemand störte ihn da. Wir wußten nicht warum, bis wir nach seinem Tode die Handschrift fanden, an der ich ihn oft, als ich noch Kind war, habe schreiben sehen."

„Einer Freude muß ich noch gedenken, die ihm zu Theil wurde. Er war einst nach Trarbach gefahren und fand dort unerwartet seinen lieben Feldprediger Götz, der bei Kreuznach als Superintendent der hintern Grafschaft Sponheim, und zwar als Pfarrer in dem armen Dorfe Winterburg lebte, wo er auch begraben ist. Mein Vater, welcher bei diesem Wiedersehen zugegen war, schilderte es uns oft, und allemal traten uns die Thränen in die Augen. Beide hatten sich liebgehabt und Götz war ein berühmter Dichter geworden, dessen Gedichte 1785 in Mannheim gedruckt worden sind. Ich kann sie Ihnen zu lesen geben, denn ich habe sie mir gekauft."

„Lebhaft erkundigte er sich nach seinem Freunde, dem Corporal Lüttger und seinem Obristen."

„Götz sagte ihm, Lüttger sei nach dem Frieden in Nancy gestorben, der Obrist aber General geworden."

„Sein Tod brachte eine Landestrauer, denn Jedermann liebte und ehrte ihn und so viele hatten Wohlthaten von ihm empfangen.“

„Meine Eltern wurden Erben seines ansehnlichen Vermögens. Schade, habe ich oft gesagt, daß ein so reiches und tiefes Gemüth nicht glücklicher war.“ So schloß der Wirth seine Erzählung.

Ich fühlte das tief mit ihm.

„Wie wunderbar sind die Geschicke des Lebens,“ sagte ich. „Hätte die Thorheit der Mutter nicht die Herzen auseinander gerissen, vielleicht wäre Mariane ein treffliches Weib, eine gute Mutter und eine den Gatten beglückende Gattin geworden.“

„Vielleicht!“ sagte der Wirth. „Vielleicht auch, daß gerade durch diese Fügung Gott ihn vor dem schwersten aller Geschicke bewahren wollte! — Ich meine immer, so wie es ist, solle es sein, und so sei es am Besten, denn Gott macht Alles wohl!“

Er ging in das Haus. Ich dachte dem Worte nach, und ich fühlte tief, wie wahr der Mann gesprochen.

Am andern Tage bat ich ihn, das Manuscript veröffentlichen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen, und ich gebe es hier schmucklos wieder.

Das Mailehen.

Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
D'rum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und that das Reisen wählen.
Claudius.

Die Eifel ist ein wundersames Land, aber ein armes — das sagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüsse verhießen, wie ich sie auf meiner Wanderung theilweise entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landschaftliche, was meine Theilnahme in Anspruch nahm und fesselte; vielmehr war es die Geschichte der Natur (Naturgeschichte ist ein gar seltsames Wort für das, was wir damit bezeichnen; man kann kaum sich toller ausdrücken, als eine Beschreibung der sogenannten drei Naturreiche eine Geschichte zu nennen, wenn „Geschehen" die Wurzel des Wortes ist), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtausenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen sind. Was ich so nenne? O, es sind die Krater erloschener Vulkane: es sind die „Maare"; es sind die Lavafelder; es sind die Basalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdische Feuer eine Werkstätte hatte, wie sie die bekannte Erde nicht

mehr aufzuweisen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landstraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkanischen Erscheinungen mehr im Volke nach. Also weit vor aller Geschichte, weit vor dem Menschengeschlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauste, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in diesem Bereiche einer entsetzlichen Naturgewalt, wenn sie auch ihre Herrschaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß gerade seit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in diesen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verschütteten Kanäle wieder aufsuchen wollen? Sollten die alten erloschenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in der Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue senden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menschen seine mühsam ihr abgerungene Existenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt so wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unserer Tage ruhig schlafen. Hier liegt das Wann ebenso in dunkler Zukunft, wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einst diese Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet sorgende preußische Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraus tretend, stand ich staunend still. Welch' ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahr mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zu viel davon gehört,

um mich durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsere Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

„Wir müssen dort auf die Zinne des Berges," sagte er, „wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum Sie hier herauf gestiegen sind." Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Dorngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr, denn so was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim seid!"

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabschießende, grauenvolle Tiefe mich fast schwindeln machte. Felszacken starrten überall herauf, schwarz, schroff, diabolisch anzusehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuschauen. Bergkegel überall. Da unten in der Tiefe rauschte die Ahr durch die zackigen Felsen, bald aufblitzend, bald verschwindend und immer wieder sich um die Felsen windend, wie ein Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal sah ich ihren Silberblick aus diesem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe sie sich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm schließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man sich, so liegen wieder diese wilden Felsen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buschwerk, bekleiden sie kümmerlich. Dazwischen zeigen sich frischgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war versunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter störte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er selber ergriffen von dem, was er tausendmal geschaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken herauftönten, zog er stille seine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden am gluthigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in

jedem Momente wechselten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Westpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte sagte: „Wir müssen scheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!"

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahr, Geschichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber zutraulicher Kindlichkeit auf seinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Was ist denn das?" fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudalistischen Rest, der sich in diesen abgeschlossenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott," sagte er. „Das ist's nicht. Ich sehe wohl, bei Euch zu Hause weiß man davon nichts. So muß ich's Euch sagen. Hier herum haben die Jungen (Bursche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zusammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leisten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der sich dem Spruche, den sie thun, widersetzen wollte; er wär' von aller Lustbarkeit ausgeschlossen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, versammeln sie sich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind sie Alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und der Schreiber sitzen, alle

Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sich als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahrs, und nur dann mit einem Anderen, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammenkommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig bleiben, bilden den „Rummel" und werden im „Rummel" an einen Jungen versteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken und je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Jung sein Mailehen."

„Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben," sagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!"

„Kommt auch vor," versetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz", dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen", heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen."

„Kommt aber, was jedoch gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert wurde, als Mailehen — gescheuert; das Plaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmt's scharf bei uns im Thal, und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häcksel wird ihr zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Thüre."

Wir waren unter diesem Gespräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber so lau und mild; das Mondlicht zitterte so schön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büschen und die Ahr rauschte so eigenthümlich, daß ich gar keine Lust nach der Wirthsstube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter saß rasch an meiner Seite.

„Ihr seid mir noch die Geschichte schuldig,“ sagte ich. „Es ist so wunderhübsch hier, wollt Ihr mir sie nicht erzählen? Morgen bin ich schon wieder über die Berge, weit weg von hier.“ Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er sagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stümmelchen ist mir lieber und die Geschichte sollt Ihr hören.“

Er klopfte das Pfeifchen aus, stopfte aus seinem langen Lederbeutel, der, wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geschichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er sie mir mittheilte.

1.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran.

Göthe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war schon im April wahrer Sommer und der wetterwendische Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm seit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und die Wasser der Ahr so lau wie sonst kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längst den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren schon

da und jubelten in den Büschen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Drosseln Gesänge herab.

Es war Mondschein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die so traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüsch begrenzte ein kleines, frischgrünes Wiesenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwasser lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Wasser kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete seine Unterlage. Es war so stille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen*) hören konnte, die zu Hunderten sich in der warmen Fluth herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle lag eine jubilirende Nachtigall; sonst war's still und die Ahr floß sanft dahin.

An diesem heimlichen Plätzchen saß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere seines Alters schon schliefen oder mit den Mädchen majeten **) und schäkerten oder in Haufen singend durch die Gassen zogen.

Es war ein netter Junge, der so eifrig Rumpen flocht, ein bildhübscher Junge mit frischrothen Wangen, schwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachsen war er wie die schlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen sahen dem frischen Hubert nach, wenn er so schnacks vorüber ging. Manche dachte bei sich: schade, daß der nette Junge so arm ist!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fischer und Winzer wie

*) **Cyprinus phoxinus**, ein kleiner, fetter, gern gegessener Ahrfisch, der in Salzwasser abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fischer.

**) Majen heißt plaudern, kosen.

er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeschwollen ein schrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da sie sich, seinen Arm lähmend, an ihn festgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachsen, hatte betteln und Bettelbrod essen müssen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun seine alte Mutter als treuer Sohn, und trug sie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts strickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerhand Gebrauch in der Zwischenzeit. Darin war er ein Meister; besonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn sie nach Ahrweiler oder sonsthin zu Kauf oder Besuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muster einzuflechten, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften. Einen fleißigeren Jungen, einen stilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille saß Hubert da, weil er nicht wollte gesehen oder gehört und in seiner Arbeit gestört sein. Während seine Hände die Weidenschalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren seine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin sie am liebsten sich wendeten. Wer's wissen will, dem will ich's sagen.

Des Huberts armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden desselben, recht künstlich zusammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieser in Cöln wohnte, so hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hause wohnte bei dem Hofbauer und seiner Frau ein Mädchen, sein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinsah, so tief, so tief bis in das gute Herz hinab,

und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für: verliebtsein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

Sollt's dem stillen Hubert besser ergehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg sein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten sein, nicht wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte, und das Mädchen nicht hundertmal am Tage Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird Jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich, streng genommen, Manches nicht geschickt, und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem Anderen, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und daß Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten sein können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vor-

her um, ob's Niemand höre; wenn sie bei einander an der Ahr standen und plauderten, so mußte es unter dem Schutze der Weiden sein; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust, und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht curiose Geschichte mit dem Liebhaben! So lange Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das Alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen drauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit! sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubert ist arm und Du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für Dich!"

Die Beiden meinten: das sei alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Hubert's Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er so viel eifriger als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: „Wirst Du mich

als Maileben steigern? ich will ja mit keinem Anderen tanzen, keines Anderen Schatz sein!"

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab Jeder zehn, und des Krakel's Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen, und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchens Vater nur Ochsen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: grad, wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sei, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß Hubert hübscher war als der Peter oder Pitter, wie sie zu Altenahr sagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen steigern, das hatte er schon gesagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich sie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerschäbigsten Geizhalses und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

Das beste, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wiesenplätzchen war sein Eigenthum, und da waren tausende der kleinen lustigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag

und zum Fischen extra, weil es ein Fasttag war, und Fische kein Fleisch sind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag schon ein hoher Haufen Rumpen und sein Vorrath von Weiden und Weidenschalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, so war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn sie dafür sein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond schien hell zu seiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es stille. Die Uhr schlug eben zehn.

Da plätscherte es im Wasser, als wenn Jemand sachte heranschliche. Hubert horchte.

Es wird ein naschiger Otter sein, der den Rümpchen nachschleicht, dachte er bei sich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein in's Wasser, daß es platschte; Alles wurde still.

„Dem hab' ich's vertrieben!" sagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patschte es wieder und näher.

„Das ist ein freches Biest!" sagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden weghob und einen Menschenkopf vor sich sah.

„Bst!" klang es an sein Ohr.

Er sah schärfer, und bald hätte er laut aufgeschrien — denn mit einem leichten Sprunge stand Annchen vor ihm.

„Jessemarjosep!"*) rief er, „wie kommst Du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und Du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkst Du? Du weißt, wie ich Dich lieb habe — aber —"

Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch still!" sagte sie. „Meinst Du, ich wollte so etwas wagen, ohne daß

*) Jesus, Maria, Joseph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

ich vollständig sicher wäre? Siehst Du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblasen und gewartet, bis Alles still wurde, dann bin ich hergeschlichen, um Dir zu helfen, und sie meinen, ich sei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo Du warst und — warum Du Rumpen machst! Bist Du mir bös, Hubertchen?" fragte sie so süß schmeichelnd, daß sie einen Rasenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie sollte ich das anfangen?" sagte Hubert. „Bange ist mir's ja nur um Dich, weil Du so gut wie ich weißt, daß der Pitter überall Dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, so sollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig sein! Er wär's nicht!"

„Still, still!" rief das liebe Mädchen und saß schon im Grase, hatte Weiden genommen und flocht schon so wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergessend, auf das liebliche Mädchen und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Lust bebte: „Nun seh' ich wohl, wie gut Du mir bist!"

„Hast Du das noch nicht gewußt?" fragte sie schelmisch lachend. „Ich weiß es schon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei schönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unsern Wasserschöpfplatz gehängt hat. Du warst's doch nicht gar?"

Hubert lächelte und sagte: „Nein!"

„Du Lügner!" rief sie. „Es gibt ja nur Einen, der sie machen kann, und das bist Du. Nun will ich sie abverdienen mit Rumpenflechten."

„Da seh' 'mal eins!" rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um sie zum Mailehen zu kriegen, und sagt nun, sie wolle die Körbchen abverdienen!"

„Du Advocat!" scherzte sie. „Mit Dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' Dich und sei hübsch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden."

So ging das neckische Gespräch fort, bis sie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander bestimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich selbst und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen sie ganz. Dabei arbeiteten die Hände so rasch, daß, ehe es halb Zwölf schlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf sprang Annchen auf, schlug Hubert leise auf die Wange, rief: „Gute Nacht!" und war wie der Blitz verschwunden.

Als aber Hubert seine Kappe suchte, war sie fort. Starr vor Entsetzen stand er da. Hat uns Jemand belauscht? dachte er zitternd. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. Er durchsuchte noch einmal ringsum Weiden und Gras. Sie war nicht da; sie war entwendet.

„Was soll das werden?" rief er weinend vor unsäglichem Leid. „Ach armes Annchen!"

Er schlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angstpochendem Herzen sein Häuschen. Da fiel's wie Centnerlast von seiner Seele; denn auf dem Klopfer hing seine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

„Ich Tölpel!" rief er aus. „Das hätt' ich doch wissen können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelassen? Aber wart', das sollst Du mir schon vergolten kriegen!"

Mit den süßesten Rachegedanken im Herzen schloß er die Thür auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blasen und zu singen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeschlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Wasser lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und

zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie fest lag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseit der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er, und leise sein Lieblingslied: „So viel Stern' am Himmel stehen" 2c. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er sah um sich und drüben an der Hecke stand das liebliche Mädchen und schabte ihm ein Rübchen mit leisem Lachen.

„Etsch! etsch!" rief sie. „Gelt', ich hab' Dich einmal geängstigt? Aber das war dafür, daß Du wie eine alte Großmutter mir vorhieltst, daß ich zu Dir kam, Du Wüster, und ich wollte Dir doch flechten helfen, damit Du nicht zwei Nächte Dir den Schlaf brächest."

„Warte nur!" drohte er hinüber.

„Komm', wenn Du Muth hast!" lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem sie die beiden Hände in die Seite stemmte und mit schelmischem Lachen ihn ansah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und schneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geschnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatschte sie in die Hände und war eben so schnell jenseit des Gartenthürchens verschwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des Nachbars Fenster gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hause sein.

Eine Weile sann er, ob er es wagen sollte; dann aber stellte er sich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es

blieb Alles still, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über sein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo sie sei.

Jetzt reichte ein rascher Sprung hin, sie zu haschen und ein Kuß war die schwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demselben Augenblicke der Hofbauer mit seiner Bärenstimme: „Annchen!" rief und sich nun langsam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr sichtbar und Annchen jätete so emsig Unkraut aus, daß sie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch so klein ist, daß Du Dich bücken mußt," sagte er, „so laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jessemarjosep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geschossen ist! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!"

Während sich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, saß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf gestiegen, sondern aus dem Gesichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzusehen war. Erst als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht gesehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut sei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf gestiegen. Er wußte es besser!

Drüben rastete der Alte nicht, bis das Kind in's Haus ging, und für heute war die Hoffnung vorüber, sie zu sehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fischen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erschrak er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert stand, und jetzt seine Absicht, sich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Rasch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und sprang in die Ahr. Am jenseitigen Ufer sprang er durch die Weiden und nicht lange, so stand er ungesehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf sich dieser auf ihn, und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er seine nicht geringe Kraft schnell zusammen, aber unter Huberts gewich-

tigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war gesichert für lange Zeit, das er mit sich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal seinen luftigen Feuerherd über das Wasser, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gang und fast noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und setzte sich zu der Mutter, ihr den Streich des bösen Menschen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte sich noch im Andenken an den Sieg.

Da sprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo sie sich verborgen und rief: „Das hast Du brav gemacht!“

Wie erschrak er! Aber wie selig ruhte sein Auge auf ihr! War sie doch nun sein sicheres Mailehen, da er so reich im Fang an diesem Abend geworden war!

Nur die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, weil sie den Pitter und sein rachsüchtiges Gemüth kannte; aber sie mochte das Glück der Beiden nicht stören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

2.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich grüne Majen Dir an's Haus,
Schicke Dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.
Kommt er nicht, so magst Du denken,
Ich käm' selber ferne her;
Komm' ich nicht, so magst Du glauben —
Daß ich auch gestorben wär'.

Volkslied.

Nacht war's geworden an dem Tag, als Hubert gefischt und so glücklich über seinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig

wurde, sein Annchen bei sich zu sehen. Drüben im Hofhause waren Annchens Eltern bereits zu Bett gegangen und meinten, ihr Kind schliefe den tiefen gesunden Schlaf der frischen Jugend droben im Kämmerlein. Das Elternauge schlief nicht. „Trine," sagte der Hofbauer zu seiner Frau, „ich wittere Unrath. Heut' ist mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, stand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo ist das Kind. Ich rufe, Alles still. Denk' ich, du gehst nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behert ist. Komm' ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kastenmännchen gegen einen Thaler! das ist auch nicht ohne Ursache, nehm' mich aber zusammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt sich tief, daß ich das Erröthen nicht sehen soll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameisen. Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und sag' dem Kind, es soll aufhören, da ihm das Blut so in den Kopf schieße, und soll' das Unkraut größer werden lassen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenstand, denk' ich, und wart's 'mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, so raschelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und schlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Has' im Lager sitzt! Siehst Du, so steht's. Die Zwei sind ineinander vernarrt und verschamerirt. Was soll daraus werden? Der Hubert ist brav — aber ein Lump, und ein Lump soll mein Kind nicht haben und damit holla!"

„Gewiß nicht!" sagte Trine. — „Ei so soll Dich das Wetter! Wer hätte das denken sollen!" rief sie aus und setzte sich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit Dir gemacht habe und Du mit mir," bemerkte der Hofbauer.

„Man sucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht

selbst dahinter gesteckt hat; aber," setzte sie hinzu, „laß die Geschichte und rede von heute."

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unser Kind ist ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert ist ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel gesucht werden. Was denkst Du zu dem Pitter?"

„Ich denke," sagte die Hoffrau, „er ist für das Kind der rechte Jung."

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt," war des Hofbauers Meinung. „Man soll keinen zerrissenen Lappen auf ein neues Kleid setzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden."

„Dem Pitter sein Vater hat auch schon angeläutet," sagte sie.

„Ja, mit allen Glocken," bemerkte er; „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit."

„Zum Kreuz," fiel sie ein.

„Was Kreuz!" rief der Hofbauer. „Bleib' mir mit dem Weibergeschmuse vom Leibe. Wenn das Heirathen so ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht so gerne Männer haben. Halt's Maul davon! — Wie denkst Du denn, Trinchen, soll ich Ja sagen, wenn er nun wirklich Ernst macht?"

„Wart' erst 'mal das Mailehen ab," versetzte sie. „Da muß sich's ja zeigen."

„Still!" rief da der Hofbauer und richtete sich auch im Bett auf. „Hast Du Nichts gehört? Die Thür ist gegangen!"

„Du träumst mit offenen Augen wie ein Hase," sagte sie lachend.

„Du weißt Alles besser, als andere Leute und das Mädel hackt Dir das Mus auf dem Kopf, ehe Du's merkst. Wer doch so klug auf die Welt gekommen wär'!"

„Ja, ich hab' auch recht," sagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du hast einen Floh im Ohre mit dem

Hubert, und nun juckt's Dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachsen!"

„Ein Kastenmännchen gegen einen Thaler!" rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!"

Drauf stieg er auf, kleidete sich an und schlich sachte hinaus.

Trine lachte über den Esel, wie sie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Untersuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür in's Schloß, daß Trine im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie steht es denn jetzt? die Hausthür ist offen. Denk' ich, mußt 'mal sehen, wie's im Kämmerlein ist. Geh' hinauf, wenn Du willst, und sieh', wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett ist leer und das Kind ist fort!"

„Was?" rief die Mutter und sprang in einem Ruck aus dem Bett. „Du wirst mich doch nicht narren?"

„Du bist genarrt genug!" sagte lakonisch der Hofbauer und legte sich. „Such' das Mädel! doch eins rath' ich Dir, mach' keinen Tumult! Du weißt, daß sonst des Kindes Ehre hin ist. Aber so geht's, wenn die Henne klüger ist als der Hahn."

Die Hoffrau verschluckte die bittere Pille, kleidete sich rasch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ sie das Haus, schritt durch den Garten und sachte über den Steg, weil sie in Huberts Häuschen Licht sah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fensterchen. Sie schlich an diese heran und sah, wie Annchen der alten Mutter Huberts Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte sie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und sie konnte drauf nicht zürnen. Ihr scharfer Verstand setzte sich gleich die Umstände zusammen und

sie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fischen kam? — wie stand's dann?

„Ei, ich verstecke mich und warte es ab!“ sagte sie zu sich. Gesagt, gethan. Lange währte es nicht, so kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war sie wieder am Fenster. Annchen war weg, so lange er da war. Als er aber weg war, kam sie wieder zum Vorschein. Das gefiel ihr.

„Wenn's so steht, kann ich gehen,“ sagte sie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit sieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, stopfte er sich seine Pfeife und rauchte, während tausenderlei Anschläge durch seinen Kopf gingen.

Endlich kam sie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie steht's?“

Sie legte sich still in's Bett.

„Krieg' ich keine Antwort?“ fragte er barsch.

„Du weißt,“ sagte sie, „wie Du mich mit dem Wort ärgerst. Nun geb' ich Dir keine Antwort.“

„Trinchen,“ bat der gute Mann, der längst die Hosen nicht mehr hatte, „sei nicht motzig und sag', wie's steht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles besser wissen,“ sagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, „und wittert gleich Unrath. Ich sag' Dir, mir lacht das Herz im Leib über unser Kind. Geh' hin und sieh's. Es steht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er sie bringt, dann verbirgt sie sich, bis er fort ist. Siehst Du, so ist's, und Gott segne das Kind, das einer armen alten Wittwe also hilft. Es ist ein christlich Kind und die Heiligen müssen sich darüber freuen.“

„Wenn's so ist,“ sagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „so hast Du recht.“ Er legte sich herum und seine Sinne umflorte schnell der Schlaf. Ob auch die Mutter so schnell einschlief? Als der Hofbauer zu schnarchen begann, stand sie wieder

auf und ging leise hinaus, und erst als Annchen wieder im Hause war, suchte sie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm gewesen und sie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung gewesen? hatte nicht Pitters Vater gerade so um sie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte sie aber doch, es sei besser, wenn sie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene sie doch, weil sie der Hubert heimbegleitet und — sie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, sagte die Hoffrau am anderen Morgen zu sich selbst. Viel Wissen bläht auf. Mein Alter ist recht gut, gehorcht gern, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwischen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in dem Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief sie dem Kinde, während sie am Herde stand und das Gemüse für die vielen Taglöhner beiwusch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil sie meinte, hinter ihr Geheimniß sei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal," fing die Mutter an, „ich bin auch jung gewesen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!"

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach, dachte sie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauscht. Jessemarjosep! was gibt das? — aber sie sagte kein Wort und sah unter sich wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte von vielem Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, sieh' Du unter Dich! Du hast Ursache!" fuhr sie fort. „Meine ich, Du säßest droben und machtest den Mailehenstrauß oder schliefest in guter Ruh' — da hört dein Vater"

Ein: „Ach Jessemarjosep!" entschlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater," fuhr die strenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er steht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein ist fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau stehe auf und sehe nach; sehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun so schlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet sie der Hubert heim und küßt sie; — Pfui der Schande!"

Der Boden unter Annchens Füßen wankte. Der Kopf schwindelte. Die arme Sünderin stand da, als sollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter stand jetzt vor ihr und sah sie scharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuschauen hätte sie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekostet hätte.

„Pfui der Schande!" wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küssen!"

„Ach," lispelte es da leise über die Lippen der schönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir ist's auch recht!"

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das sich ihrer Gesichtsmuskeln bemeistern wollte bei dieser Herzensäußerung, an deren Wahrheit sie keine Secunde zu zweifeln Ursache hatte.

„Glaub's gern," sagte sie, nachdem sie Herr über diesen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die sind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heischt. Da kannst Du Dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine so ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichste Mädchen — nein, für einen solchen Kindskopf hätt' ich Dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für so dumm sah ich Dich doch nicht an! Geh'; aber hüte Dich vor jedem Schritt ähnlicher

Art! Meide auch den bösen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifst das nicht und man sollte meinen, Du wärst erst heute auf die Welt gekommen. Seh' ich Dich noch einmal bei dem Hubert, so geht's nicht gut."

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Euerm Kinde," schluchzte das arme Mädchen, und schlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz so eigenthümlich und in den Augenwinkeln so feucht. Sie drückte das Mädchen an sich und sagte sanft: „Siehst Du, das geht nicht mehr! Du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen."

„Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav!" sagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind," versetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander."

„So wollt' ich, ich wäre arm wie er!" rief Annchen.

„Prost die Mahlzeit!" sagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern, so lautet's anders. Er wird halt dein Mann nicht!"

„So bleib' ich ledig!" sagte das Mädchen.

„Und willst eine alte Jungfer werden?" fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: „Ja."

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber," versetzte spottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig."

„Wenn er mich aber als Mailehen steigert?" fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es ist schon dafür gesorgt," sagte sie,

„daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gesetzt aber, es geschähe — so mußt Du ihm folgen; allein es wäre mir doch sehr leid um den Pitter, der Dir so treulich nachgeht. Das wäre der Jung für Dich und auch der Mann."

„Lieber sterben!" rief das Mädchen und enteilte dem peinlichsten Zwiegespräch ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus, und als die Mutter hinauf schlich, um zu hören, was sie triebe, da hörte sie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum ersten Male sich bewußt wurde, daß sich eine Macht zwischen es und seine Liebe gestellt, die zu besiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief sie. Es blieb stille.

Da überkam die liebende Mutter eine entsetzliche Angst. Sie ging eilends hinauf. Da fand sie das Mädchen eingeschlafen, mit dem Kopf auf dem Bett ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die vor unsäglichem Leid weinend, sich in die Vergessenheit alles dessen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen, die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechselnder Besorgniß das reizende Wesen, und schlich dann wieder herab, das Herz voller Angst.

Gegen vier Uhr kam sie wieder. Jetzt schlug Annchen matt die Augen auf. „Wie ist Dir's?" fragte die Mutter besorgt.

„Ach, so weh," sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich in's Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, stand. Die Fahne wurde in den Aesten befestigt

und unten schloß sich ein Kreis um den Tisch, der mit sechs Stühlen umgeben war. Zur Seite standen noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maischultheiß.

In Gruppen sammelten sich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war sichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle versammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächst die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor sich. Schulmeisters Anton, der auch ein Schulmeister werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meisten Stimmen. Einer nur sah bleich und ängstlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Brust sprengen. Annchen war nun gewiß die Erste, denn der Schultheiß hatte ja ein Vorrecht, und dessen begab sich der hochmüthige Pitter gewiß nicht.

„St! St!" zischte es rings umher. „Das Mailehen beginnt!"

„Ich weiß Eine," rief mit einer Stentorstimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben ansteht. Ihr kennt sie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!"

Der Hofbauer schmunzelte vor Lust. Er stand auch im Kreise.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut," fuhr Pitter fort. „Ein Mädchen still und fleißig; sittig und bescheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachstelze, rasch wie ein Reh, schlank wie eine Pappel, holdselig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!"

„Welch ein Preis!" riefen die Jungen.

„Eilf!" rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maischultheiß abzubieten.

Ueber Pitters Angesicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!" rief er triumphirend und sah im Kreise herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das sei eine Liebe, die zu Opfern bereit sei.

Eine Weile blieb's stille. „Gebt Acht, der bietet weiter!“ sagten einige der Jungen.

„Dreizehn!“ tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, dessen Stirne glühte. Der Hofbauer biß sich in die Lippen. Der Pitter wechselte die Farbe. Alles schwieg. Man konnte wohl sehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber sollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!“ donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zusammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!“ sagte nach einer Pause der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechszehn!“ Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!“ rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus seiner Brust, und doch rief er sie in der Verzweiflung aus.

„Ei, so soll Dich der Donner!“ polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub siebzehn Gulden für das Mädchen, so hab' ich achtzehn!“

„Wenn's Noth thut noch mehr!“ riefen die Jungen von seiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt sie haben!“

Alle Köpfe richteten sich auf den armen Hubert, der todtenbleich dastand.

„Halt,“ sagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geschimpft.“

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber Neunzehn!“ sprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So ist Anna sein Mailehen!“ sprach der Schöffe und setzte sich.

„Hussa!" schrie der Kreis. „Der Schultheiß hat das schönste Mailehen, und es gebührt ihm auch!"

„Und damit holla!" sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu Anderen, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides sein.

Dort lag er noch auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O habert nicht und nennt's nicht weibisch! Was stürmte alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und Alles umsonst! Nein! Werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist.

Liebesweh! Mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des Verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz im wirbelnden Tanz? Und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht so? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen


Das Mailehen

müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gohr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Tadle ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille Nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich.

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor, und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es ist eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war solche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufstand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens, denn er hatte ja keine Majen geholt und sein Gesicht, der treue Abdruck seines Innern, sprach's deutlich genug aus, was geschehen war.

Er saß still an der lieben Mutter Bett und hielt ihre fieberisch glühende Hand in der seinen. Sie war so matt, daß sie kein Auge aufschlug. Es kam eine große Angst über ihn. Er ging zur nächsten Nachbarin und bat, daß sie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam diese und sogleich eilte er fort, die Hilfe zu suchen in seiner Angst.

Als spät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu sehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," sagte sie zu der Leidenden. „Unser Kind liegt im Bett."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?" fragte Hubert, den die Nachricht heftig erschütterte.

„Sie will keinen," sagte die Hoffrau. „Ich denke," setzte sie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei sein, daß sie doch tüchtig tanzen kann, da sie des Schultheißen Mailehen ist. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er so viel für sie bezahlen muß!" — Das war ein Stich in's Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. „Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat!" Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben. Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch Nichts zu sagen haben mit Annchen?" fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchst Dich nicht zu bekümmern," sagte die Hoffrau; „hast Sorgen genug. Bis morgen ist Alles vorbei."

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte, denn am anderen Morgen war Huberts Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bett knieend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte sich in Gedanken Alles so zusammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlassenen erfüllte sie.

Sie sprach ihm Trost zu, aber er schien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggestorben. Er stand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte durfte er nicht aufsuchen.

Annchen lag noch zu Bett. Die Nachricht von Huberts Verlust traf sie hart. Sie wurde kränker.

„Siehst Du," sagte die Mutter, „wie gut es war, daß Du Pitters Mailehen wurdest! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit Dir tanzen können und dürfen."

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und sein Leid, und daß sie ihn jetzt nicht trösten könne.

Acht schwere, ja die schwersten Tage seines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um seinen Durst zu löschen mit einem Glas Bier. Der Wirth war sein Pathe und ein verständiger Mann dazu.

„Setz' Dich Path'," sagte der Wirth. „Dir ist heiß!" Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Prosit, Path'! wie geht's?"

„Wie soll's gehen," sagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht."

„Freilich," war des Wirths Antwort. „Wie denkst Du Deinen Sack anzuhängen?"

„Häng' ich ihn rechts, so paßt er nicht; häng' ich ihn links, so paßt er gar nicht," sagte Hubert. „Rathet mir einmal!"

„Ja, Path'," versetzte der Wirth, „da ist bös rathen. So allein steckst Du nicht viel auf, und wenn Du heirathest, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich."

„Wohin denn?" fragte Hubert. „Der Tagelohn und das Fischen ernährt mich schon ganz gut."

„Ei, so nimm ein wackres Mädchen, das Dir was beibringt, und ernähre Dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast Du Dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal?"

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

„Narr Du!" rief der Path' aus. „Was brauchst Du Dich vor Deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich

bin Dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!"

„Ach ja," sagte Hubert halblaut und sah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!" versetzte der Wirth. „Unter der Sonne nichts Neues, sagt Salomon. Bin auch jung gewesen; aber wer ist's denn?"

„Des Hofbauers Annchen!" gestand Hubert mit Widerstreben, denn das hatte er ja noch Niemand gesagt.

„Hu, Jung!" rief der Wirth, „da willst Du hoch hinaus!"

„Ich will's ja nicht allein — sie auch;" sagte Hubert leise.

„Aha, da pfeift der Wind anders woher," sprach der Wirth. „Also ihr Zwei seid einig?"

„Gewiß!"

„Und die Alten?"

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!"

„Freilich, Hubert, Du hast kein Vermögen, und das wiegt schwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! ist sie dein Mailehen?"

Da seufzte tief der arme Jung und erzählte sein Leid.

„Das ist schlimm," entgegnete sein Pathe, „da will mir's vorkommen, als sei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?"

„Nein, nie!"

„Guter Hubert, sei nicht so sicher!" mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter sind Geschwisterkinder! Ich verstehe mich auf den Artikel. Bau' nicht so fest drauf!"

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?" rief da im Innersten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, so —"

„Halt ein, Jung, halt ein," fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennst die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!"

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Partei mit einem Feuer und einem Nachdrucke, daß er den Wirth aus dem Felde schlug.

„Nun, Närrchen,“ versetzte dieser endlich, „mir ist's tausendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich Dir, mach's kurz und rede mit dem Alten.“

„Das kann ich nicht!“ rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!“

„Dummes Zeug!“ polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn Du absolut nicht willst, so will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiersmann werden.“

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenster war offen gewesen; als er in die Stube trat, lag eine Rose am Boden, frisch erblüht, in voller Pracht. Wer sie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Genesung. Zum ersten Male seit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu sehen, sie zu sprechen, war indessen umsonst. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war sie allein zu Hause; nicht einmal im Garten konnte sie allein sein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen gewesen, einen Augenblick erhaschen zu wollen; und schreiben? diese Kunst verstanden nur Wenige in den Landen des Kurfürsten von Köln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch sein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den sie sich sonst so sehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Messe. Er sah Annchen und wäre fast in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, so übel sah sie aus, so bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter so giftig auf ihn her, daß Annchen schnell das Auge anderswohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Hollunderbaume, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie käme. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie in's Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst Du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert, je nachdem die Rinde dran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!" Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffeegeschirr auf dem Tische stand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffee vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert schloß seine Thüre zu, daß er nicht Zeuge sei, wie sein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem sie mit widerstrebender Hand den Maistrauß an die Brust zu stecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Musik hörte, ging es ihm durch's Herz wie ein Schwert. Jetzt holte er sie ja ab und er — saß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte gesagt, wenn sie bei der Musik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, so wär's nichts.

So saß er denn stille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der anderen ging langsam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung senkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es ist vorbei," sagte er endlich, als es vier Uhr schlug. „Sie haben Nein gesagt." — Er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht."

„Das ist ein verständig Wort," sprach in diesem Augenblick der Pathe, der am offenen Fensterlein schon eine Weile gestanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du hast's wohl schon ausgerechnet, Hubert," sagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da ist Nichts zu wollen. Wo der Reichthum sitzt, da sitzt auf dem Geldsack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubst Du, das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt ist groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu ist und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Geh'n in die Messe, begleiten die Processionen, stehen Wache, essen, trinken und schlafen, und das ist Alles. Dabei haben sie gute Löhnung und sind gekleidet wie Barone. Willst Du das nicht, so werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, so etwa im „Heiligen Geist". Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt Dir auch das nicht, so will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die haben's auch gut. Du sparst Dir überall etwas. Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das ist eine schlimme Nachbarschaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tausend Verdruß ist die Folge!"

„Ihr habt recht, Path'," sagte mit bebender Stimme der arme Junge; „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?"

„Daß die gut verpachtet werden, dafür sorg' ich," war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe Dir's auf. Ist Dir das recht, so

schlag' ein!" Er hielt ihm die Hand hin und Hubert schlug ein, und als der Path', der noch einen Besuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extragläschen trinken wollte, zurückkam, stand Hubert unter der Thüre, fix und fertig. Ein Bündel hing auf seinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze saß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!" sagte er.

Der Path' war erstaunt. „Vorgethan und nachbedacht," sagte er, „hat Manchem schon groß Leid gebracht."

„Ich will nicht mehr hier bleiben!" war Huberts Antwort.

„So komm' in Gottes Namen," sagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze sich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber so redsprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging stille dahin und bewegte in seinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Rose trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage sagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit dem Nachbar seinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelschmied, hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will Dir an selbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird Dir gute Dienste thun." Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, desto besser es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beschäftigung, kamen seine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief schreiben," sagte er zum Pathen, „so geh' ich morgen früh fort!" Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu schreiben, und er mußte also noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr

zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!“ rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich Dich doch, guter Hubert,“ rief sie ihm zu. „Ach, ich wär' gestorben, wenn Du weggegangen wärst, ohne mir Adje gesagt zu haben!“

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willst Du fort?“ fragte sie so süß.

„Ich muß ja,“ sagte er endlich. „Dein Vater gibt Dich mir nicht, und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit Dir kosen. Sie bewachen Dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns beiden!“

„Ich weiß es,“ sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns schnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach,“ sagte sie. „Ich war bei deinem Pathen und habe Dich gesucht. Er sagte mir, Du seiest da herausgegangen.“

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen.

Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er mochte machen was er wollte. Aller Frohsinn war gewichen, und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft sich, oft ihrem Manne bittre Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen stehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen, und wenn einmal der Bettelbub vergessen sei, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das, und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sei gut, daß der Jung fort sei. Es würde bald heißen: „Aus den Augen, aus dem Sinn.“

3.

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimath, du mein Paradies!
O Liebchen das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiedersehe?

Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: „Aus den Augen, aus dem Sinn,“ war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu echt dazu oder wie Huberts Pathe sagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg,

als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wart', dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der anderen Seite dem reichen Kaffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum sagte er zu Annchen: „Kind, wenn Du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm' herein, wenn Du nach Ahrweiler kommst.“

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst Du Dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sei Du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans.“

So was schlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Alternahr, der sich verdingen will,“ und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern.“ Es drückte ihm schier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen, und da hatte er auf dem Kreuzberge, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging. „Sei gescheidt, Hubert,“ sagte er. „Meinst Du, das Köln

wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen bist Du dort, ganz gemächlich, Du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen" war. Pah, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist Du gewiß, daß Dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Neste muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! Ich wette, Du kriegst die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, Du hast die siebente Ader von deinem Pathen, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen sollen Dich geleiten. Sei brav und fleißig und spar' Dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Nas'!"

„Ja Pathe," sagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Nase drehen will, muß früh aufstehen." Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; aber als die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich in's Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Köln kam. Am Wege stand ein Kreuz — denn die Kölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legte seinen Bündel neben sich in's Gras und streckte die müden Glieder auf dem dürren Rasen aus.

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tag, und der

ganze Zustand Huberts, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So war's denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimath träumte, dann, ohne daß er's merkte, schlafend und so allmälig in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dies war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingeduselt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, so ein echter „Drickes" voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing sich's um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selbst kommen konnte. Es kostete ihm wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sei. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und sich es nicht verhehlen konnte, er sei ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort, und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gras zu dessen Füßen? Ist es

zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westensäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird Dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurkölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Bandelier hat, also ein Corporal ist, so einer, der etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns just Einer, der sich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Ueberdies, fährt er in seinen Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen Etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund," sagte er zu Hubert, „Du heulst ja, als wär' Dir das Allerschlimmste passirt. Wie steht's?"

Der Jung von Altenahr fährt zusammen, als er die rauhe Stimme hört und sieht den Fragenden an, wischt die Thränen weg, zieht seine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat," sagt er darauf mit weinerlichem Ton, „mir ist wohl das Allerschlimmste passirt, denn die Heimath hab' ich verlassen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu suchen, und als ich hier schlafe, stiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll, denn ich bin fremd und hungere wie ein Wolf."

Dem Corporal fuhr's über's Gesicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das ist schlimm," sagt' er drauf. „Dem Bündel kannst

Du Adje sagen. Der's mitgenommen, bringt Dir's nicht wieder; aber wenn Du Hunger und Durst hast, so komm' mit mir. Dort am Bayenthurme liegt ein Häuslein, „zum Muttergottesbildchen," da wollen wir einkehren und Du sollst essen und trinken, so viel Du willst, ich bezahl's. Ein kurfürstlicher Soldat hat immer Geld für so etwas. Sei gutes Muths und komm'!"

Der Hubert meinte, es müsse diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, besinnt sich nicht lange und geht mit ihm.

Bald ist das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländischen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat sieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hinthut; aber ein so junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es selbst noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Essen allmälig langsamer geht, fragt er ihn: „Was willst Du denn nun anfangen in der Stadt Köln?"

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten" ist?" fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?" erwiedert der; „aber was willst Du da?"

„Ei," sagt Hubert, „da wohnt Einer — ja, den Namen hab' ich rein vergessen in meinem Leibe — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Sterne. Kennt Ihr ihn vielleicht?"

„Gott behüte!" sagte der Soldat. „Willst Du aber in der ungeheuern Stadt Köln Einen suchen, dessen Namen Du nicht weißt, Freund, dann ist's aus. Auch wär's schad' für einen Kerl, wie Du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Besseres für Dich!"

„Was denn?" fragte Hubert.

„Ei, sieh' mich 'mal an, wie gefällt Dir die Uniform?"

„Prächtig!“ rief Hubert.

„So kannst Du auch eine kriegen und Geld dazu, Essen, Trinken und eine Schlafstelle. Niemand hat's besser, als unser einer. Alle Welt hat Respect vor ihm. Er ist ein freier Herr, so eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; sie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, so stechen wir fluggs Alle aus.“

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe,“ sagte traurig Hubert.

„Närrchen,“ versetzte der Corporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommst Du 'mal heim, so gefällst Du erst deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grausam schön stehen!“

„Darf denn ein Soldat heim?“ fragte der Junge neugierig.

„Das versteht sich; kriegt Urlaub, wann er will,“ entgegnete der Corporal. „Er capitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.“

„O weh, zehn Jahre!“ rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim.“

„Das darfst Du auch,“ sagte der Corporal. „Der Kurfürst ist ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn sie nur brav und gehorsam sind. Er ist gar nicht hitzig auf das Behalten und kriegt deren mehr, als ihm lieb ist. Das mit den zehn Jahren ist nur so ein Geschwätz. Du weißt, so etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Mensch, der nicht vernagelt ist, vorankommen, avanciren nennen wir Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre schon Corporal. Nun heißt's: Herr Corporal hinten, Herr Corporal vorne! Schönes Geld, schöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, Du bist, ehe ein halbes Jahr um ist, Corporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?“

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Corporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Soldatenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Cameraden sagten, der Corporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sei's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand in Wachenstehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraume den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden sein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig sah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Pathe hatte geschrieben: „Lieber Hubert, Du bist ein Esel; sonst wärst Du nicht Soldat geworden. Meinst Du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische Gedanken!" Das brach ihm schier das treue Herz. Im Dienste war er ein Muster. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Funken — mied er strenge. Am liebsten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückseligen Tage, wo ihn der Corporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von so schwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben sich baden sah, er auch Lust fühlte, in den Wellen des Rheines die fast verlernte Kunst

des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlahmten Kräfte zu erfrischen und zu stärken. Er ging in die Weiden und entkleidete sich. Mit kräftigem Arm und rechter Lust theilte er die Fluth und schwamm, leicht wie ein Fisch, umher.

Plötzlich sah er einen Knaben unfern von sich sich bäumen, zurückschlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er schwamm mit ihm an's Ufer und begann ihn zu reiben. Mehrere Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder in's Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu sich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein stattliches Haus und verkündete hier seinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die besten Speisen und Getränke wurden ihm vorgesetzt und der Vater des Knaben setzte sich zu ihm.

„Wo bist Du denn zu Hause, mein Sohn?" fragte mit herzgewinnendem Wesen der schon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!" versetzte Hubert.

„Aus Altenahr?" fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erst in letzter Woche gewesen. Kennst Du den Hofbauer?"

„Wie sollt' ich nicht," sagte Hubert, „er ist ja mein nächster Nachbar."

„Wie heißest Du denn?" — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte seinen Namen und bezeichnete die näheren Umstände, allein der Herr kannte weder ihn, noch hatte er seinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn gewesen, daß eine Gluthröthe beim Namen des Hofbauers Huberts Wangen überzog. „Ich will

Dir sagen, was ich dort that. Der Hofbauer," fuhr er fort, „will seinem Schwiegersohn den Erbpacht sichern."

„Seinem Schwiegersohn?" fragte bleich werdend Hubert. „Wer ist denn der?"

„Der Pitter Krakel," sagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen aussprach, da schwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er sank in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß.

Erschrocken faßte der Herr seine Hand. „Dir ist unwohl, mein Sohn," sagte er. „Soll ich Dir einen Arzt holen lassen?"

Hubert schüttelte leise mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn schnell, hier müsse ein anderer Grund für den Anfall gesucht werden.

„Ist's denn schon fertig?" fragte er leise.

„Die Uebertragung des Erbpachts oder die Heirath?" fragte der Herr. „Keins von Beiden," antwortete er sich selbst. „Erstlich will das Annchen den Pitter Krakel nicht, und dann ist er ein liederlicher Geselle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker= und Weinbau versteht."

„Du scheinst großen Antheil an der Sache zu nehmen," fuhr er fort; „sei 'mal recht offen und erzähle mir, was Du auf dem Herzen hast!"

„Ach, Herr Notar," sagte Hubert, „was kann es Euch helfen, wenn ich Euch auch Alles erzähle? Der alte Hofbauer, das seh' ich, bleibt auf seinem Kopf, und das liebe Annchen wird am Ende, um des Quälens los zu werden, Ja sagen. Dann hat das Lied sein Ende und mir wär's besser, ich läge im Rhein oder im kühlen Grabe. Was thu' ich noch auf der Welt?"

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Huberts Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er

in Köln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm seines Herzens mittheilen konnte. Er hatte sich an keinen unter seinen Cameraden anschließen mögen, weil sie sich alle einem wüsten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergessen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erschloß er dem Theilnehmenden sein Herz, und daß er es keinem unwürdigen erschlossen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, sagte der Herr: „Sei gutes Muthes! so viel hab' ich weg, daß Dir das Annchen treu ist. Hast Du Etwas zu bestellen, so trag' mir's auf. Ich gehe ehestens wieder hin und will's ihr selbst ausrichten."

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, sagt ihr, wie lieb ich sie habe und sie solle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürsten einen Kniefall thun, daß er mich loslasse!"

Das versprach der Herr, und reich beschenkt verließ Hubert das schöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in seine Seele gekommen und es war ihm, er wußte selbst nicht wie, als müsse noch Alles gut gehen.

Acht Tage später stand er im Schlosse zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunsch, nur einmal den Kurfürsten zu sehen und zu sprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geistlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit seinen Kameraden keine Gemeinschaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun so dastand, kam allein ein alter Herr in schwarzer geistlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es sei so einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürsten seien, als Capläne und dergleichen.

Faß' Dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam und er das gutmüthige Gesicht sah, sagte er: „Hochwürden, was

ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?"

„Warum denn nicht?" war des alten Herrn Antwort. „Willst Du ihn einmal sprechen?"

„Ach ja," sagte Hubert darauf; „ich hab' so Etwas auf dem Herzen."

„Sag' mir's," versetzte der geistliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich will's ihm sagen."

„Am liebsten sag' ich's ihm selber, denn Ihr vergeßt mir's doch," bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Trauest Du mir so wenig zu?" sagte er.

„Das grad' nicht," lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das so geht. — Doch — wenn Ihr so gut sein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank."

„So rede!" sagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Corporal Honnef gekommen bin," sprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm in's Wort: „Was sagst Du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!"

Da war des Jungen Zunge gelöst. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Corporal gemacht.

„Und Du hast Haus und Gut daheim?" fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden," antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armseligen Pacht geben müssen und so geht mir's zu Grunde."

„Wie heißt Du denn?"

„Hubert," sagte der Jung.

„Aha, ich hab' schon von Dir gehört," sprach der alte Herr. „Warst Du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?"

„Ach nein," sagte Hubert, „ich hab' ihn blos herausgeholt."

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre," sagte er, „Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich es dem Kurfürsten melde. Es ist so gut, als hättest Du es ihm selber gesagt, und Du sollst es erfahren, daß ich's nicht vergesse."

„Gott lohn's!" rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der anderen. Es wurde Herbst und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

„Der hat's doch vergessen," sagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiedersähe, um ihn zur Rede zu stellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchens Grüße und die bündigsten Versicherungen der Treue, das erhob sein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie seines musterhaften Lebens wegen zum Corporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los gewesen und hätte er müssen auf Erbsen heimgehen, wie die Leute nach Kevelar wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn sein Path' schrieb ihm, als er ihm seine Corporalschaft melden ließ: „Daß Du nun ein Corporal geworden bist, hätte mich erfreut, wenn ich mich nicht darüber geärgert hätte. Da läßt Du Dich in's Soldatenjoch spannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen fast ruinirt. Deine Güterläppchen saugen sie aus, und ich fürchte, wenn Du zurückkommst, schmeckt Dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es ist wie der Hofbauer zu Altenahr sagt: „mit Wasser backt man keine Pfannkuchen." Mach' daß Du loskommst. Das Annchen pfeift Dir was, daß es Dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer ist und beim Maihlehen in den Rummel kommt." Das schrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem spätern Briefe schrieb er ihm: „Du kannst eine Messe lesen lassen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von

Olbrück nicht gefielen. Der Pitter sollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit seiner Frau sich in den Ausenthalt setzen; aber der that's absolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach daß Du heimkommst, denn es löffeln noch Drei um das Annchen, und im nächsten Mailehen kann einer in den Säckel steigen, wer's haben will. Man meint, das Mädel hing' voll Gold!"

Ueber diesen Brief brummte der Hubert, weil er so ohne Respect von dem Annchen sprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit gesagt.

4.

Wenn der Baum grün ausschlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne scheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'schicht,
G'schicht halt nicht heute.

Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigsten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte sich schier die Augen aus und nahm sichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es seine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte sagen sollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner gewesen. Der alte Krakel sagte: „Es gibt sich, es macht sich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'." Der Pitter sagte: „Wartet's ab, Vater, wie es sich

macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür in's Haus gefallen, so stünd's besser. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, so wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und säße warm; aber so muß Alles quer gehen!"

„Ja, Du liederlicher Bub," polterte da der Alte, „seit Du Maischultheiß bist, gehst Du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten ist Dir an's Herz gewachsen. Das hat Dich empfohlen! prächtig empfohlen!"

Da schwieg der Pitter still und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebissen.

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel sagte? O freilich!

Der Pitter war ein geiziger Tagedieb gewesen; aber darum, weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal sagte: sparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rathe hält, kriegt kein Kastenmännchen, und wer das Kastenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub in's Fleisch gewachsen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maischultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen spannte, sagte er: „Pitter, Du mußt's laufen lassen!" Das that nun auch der Pitter. Und als sie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachtessen nicht abwarten. Da kam er denn auch an's Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habsucht und Geiz in ihm steckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr rasten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er sagte drauf: „Habt Ihr's nicht gesagt, ich soll's laufen lassen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!" — Später, als er so alle Tage im Solo gewann, sagte er, wenn der Vater brummte: „ich fordre Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich selbst!" Mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel sein Wort gegeben, der Pitter solle das

Kind zur Frau kriegen. So ganz fest war's freilich nicht, und Handstreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm sichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hause.

„Du hätt'st nicht gleich zuzutappen brauchen!“ sagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!“ versetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!“ versetzte sie.

„Ja, Allerweltsklugheit, Du hörst das Gras wachsen, ich weiß es wohl,“ sagte er.

Nun wurde sie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Haber da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr in's Haus.

Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ sich nicht sehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörst Du,“ sagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegslist erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbst gehoben werden, so läßt Du dem Herrn Baron schreiben, er solle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung stellen, das Annchen müsse ihn heirathen. Wir Zwei setzen uns in den Ausenthalt und geben unser Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichsten Leben.“

Dem Hofbauer, der ein sehr beschränkter Kopf war, gefiel das schon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Male der Herr Baron selbst.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber er will wissen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällt's schief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler ist und sagt: „Nein.“

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der sieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er bessert sich. Beim nächsten Mailehen steigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt sich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbst kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder, und nach seinem Grundsatz, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffte er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshaus geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

„Kind," sagte er, „Du warst sonst so froh und nun bist Du so traurig. Hast Du was Liebes und darfst es nicht sagen? sei zutraulich, ich meine es gut. Willst Du den Pitter, so soll er fluggs Hofbauer sein."

„Ach Gott, nein!" rief Annchen.

„Also Du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen Dich zwingen? Nicht so?"

„Ach ja!" war ihre leise Antwort.

„Halt!" rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll Dir viel tausend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?"

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt Du Niemanden in Köln, der Dich könnte grüßen lassen?" fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand" — sagte sie endlich — „aber —"

„Gelt, Du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich Dir aber sagen." Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tode gerettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

„Glaubst Du mir's nun, daß er mir viel tausend Grüße an Dich aufgetragen?"

Sie nickte.

„Und er läßt Dir sagen, nur noch acht Jahre sollst Du ihm treu verbleiben.“

Sie seufzte leise.

„Das ist lange, Kind,“ sagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken.“

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer,“ sagte sie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!“

„Dafür sei ohne Sorgen. Ich geb' Dir mein Wort, daß er Dich nimmt, denn er hat Dich viel zu lieb. Willst Du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?“

„Ja, ja!“ rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

„Das war eine schwere Probe,“ sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andere und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!“ rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Euere Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden.“

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie gesprochen.

Ganz gebeugt schlich der Hofbauer weg und Abends sagte er zu seiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh in's Ohr gesetzt. Wer's aber sollt gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das ist eine dunkle Geschichte. Weißt Du, was er sagte: Der solle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!“

„Dann wird's der Hubert!“ sagte die Frau.

„Lieber sollt's mir der Schweinshirt werden!“ kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal,“ höhnte die Frau, „ist's denn am Ende nicht

einerlei? Wenn sie ihn lieb hat und absolut nicht anders will, so ist mir's recht."

„Mir aber nicht!" rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!"

„Oho!" rief die Frau. „Warst Du denn so reich, als Du durch mich Hofbauer wurdest?"

Darauf schwieg er; aber er sagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben."

„Hast Du's hinter meines Vaters Rücken besser gemacht?" fragte sie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Esel den anderen Langohr heißen will! Wenn doch das Alter so alle Gedanken an die Jugend ausgelöscht hat!" Sie legte sich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber setzte seinen Starrkopf auf und schwur, der Hubert solle sein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er schon gescheidt machen. Und über diesen Gedanken schlief er ein. Am anderen Morgen reiste der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter in's Haus mit seinem Vater und seiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, sie solle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbst der Pastor kam und redete ihr zu.

Aber wann sie nach Ahrweiler kam, sagte der Path': „Halt' aus, Kind!" Und wann sie an den Herrn Baron dachte, so fiel ihr ihr Wort ein und sie hielt sich wacker.

War Musik im Dorfe, so stellte sie sich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müssen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ sich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen seufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie sah voraus, daß Pitter sie wieder steigern würde, und das lag ihr centner-

schwer auf der Seele. Sie würde gern sich haben zum Rummel zählen lassen, wenn nur der verhaßte Pitter sie nicht als Mailehen abermals ersteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen versammelt und im Kreise die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maischultheiß erwählten Pitter und sagte:

„Herr Maischultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen steigern?"

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr seid kein Jung mehr und habt eine Frau, das ist gegen allen Brauch."

Die Schöffen bejahten das.

„Nun," sagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Anderen steigere, der nicht da ist, gilt das?"

„Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen," sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man solle den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so etwas geschehen könne.

Der Aelteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig."

„So wär's entschieden!" sagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!" rief hastig der Maischultheiß, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. „Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unserem Lande, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?"

„Ja," sagte der Baron ruhig, „sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. „Ist mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da ist nichts zu sagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gesprochen, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Bursche, die sich durch einen solchen Mitsteigerer geehrt fühlten, anderseits aber auch sich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron ist so gut als das unsrige und das Recht ist für ihn!"

Annchen kam zuerst wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern stießen ihn mit dem Ellenbogen in die Rippen und fragten: „Was ist das?"

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß Du siebenmal verdammt wärst!" brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!" rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!" darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entstand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu sehen, was jetzt kommen wollte, denn sie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter saß leichenblaß da und schwieg, obwohl seine Lippe bebte.

„Ei, so schlagt mir doch das Mailehen zu!“ sagte Herrr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!“

„Du auch nicht, Pitter?“ fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich gesteigert,“ wandte sich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sei's nicht just im Kopfe.

Nicht leicht hätte etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können, als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn Nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. „Für Wen wird er gesteigert haben?“ fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sei für seinen Sohn und das sei ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sei und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer stritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrschaft. Die Ehre, die seinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand gesetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Nasen und sagten: Man meint, das Annchen sei denn doch ein Edelfräulein! Und ist doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es ist, als ob keine hübsch im Flecken

sei wie sie und — dabei sahen sie in die kleinen Wandspiegel — es sind doch auch noch Andere da, die sich mit ihr messen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?" fragte seine Frau schon in der Thür. „Ist es wahr, daß der Herr unser Kind für seinen Sohn gesteigert hat?"

„Freilich ist's wahr," sprach noch immer zwischen den Empfindungen schwankend der Hofbauer.

Die Frau stand verblüfft da und schlug die Hände zusammen.

„Wer hätte sich so Etwas denken sollen?" sagte sie und starrte in's Blaue hinaus.

„Du!" sagte ärgerlich der Mann, „denn Du bist ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!"

Er ließ sie stehen und ging in's Haus. Diesmal schwieg Trine, was sonst ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund schloß, sondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereignisses, die keinem anderen Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl sie auch ungern sah, daß Pitter neben dran kam, so kitzelte sie doch die Ehre; denn innerlich war sie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte sie bisweilen zu anderen Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber saß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitters los zu sein, gedachte sie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, sie könne Huberts Mailehen sein! Seit langer Zeit lag ein heiteres Lächeln zum ersten Male wieder auf dem lieblichen Gesichtchen, und der fast schleichende Gang wurde wieder zu jenem elastischen, hüpfenden, der ihr sonst eigenthümlich gewesen.

Altenahr hatte ein Stoff des Gesprächs, der gar nicht zu erschöpfen war, und je näher die Kirmes kam, desto wichtiger wurde er und desto lebhafter beschäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die so sehr ersehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück spiegelblank gescheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als sein Wagen anfuhr, eine schwere, alte Karosse, da lugte sie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm sei; aber er stieg allein aus. — Also doch nicht! — seufzte sie aus tiefer Brust. Also doch nicht! und das thränenschwere Auge blickte zum Himmel. Dann setzte sie sich auf das Heu, stützte das schöne Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuschte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnstube getreten und hatte also zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunsch ausgesprochen," sagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, so hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Act aufnehmen lassen und unterschrieben. Ihr wisset, daß ich die Bedingung gestellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag sie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das ist ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen ersteigert und kann sie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte sagen, wem ich sie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So ist's. Ruft mir das liebe Kind!"

Dem alten Hofbauer stockte der Athem in der Brust. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach, gnädiger Herr," hob sie endlich an, „Ihr solltet doch nicht so hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter ist doch ein braver und auch reicher Jung, und —"

„Thut mir den Gefallen, Frau Trine, und schweigt mir von dem Pitter still. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, so geht's mich

nichts an, so nehm' ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihr's für recht haltet."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte die Frau, „dann darf unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?"

„Ruft mir mein Mailehen," sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn so traurig, mein hübsches Mailehen?" fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, Dich froh und heiter zu finden, weil Du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich 'mal an," fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich Dich denn an einen Andern abtreten; aber ich wollte Dich doch erst fragen, ob er Dir auch recht ist. Kennst Du den Corporal von der dritten Compagnie in Köln?" fragte er. „Es ist ein Jung, wie schöner keiner in Altenahr ist und brav, wie kein anderer."

„Ach, ich will keinen Soldaten!" rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind," sagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will Dir dann einen Anderen vorschlagen: Ich hab' einen Bedienten seit einem Monate, der ein Prachtjung ist, so will ich Dir den geben?"

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!" sagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen lassen, daß Du ihn siehst," sagte Olbrück.

Er machte das Fenster auf und winkte seinem Kutscher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein stattlicher Soldat herein. Alle sahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!"

„Das ist der Corporal, dem ich Dich abtreten wollte, den Du aber nicht willst."

„Corporal Hubert, ruf' Er meinen treuen Diener!“ sagte der Baron.

Annchen stand verblüfft, hielt aber Hubert fest an der Hand.

„Ach — ach“ — sagte sie stockend, „den — ja den nähm' ich schon!“

„Abgeschlagen,“ sagte Olbrück. „Du sollst frei wählen!“

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte sich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr,“ rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht gesagt? Ach, seid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!“

„Dummes Ding!“ kollerte der Hofbauer. „Ist nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat Dir ja den freien Willen gelassen?“

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie starrten ihn alle Drei an.

„Da ist mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich Dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der sie herzlich an sich drückte.

„Nun, Hubert,“ sprach Olbrück, „nimm sie als Dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer versagten die Gesichtsmuskeln ganz den Dienst. Er sah starr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er sich und fragte: „Herr Baron, ist denn das Ihr Ernst?“

„Mein gründlicher Ernst!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte sich ein besseres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als sie das Glück des Mädchens sah.

„Noch mehr,“ sprach Olbrück, „er soll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und sein Zorn regte sich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ sagte Olbrück, „der Erbpacht ist Dein, wenn Du einen Jungen zum Manne nimmst, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willst Du ihn zum Manne, so schenk' ich Dir diesen Act, sein Name steht schon drinnen, er ist unterschrieben und besiegelt!“

„Ach, ja!“ rief das Mädchen und verbarg sein Gesicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht ist!“

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht scherze.

„Was meinst Du dazu, Trine?“ fragte er seine Frau. Die lächelte und sagte:

„Alte Liebe rostet nicht! Ich hab's schon lang' gewußt.“

„Ich auch,“ sagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß seine Frau klüger erscheine, als er.

„Ei, wenn Du denn denkst,“ sagte sie, „mir ist's recht.“

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr und sagte dann endlich: „Wenn's nicht anders ist, so soll mir's auch recht sein.“

„Bravo!“ rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie staunten die Altenahrer, als Hubert sein holdes, jetzt rosig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie staunten sie, als sie hörten: Annchen sei Huberts Braut!

Pitter ließ sich nicht sehen die ganze Kirmes über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmestag wurde seine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen richtig, der Tochter von Huberts Pathen. Abends brachte er sie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit seinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumschwang.

Nachdem der Pastor die beiden Paare zugleich ausgerufen,

hielten sie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit seiner Familie von Köln herauf und es war ein lustiger Tag, ein heitrer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert sein geliebtes Weib küßte, sagte er leise zu ihr: „Nun bist Du mein Mailehen für immer!“ Und sie lächelte selig und sagte leise: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu Dir zu schleichen und Rumpen flechten helfen!“ „Und mir holt keiner die Mütze!“ setzte Hubert lachend hinzu.

„Nun ist's aber Zeit, daß wir gehen,“ sagte mein alter Führer und die schärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und scheidend dankte ich dem Greise für die Mittheilung der Geschichte. Möge sie Anderen so zusagen, wie sie aus dem Munde des Alten mir zugesagt hat.

Das Gotteshäuschen und seine Bewohner.

Eine Volksgeschichte aus dem Jahr 1689.

1.

Heute reich und morgen arm;
Heute Lust und morgen Harm;
Was heute steigt, das morgen fällt,
Das ist der alte Gang der Welt.
Rheinisches Sprüchwort.

Es ist wohl ein schönes Fleckchen der Erde, wo da unten am Rheine das alte Bacharach liegt, man mag es betrachten von welcher Seite man will. Die Berge von Trechtingshausen bis hinab zum Niederthal haben den Rhein umschlossen, als sei er ein See, der nicht weiter hinab und nicht weiter hinaufreiche, und an einem sanft geschweiften Busen dieses See's liegt nun das alte Städtchen so stille, so lebenlos, als sei's ausgestorben. Wenige Kähne und Schifflein liegen im Hafen so ruhig, als träumten sie von früheren Zeiten, wo sie die Wellen durchschnitten, und das sei gar lange her, und es ist, als seien die munteren Schiffer alle gestorben, seit die brausenden Dampfer vorüber sausen.

Die alten Mauern sind geschwärzt, die Thürme sind dachlos, die hochgiebligen Häuser sehen so traurig auf den Rhein, als habe er alle Herrlichkeit in seinen Fluthen begraben, und nur die Ruinen stehen gelassen, diese trauernden Ruinen einstiger Größe.

„War denn das immer so? —“

Nein! Es gab eine Zeit, wo dies todtstille Städtchen voll Leben war; wo der Weinhandel des ganzen Rheingau's hier seinen Stapelort hatte; wo die berühmten „Gabelungen" Käufer aus allen Gegenden hier vereinigten; wo diese alte Stadt im Bunde der Hansa eine bedeutende Rolle spielte; wo der Reichthum hier wohnte; wo der Hafen einen Mastenwald wies, wie keine andere Rheinstadt von dieser unansehnlichen Größe. Ja, damals wohnten noch die Herrscher droben auf Stahleck; damals standen noch die Altäre in Sanct Werner, und die Gesänge hallten weit hinaus in's schöne Rheinthal.

Ach, die Zeit ist schon seit manchem Jahrhundert vorüber und die Ruinen droben auf der Höhe und hier unten am Ufer des Stromes haben schon gar lange getrauert.

Und diese Pfalzgrafen waren milde Herrscher, und gaben reichlich, wo es galt, zur Ehre Gottes zu bauen und Anstalten zum Heile der leidenden Brüderwelt zu gründen.

Es ist ein Zeichen wunderbaren Waltens, daß, obwohl der Sturm der Zeiten die Zeichen weltlicher Macht und Größe verweht, fast spurlos vertilgt hat, die Stiftungen einer durch den Glauben erzeugten Liebe, wenn auch nur theilweise, alle jene Stürme überdauert haben.

Zwar ist die Kapelle des heiligen Geist-Hospitals auch eine Ruine geworden; zwar ist das Siechenhaus nicht mehr zu finden, und die Wohnungen der unverschuldeten Armuth sind theilweise längst zu Bürgerwohnungen geworden; gleichwohl stehen da droben auf der alten, geschwärzten, vom unerbittlichen Zahne der Zeit vielfach benagten Stadtmauer die „Gotteshäuschen" heute noch, die einst die alten frommen Pfälzer stifteten, daß darin die Armen miethefrei wohnen und ein Obdach und eine Zuflucht gewönnen in den Tagen, in denen ein Jeglicher sagt: „sie gefallen mir nicht," und die um so drückender sind, wenn die Noth sich zur Schwäche, wenn die Armuth sich zur Unfähigkeit gesellt, das liebe Brod durch

den Fleiß der eigenen Hand zu erwerben. Die Armuth der Alten ist doppelten Mitleids werth.

Ja, sie stehen noch, diese „Gotteshäuschen", während alle Herrlichkeit gewichen ist und das Leben sich verlaufen hat, und es so stille hier geworden ist, als sei niemals ein anderer Zustand da gewesen. Sie stehen noch, und dienen noch der Armuth als Hafen des Friedens und der Ruhe, diese Denkmale christlicher Liebe der Vorzeit! —

Es ist ein curioser Namen: „Gotteshäuschen"; aber er klingt herüber aus einer alten, längst untergegangenen Zeit, und er sagt doch genugsam, wo der Keim ihres Daseins lag, und ihre Bestimmung, welche trotz des Wechsels der Zeit und der Verhältnisse sich völlig gleich geblieben ist, deutet's noch bestimmter an. Welche Bedeutung sie hatten, und wie die Dankbarkeit sie hoch hielt, das kündigt sich in einer, wenn auch lückenhaften „Chronik" dieser „Gotteshäuschen" an, die ein dankbarer, schriftkundiger Insasse derselben verfaßt hat um das Jahr 1689.

Sie ist mit anderen, frühere Zeiten und ihre Zustände schildernden Fragmenten in die Hand eines Mannes gekommen, der, was er besitzt, nicht neidisch verbirgt, und die Begebenheiten, die in diesen Blättern geschildert sind, mögen als Ausfluß derselben betrachtet werden. Wenn sie auch für frühere Zeiten lückenhaft sind, diese einfachen, ehrlichen und treuen Schilderungen; wenn auch ein beschränkter Gesichtskreis ihnen eigenthümlich ist, gerade für das Jahr 1689 sind sie reich, umfassend und in den bestimmtesten Umrissen gegeben, so daß mit Grund vermuthet werden kann, der Chronikschreiber habe damals gelebt, zumal die Umständlichkeit den Augenzeugen vermuthen läßt und das Enden mit dem Jahr 1689 und seiner Katastrophe die Unterstellung begünstigt, der Verfasser habe dies Unglücksjahr nicht überlebt oder doch nicht sehr lange.

Damals trug die Stadt noch das Gepräge ihrer frühern Herrlichkeit, wenigstens das Gepräge im Aeußern. Sanct Werner

erhob noch seinen jungfräulich schlanken Bau hoch empor, und durch die gemalten Fenster drang das Sonnenlicht in's Innere; die heilige Geistkirche sammelte noch die Andächtigen in ihren heiligen Räumen; das schöne Gebäude der Münze stand noch, wenn auch längst das Gepräge der Stadtmünzen aufgehört hatte; der Saal, dieser merkwürdige Burgbau, mit seinen Hallen und Sälen, seinem Kaufhause und Verließen reckte noch seine durch Zinnen verzierten Mauern hoch über die Häuser hinauf; die Freihöfe eines reichen Adels standen noch in ihrer schwerfälligen Pracht, wenn auch der Adel aus der Nähe der Franzosen sich wegbegeben hatte, um nicht bis auf den letzten Tropfen Bluts ausgesogen zu werden. Die fünfzehn Thürme der Mauern, und diese selbst, befanden sich im besten Stand, und droben auf Stahleck war die alte Macht noch sichtbar in Thürmen, Mauern, Bastionen und Wohngebäuden. Leider trat den Boden, wo die großen Hohenstaufen und die Wittelsbacher gewandelt, der Fuß des wälschen Eroberers; es wirthschafteten dort die Horden des allerchristlichsten Königs, Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich, der voll christlicher Liebe die arme Pfalz in einen rauchenden Trümmer- und Schutthaufen verwandeln ließ. Es wimmelte in der Burg und in der Stadt von Franzosen. Mit frechem Uebermuthe behandelten sie die Bürger, die mit unterdrücktem Zorn und ohnmächtiger Wuth umherschlichen, kaum fähig, länger die Bürde zu tragen, die sie schier zu Boden drückte.

In jedem Herzen lebte eine bange Furcht; denn man wußte, wie diese „Pfalzvergifter“, wie sie das Volk nannte, in anderen Orten und Städten gehandelt, wie sie sie ausgeplündert und dann niedergebrannt hatten. Mußten die armen Bürger nicht Gleiches erwarten, obwohl der Commandant menschenfreundlich war?

Jeder hatte darum sein Bestes verborgen an sicheren Orten, und im Schooße der Erde ruhte mancher Schatz, der, weil der, welcher ihn verborgen, starb, in späteren Zeit einen Menschen

glücklich zu machen bestimmt war, wenn es ihn anders beglücken konnte und in die rechten Hände kam.

Es war eine traurige Zeit, und über der armen Stadt, die bereits durch Brandschatzung und Kriegslieferung nach Rheinfels und Stahleck erschöpft war, lag's wie eine beängstigende Gewitterschwüle. Man sah kein heiteres Gesicht, und um so schrofferen Abstand bildete der Leichtsinn der leichtfertigen Franzosen, vor deren Frechheit sich jedes weibliche Wesen verbarg.

So stand's zu Anfang October 1689 in Bacharach. Auch wenn die, welche in den „Gotteshäuschen" wohnten, Nichts zu verlieren hatten, was in das Gebiet des Mammons gehört, so theilten ihre Bewohner dennoch die allgemeine, kummervolle Stimmung der Bürgerschaft.

Unter der langen Reihe dieser Asyle der Armuth, welche zwischen den „Fleischthörchen" und dem „Münzthorthurm" an der Stadtmauer lehnen, und mit den Fensterchen des ersten Stockwerks auf die Untergasse, mit denen des zweiten theils wieder auf diese, theils auf den Mauergang sahen, der sein Licht durch mächtige Lücken empfing, spricht uns vorerst nur das Erste in der Reihe an.

Es war nicht größer und nicht kleiner, als die übrigen auch, und faßte drei Wohnungen, deren jede aus einem Stübchen und einem Kämmerchen bestand, die alle zusammen eine gemeinsame Küche im zweiten Stock hatten, an deren ungeheuerem Herde Raum genug für die drei „Hausgefäße" vorhanden war, wie der Chronist sich ausdrückt.

Im untern Geschosse wohnte ein alter Junggeselle, der Stadtmusikant Pankrazius Sulzbacher, ein Mann, den Sechzigen nahe, mit einem klugen Gesichte. Sein Haar war früh gebleicht, aber sein lebhaftes Wesen mochte es fast Lügen strafen.

Er war ein geschickter Meister auf der Fiedel und konnte auch die Zinke blasen und die Pauken rühren, daß es wirbelte.

Unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, im Waisenhause

des Hospitals zum heiligen Geist erzogen, war ihm die Armuth nicht fremd. Die Unterstützung des Hospitals reichte hin, ihn zu ernähren. Sein Stübchen war das Urbild der Wohnung eines Armen. Obwohl die größte Reinlichkeit in dem engen Raume herrschte und eine musterhafte Ordnung, so fehlte doch Alles, was die Bequemlichkeit für das Alter des armen Mannes heischte. Zwei kleine Fensterchen erhellten dürftig den engen Raum. Den Fenstern gegenüber stand ein Ofen aus Thonkacheln, deren Außenseite die erhabenen Figuren von Rittern und Edelfrauen zeigte, die den Falken auf dem Daumen der linken Hand trugen. Zur Seite dieses Ofens lag ein Haufen grünen Holzes, das der Greis selbst im „Münchholze" bei Nauheim zu sammeln pflegte, um sich damit an den kühlen Abenden die nöthige Wärme zu bereiten; denn die Sonne fand sein Stübchen nur am Abend auf kurze Frist, und nur in der Zeit des Jahres, wo sie am höchsten stand. Zur anderen Seite des Kachelofens befand sich ein hölzerner Lehnstuhl für seine müden Glieder, und vor dem kleinen Tisch ein Schemel.

An der Wand hing seine Fiedel, die seine Lust, sein Schatz und sein Trost war. Auf dem Fensterbrette stand eine Bibel, und das war Alles, was man hier sah, mit Ausnahme eines Bettes aus Spreu, wo der Arme von den Mühen und Sorgen des Lebens auszuruhen pflegte, und einigen Vogelbauern, in denen Finken saßen.

Am Tage war er selten zu Hause. Ueberall gern gesehen, fand er auch überall freundliche Aufnahme. Jedwedem sagte er die ungeschminkte Wahrheit, und wenn er auch manchmal polterte, so wußte ein Jeder, daß er es gut meine. Wurde er aber hitzig, so schlug die Flamme an allen Ecken aus. Seine Redlichkeit war unbestechlich, wie seine Treue und Verschwiegenheit.

Lange Jahre hatte er im Hause des Saalschultheißen Molina gedient, aber ein Ereigniß, von dem bei ihm später die Rede nie mehr war, hatte ihn aus dem Hause gebracht. Seitdem betrat er es nie wieder.

Obwohl er ein weiches Gemüth hatte, war ihm auf seinem langen Lebenswege nur einmal eingefallen, in den Stand heiliger Ehe zu treten; aber der Tod entriß ihm den Gegenstand seiner Liebe, und so schloß das eheliche Glück seine diamantne Pforte vor ihm zu. Zwar hatte Jungfer Ursula Kreuzhöfer ihn heiß geminnet, denn er war seiner Zeit ein ungemein schmucker Bursche gewesen, ja sie gab sich alle Mühe, ihm werth zu werden; allein er wies ihre Liebe mit Abscheu zurück, weil unter Anderem ihr Gewerbe ihm sündlich dünkte, denn sie schlug die Karte und dergleichen.

Nun war's eine arge Laune des Schicksals, daß Ursula seit langen Jahren mit ihm unter Einem Dache wohnen mußte. Ihre Liebe war, weil sie verschmäht wurde, in Haß umgeschlagen und seine Abneigung gegen sie war auch mit den Jahren gewachsen. Das war für Hausgenossen ein übler Umstand, und der Frieden stand nicht gerade auf starken Füßen, zumal Pankraz eine unbesiegbare Abneigung vor Katzen hatte, die Ursula in eben dem Grade liebte und sich mit ihnen umgab.

Diese Jungfer Ursula Kreuzhöfer bewohnte das Stübchen rechter Hand, wenn man zur Mauerthüre herein trat. Sie war etwa siebzig Jahre alt, lang und dürre, von gelblicher Farbe der Haut und kohlschwarzem Auge und Haar. Dies Auge brannte und schoß Blitze; dies Haar war noch ohne alle Spuren von Weiß, aber es flatterte in der Regel in einer nichts weniger als reizenden Unordnung um ihr langes, schmales Angesicht. Ihr Mund war groß, ihre Lippen schmal. Nur wenige Zähne waren ihr geblieben, von denen man jedoch mit Grund sagte: „Es wüchsen Haare darauf.“ Das spitze Kinn trat scharf vor und reckte sich aufwärts, als sehne es sich, die scharfe Spitze einer großen Habichtsnase zu erreichen, welche der Form eines Papageischnabels verwandt zu sein schien.

Nichts an ihr war grandiöser, als ihre Schritte. Sie maß, durch ihre langen Beine begünstigt, einen ungemein großen Raum mit seltenem Beinwechsel. Eine schrille, gellende Stimme, zänkisches

Wesen, schlaue Berechnung, ungezügelte Habsucht vollendeten das innere und äußere Bild Ursula's, das auf ein Haar einer Zigeunerin glich. Ueberdies war sie einäugig.

Wer jedoch mit Pankraz geneigt gewesen wäre, sie höchst verabscheuungswürdig zu finden, hätte denn doch sich an einer Seite ihres Wesens versündigt, aber auch nur an dieser.

Wie sie glühend haßte, so liebte sie aus tiefem Herzensgrunde, und wer dieser Liebe nur halbwegs freundlich entgegen kam, der konnte unter allen Verhältnissen auf sie rechnen, wenn nicht ihr Vortheil dazwischen trat.

So unscheinbar sie in ihren Verhältnissen schien, so wichtig war ihr Einfluß und seine unsichtbaren Fäden reichten überall hin. Sie kannte alle Geheimnisse der Stadt; war in jedes Familienverhältniß eingeweiht und griff nicht selten tief ein, ohne daß man ihre Hand wahrnehmen konnte.

Ursula Kreuzhöfer war nämlich das Orakel der Stadt, die Pythia Bacharachs.

Sie schlug die Karten den Herzen, welche in die gewundenen Wege des Schicksals neugierig hineinschauen wollten, und bei ihrer Kenntniß der Personen und Zustände war sie sicher, alle Mal das Rechte zu treffen, was diesen Herzen zusagte. Sie drehte das Sieb, wenn ein Dieb zu ermitteln war, der sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verstand.

Sie stellte das „Planetchen", wie unser Chronist sagt, und es steht zu vermuthen, daß er das Horoskop meinte, welches dem Neugeborenen die Geschicke seines Lebens im Voraus ankündigte, oder den Erfolg einer Unternehmung feststellte. Sie verstand die Lineamente der Hand zu deuten; wußte eine Menge sympathetischer Heilmittel für allerlei Gepreste des Leibes und der Seele; bereitete Pflaster aus Rosenblättern und — kochte Liebestränke für steinkalte Herzen und manches Andere, was verboten war.

Da liegt in wenigen Sätzen ein unermeßliches Feld der Thätig-

keit; die Anfänge unberechenbarer Einflüsse und Erfolge; die Gründe einer Scheu, die Alles mied, was sie feindlich stimmen konnte; die Quelle eines Wohllebens, das weit über den Bereich des „Gotteshäuschens" hinausreichte; aber auch der Grund, warum sie Pankraz zornmüthig mit dem Ehrentitel „Hexe" belegte. Er war bereit, darauf zu schwören, daß alle Mal in der ersten Mainacht ein sehr bedenkliches Geräusch im Schornsteine vernehmbar sei, etwa so, als wenn Jemand darin aufwärts rutsche, und daß ihr schwarzer Kater mit dem Gemeinschaft habe, den Niemand ungestraft an die Wand malt, und den ein Christenmensch niemals nennt, ohne zu beten: „Alle guten Geister loben ihren Meister."

Das Stübchen, welches sie bewohnte, war gerade das Gegentheil des Wohnungsraumes des ehrlichen Pankraz. Da sah man einen kleinen Spiegel, einen gepolsterten Ledersessel, zwei andere gepolsterte Stühle mit hochansteigenden Lehnen. Ein Zulegetisch stand unter dem Spiegel, über dem ein geweihter Buchsbüschel vom letzten Palmsonntage steckte und ein zinnernes Crucifix mit einem kleinen Weihwasserkübel daran. Vor dem Fenster war ein zuziehbarer Vorhang von grauem Wollenzeuge. Seltsame Geräthe standen auf dem Gesimsbrette über dem Fenster und kein Bett beengte den Raum. Auf dem Kachelofen lagen Wachholderbüschel zum Räuchern, und zum Scheine lehnte in der Ofenecke eine Spindel mit dickem Rocken, der aber — nie abgesponnen wurde, weil Ursula weder Zeit noch Lust dazu trug, sich mit so wenig einträglichen Dingen zu befassen. Hatte sie eine freie Stunde, so trotzte sie mit ihren Fortunatusschritten durch alle Gassen der Stadt, sah in alle Fenster und horchte auf Alles. Pankraz pflegte zu sagen von solchen Gängen: „Die alte Heidenhexe geht auf den Strich!"

Im Kämmerlein stand ihre schwere Truhe, ihr hochgebauschtes Bett und eine Menge Tiegel, Töpfe, Kräuterbündel und all' die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gewerbe, nebst Flaschen, deren goldner Inhalt auf das edle Gewächs rheinischer Reben schließen ließ. Da

hinein ließ sie aber kein Auge dringen, und selbst Elisabeth, ihr Herzblättchen, war nie in dies geheime Laboratorium jungfräulicher Betriebsamkeit getreten.

Wer war denn Elisabeth, das Herzblättchen Ursula's? Das leitet uns zum dritten „Hausgesäß des Gotteshäuschens", wie sich der Chronist ausdrückt.

Links der Thüre des zweiten Stockwerkes, wenn man vom Mauergange hereintrat, wohnte eine Wittwe, Frau Dreis mit ihrer Tochter Elisabeth.

Frau Dreis war eine betagte, stille Frau. Ihre Erscheinung hatte etwas Würdevolles. Man sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie bessere Tage gesehen, — daß der Kreis ihres frühern Lebens weit ab von dem der „Gotteshäuschen" lag; aber die kummerbleichen Züge, das thränende Auge, das stille Insichhineinleben, der selten sich zu einem Lächeln neigende Ernst wies auf einen dornenvollen Lebensweg hin, dessen Ausgangspunkte, wie zwei Pole sich entgegengesetzt, dort Wohlstand, hier das „Gotteshäuschen" waren. Ihr Geist zehrte an reichen Erinnerungen, während die nie ruhende Hand die Kunkel emsig drehte und den feinsten Faden spann in ganz Bacharach, wie ihr jede Frau zugestand. Die Bewohner aller übrigen, wie auch dieses „Gotteshäuschens" ehrten und liebten sie. Frau Dreis war ihre Rathgeberin, ihre Schiedsrichterin in Streitpunkten; ihrem stets wohlwollenden Urtheilsspruch unterwarfen sie sich jederzeit williglich.

Was alle Maßregeln der Hospitalverwaltung, aller Zuspruch der Geistlichen nicht vermochte, nämlich den Frieden in den Gotteshäuschen zu erhalten, das bewirkte meist die achtbare Frau mit ihrem klaren Geist und milden Herzen. In diesem Friedenswerke hatte sie übrigens auch noch einen Adjuncten, ihre Elisabeth und auf deren Rechnung kam das Meiste davon.

Wenn das siebzehnjährige Mädchen so in der Mitte streitender Parteien dieser „Gotteshäuschen" dastand, so konnte man sie für

eine Herrscherin halten; denn die empörten Wellen legten sich und Ruhe kehrte wieder, schnell, wie sie entwichen war. Und doch trug sie das grobe, dunkle Gewand aus „Beiderwolle", dessen Zeug sie selbst gesponnen hatte, und ihre übrige Kleidung hob sie um keine Linie höher, als die übrigen Genossen dieser kleinen Armenniederlassung; aber wenn ein Bildhauer diese Gestalt gesehen hätte in ihrem wundersamen Ebenmaß und in der Anmuth und Lieblichkeit der Formen, auch sein superfeines, scharfes Auge hätte keinen Tadel finden mögen vom zierlichen Füßchen, das sich züchtig unter dem langen Rocke barg, bis zum kleinen weißen Händchen, durch dessen feine Haut die blauen Adern sichtbar waren, und von da bis zum üppigen Reichthume der blonden Haare, die sich durch das schwarze, wollene Käppchen gar nicht wollten bändigen lassen, selbst wenn sie's am Sonntage mit einem Sammtkäppchen vertauschte. Und wenn so ein Maler, der die hübschen Heiligenbilder zu malen pflegt, in das Gesichtchen geblickt hätte, in das Gesichtchen von „Milch und Blut" und in die großen, blauen Augen, in die man so tief hinein sah, wie in den wolkenlosen Märzhimmel, und hätte die hohe Stirne voll Adel angesehen und die Grübchen im Kinn und in den Wangen und den frischen Mund, ich glaub's fest, er hätte ein Heiligenbild darnach gemalt, ob nun eine heilige Jungfrau Maria, eine Cäcilia oder eine von den zehntausend Jungfrauen zu Köln, die der alte Meister Wilhelm so schön gemalt, ist mir einerlei.

Doch über der äußern Schönheit des Mädchens lag Etwas, wofür die Leute keine Worte finden konnten, was aber wundersam hinriß, so daß man das Auge gar nicht hat von ihr schlagen können. Dies war die Reinheit der Taubenunschuld ihrer Seele; dies war der innere Frieden, der nur da wohnt, wo ein reines Herz schlägt.

Diesem Mädchen zu widerstehen, war kein Mensch im Stande. Selbst die wildesten Zänker im „Gotteshäuschen" fügten sich mäuschenstille, wenn sie erschien; die Kinder hörten auf zu schreien und

ein heiteres Lächeln schwebte über die schmerzdurchfurchten Züge des Dulders auf dem Siechbett, wenn sie zu ihm trat und einen Trostspruch zu ihm sprach. War es ein Wunder, wenn die jungen Burschen der Stadt, reich wie arm, selbst den weitesten Umweg nicht scheuten, um über die Mauer an den „Gotteshäuschen" vorüber zu gehen, um das Mädchen zu sehen? —

Und alle diese Hausgenossen kochten in Einer Küche, an Einem Herde! — Mit dem Worte ist für den, der das Leben und die Frauen kennt, unendlich viel gesagt. Reicht es schon in tausend Fällen 999 Mal hin, zwei Frauen bis in des Herzens Tiefen zu entzweien, zu verfeinden, wenn man sie an Einem Herde zu kochen nöthigt und sie in einer engen Küche zusammen handthieren sollen, so gesellte sich hier noch der besondere Umstand hinzu, daß ein bärbeißiger, grämlicher Junggeselle dazu kam, der unbedingt alle Mal Recht haben wollte, während doch Jedermänniglich weiß, daß das allein und in allen Fällen den Frauen zusteht; daß ferner Pankraz ein eben so eifriger Reformirter war, als Ursula eine fanatische Katholikin, und Beide sich haßten, wie man zu sagen pflegt: „wie Hund und Katze." —

Und doch — gerade in diesem „Gotteshäuschen" herrschte Frieden! Das war ein unlösbares Räthsel für ganz Bacharach, eine Stadt, wo der Friede niemals recht Wurzel schlagen konnte, der Haber aber allezeit eine reiche Ernte hielt, selbst wenn Gassen und Märkte die Häuser trennten. Die Acten des „Vierthälerraths" wußten davon zu sagen. Daß aber vollends in den „Gotteshäuschen" der Friede nicht daheim und seßhaft war, das bezeugt der Chronist, wenn er sagt: „Alldieweil und sintemalen allhier die Gotteshäuser durch das Gezänke, so darinnen jahraus, jahrein herrschet, an das „Haderwasser" erinnern, davon die Schrift redet Numer 20, Vers 12 bis 14, ibid. Kap. 27, Vers 14, Deuteronum 32, Vers 51, Psalm 81, Vers 8, Psalm 106, Vers 32, derowegen es über die Maaßen verwunderlich zu erachten, daß sothane Hausgenossen in

erkleckllichen Frieden sich gehalten, und so der Ursula Zunge und des Pankratius' Griesgram an einander gerathen, allemal das Mägdlein sie vereinbaret hat."

Mit diesen Worten des bibelfesten Chronisten ist aber auch das Räthsel vollends gelöst.

Alle Drei: Frau Dreis, Ursula und Pankrazius hatten einen vereinigenden Mittelpunkt in Elisabeth. Es wäre, wenn nicht die Mutter den Vorzug hätte haben müssen, schwer zu sagen gewesen, wer sie am liebsten gehabt. Sie drehten sich um das „Kind", wie sie die blühende Jungfrau nannten, wie die Planeten um die Sonne, sie legte, ohne es zu wollen, ein Schloß an jeden keifenden Mund, einen heilenden Balsam auf jede Wunde, die die scharfe Zunge geschlagen, und Pankrazius Sulzbacher, dem eine dichterische Gabe von dem Chronisten nicht beigelegt wird, steigerte sich bis zu dem tief empfundenen Satze: „Es blühen Palmen auf ihrem Pfad und Rosen auf ihren Wegen."

Sie hatte es dahin gebracht, daß die beiden Personen, die sich so glühend haßten, einander auswichen; daß Ursula es überhörte, wenn Pankraz ihre Katze trat oder warf, und Pankraz es nicht beachtete, wenn Ursula ihn den „Nagel zu ihrem Sarg, ihr Gift und Popperment" nannte.

Freilich, es war nicht alle Tage Sonntag, und der Himmel nicht alle Tage hell und rein. Dann gab's wohl auch Krawall und Pankraz schrie: „Alte Hexe!" und Ursula: „Schnurrant und Bierfiedler," und dann traf sich's bisweilen, daß Feuerbrände und Suppentöpfe sammt ihrem Inhalte sich halbwegs zu den Köpfen begegneten; auch wohl des Musikanten Fäuste in den Haaren seiner Feindin Unordnung anrichteten, während sie schwer zu deutende Schriftzeichen auf sein Angesicht mit den Nägeln zeichnete: aber das traf sich nur, wenn Elisabeth und ihre Mutter abwesend waren, was höchst selten geschah. Der Chronist gedenkt nur zweier Fälle dieser Art, und jedesmal war der Hader darüber entstanden, daß

Elisabeths Anbeter Gunst oder Ungunst der beiden streitenden Personen besaßen. Ihr Glück war doch stets der einigende Mittelpunkt, trotz des Haders.

Ursula nämlich begünstigte den jungen Joseph Molina, den einzigen Sohn und Erben des alten Saalschultheißen, weil sie als Köchin im Hause gedient, als er ein Kind war. Bei dieser Begünstigung wog offenbar die glänzende Zukunft Elisabeths jede Rücksicht auf in den Augen Ursula's.

Pankraz wäre auch schon für ihn gewesen, hätte nicht Ursula seine Sache betrieben, und wäre nicht Conrad Aichschalter der einzige Mensch gewesen, der durch die Bande des Bluts ihm angehörte, aber zugleich ein so wackerer Junge, als je einer mit kräftigem Ruderschlage den Kahn durch des Rheines sich kräuselnde Fluth getrieben.

War Ursula's Begünstigter reich, vornehm und schön, so war der seine wacker, tüchtig und schön; hatte auch sein sorgenfreies Auskommen, ein eigenes, nettes Häuschen, einen Kahn, Netz und Feldgut. Da lag, nach seiner Meinung, das schwerere Gewicht in Conrads Schale, zumal Joseph sich an die französischen Offiziere hing, mit ihnen landsknechtete und Possen trieb, die Mädchen äffte und dergleichen Dinge, die in dem Register, das Pankraz über das, was sich schickt, führte, nicht geschrieben standen. Er hatte es ihm auch gesagt; aber „Jugend hat nicht Tugend," sprach Pankraz, wenn er davon redete.

Frau Dreis suchte die Beiden abzuhalten, von diesen Dingen zu reden. War auch Elisabeth dem Conrad nicht böse, so zog sie doch ihr Herz zu Joseph, dem Liebling ihrer Jugend. Dabei war er keck und Conrad mädchenhaft bescheiden und — wer ein Mädchenherz kennt, weiß auch, daß selten ein blöder Schäfer den Sieg über einen kecken Eroberer davon trägt.

Das Herz ist ein curios Ding bei jedwedem Menschen, aber

bei einem jungen Mädchen ist es erst recht curios, und wer damit in's Reine kommen will, mag zusehen, wie er damit fertig wird.

2.

„Ein Wort gibt das andere."
Sprüchwort.

Es war an einem Morgen, der so schön war, daß man ihn hätte einen rechten Sommermorgen nennen können, als Elisabeth an das Mauerfenster trat, um ihr rosiges Gesichtchen in der Morgenluft zu baden. Vor ihren Blicken lagen die Stadtgärten und rechts, gerade vor dem Fleischthörchen, wölbte sich auf dem erhöhten Rheindamme die uralte Linde und hauchte, wie die erquickenden Pflanzen in den Gärten, erfrischende Düfte aus. Es war nämlich nach langer Trockenheit ein frischer Regen in der Nacht gefallen. Alles athmete neues Leben. Der Himmel war tiefblau, der Rhein glitzerte im Sonnengold, obwohl droben an den violetten Bergen von Trechtingshausen wie ein feiner Schleier ein lichter Nebel hing. Sah sie dorthin, so überschaute sie den Rhein in fast dreistündiger Ausdehnung. Dort droben lag das lange, alte Lorch mit seinen Thürmen, spitzgiebeligen Häusern und seiner stolzen Kirche, deren Glockentöne so reich und harmonisch der Südwind, hier „Thalwind" genannt, herabtrug und zugleich die Wellen des Rheines leise hob und senkte.

Gegenüber lag im Baumgrün der Petersackerhof, und weiter unten das mauerfeste Rheindiebach, über dem Fürstenberg in stolzer Pracht sich mit seinen Thürmen am blauen Hintergrunde des Himmels abhob.

Dort drüben lag Lorchhausen so still und friedlich, und das Klösterlein Fürstenthal sah diesseits nur mit seinem Glockenthurm aus den Kronen alter Nußbäume hervor.

Folgte ihr Blick den Bergen, so sah sie drüben an dem Fuße der hohen Wirbellai einen Kahn schwimmen, in dem eine edle Gestalt aufrecht stand und das Netz in die Fluth warf, um den stillen Fisch aus der feuchten Tiefe in die mörderische Gewalt dessen zu locken, der da herrschen sollte über die Fische im Wasser, über die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, und der von dem göttlichen Anrecht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen pflegt.

Ihr Auge ruhete mit Theilnahme auf der Gestalt, es war ja der gute Conrad Aichspalter, der sie so lieb hatte, der seine Mutter so liebevoll gepflegt und seit sie todt war, zu keinem Tanze mehr ging. Sie sann nach, warum sie ihn nicht lieber habe, wie den Joseph Molina, und in diesen Gedanken sah sie die schöne Landschaft nicht mehr, die vor ihr lag. Da rief's unten an der Mauer leise: „Guten Morgen, Liebchen!"

Keine Seele war am Rheine sichtbar. War's ein Wunder, daß das Mädchen erschrack?

Indessen das wundersüße Lächeln, das um die rosigen Lippen spielte, erwies denn doch, daß der Schrecken weder tief einging noch unangenehmer Art war. Verschwiegen darf auch nicht werden, daß eine Gluthröthe das herzige Gesichtchen übergoß und weit hinab unter das Tuch drang, das Hals und Busen züchtig umschloß.

Das lächelnde Auge suchte und fand schnell den anmuthig Grüßenden.

Es war ein junger Bursche von höchstens achtzehn Jahren, von blühender Gesundheit und schöner Gestalt und Zügen. Die dunklere Hautfärbung, das schwarze Haar, das große dunkle Auge verrieth die Abstammung von den Lombarden. Es war Joseph Molina. Sein Anzug war vornehm und ganz nach dem Schnitte, den die Spanier in den Niederlanden am Rhein in Aufnahme gebracht, kleidsam und schön, stattlich und in die Augen fallend.

Aus dem Auge sprach das lodernde Feuer, das im Herzen glühte.

Ihr Auge war blitzschnell rechts und links auf Kundschaft gegangen. Kein Zeuge war nahe.

„Warum verbirgst Du mir neidisch dein lieblich Gesicht? Seit dreien Tagen seh' ich Dich heute zum ersten Mal, und ich stehe doch stündlich auf der Wache unter der Linde." So sprach die wohlklingende Stimme unten an der Mauer.

„Muß ich nicht?" fragte das erglühende Mädchen. „Wer ist denn sicher vor Eueren Spießgesellen?"

„Spießgesellen?" fragte betroffen der da unten.

„Ja wohl," sagte das Mädchen halblaut, doch verständlich. „Sitzt Ihr nicht allezeit im Stern bei den Pfalzvergiftern?"

„Ihr?" fragte gedehnt und einen Schritt zurücktretend der Jüngling, der sichtlich dem Vorwurf ausweichen wollte. „Hast Du kein Du mehr für mich? O Elisabeth, welcher böse Geist ist zwischen Dich und mich getreten?"

„Es ist kein böser Geist," sagte das Mädchen. „Ich bin einer armen Wittwe Kind und Ihr seid ein reicher Junker. Nur Gleich und Gleich gesellt sich gut."

„Hat Dir der alte Pankraz Etwas aufgebunden?" fragte er. „Glaub' dem alten Brummtopf nicht. Glaub' nicht dem Gerede der Leute. Wer kann Emmerenz mit Dir vergleichen, die Nacht mit dem Tage, die Distel mit der Rose!?"

„Pfui!" sagte das Mädchen unwillig, aber ein scharfes Ohr konnte wohl hören, daß der Vortheil des Vergleichs nicht ohne Beifall blieb. War doch Emmerenz, wie abgekürzt die hübsche, dralle Tochter des reichsten Mannes der Stadt, des Rathsbürgermeisters Stoffel Gilzer, geheißen wurde, eine Erbin, wie keine zweite die Mauern der Stadt umschlossen, und wer sie hübsch nannte, war kein Lügner.

„Ach," setzte der Jüngling hinzu, „Du solltest so tolles Leutgerede nicht hören! O meine Liebe zu Dir ist mir über den Kopf gewachsen. Ich kann ohne Dich nicht leben."

„Das ist nicht gut," sagte halb scherzend und wieder ganz versöhnt das Mädchen. „Fragt Euern Kopf einmal, der wird Euch sagen, es sei nicht gut und nicht recht, den Frieden eines armen Mädchens zu untergraben! Wir sind keine Kinder mehr."

„Ach, das fühl' ich wohl!" rief Joseph, „und alle Tage mehr; aber kann ich, soll ich aus dem Herzen reißen, was so tief seit der Kinderzeit gewurzelt hat?"

Elisabeth seufzte tief. „Und doch muß es sein!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Wer sagt's?" fragte flammenden Auges der Jüngling. „Wer will mich zwingen, wenn ich nicht will?"

„Euer Vater," sagte stark betont die Jungfrau. „Ich weiß, daß er Eure Schritte belauscht und mit Euch darob habert, daß Ihr" — sie stockte.

„O sag's, sag's," rief er, „daß ich Dich liebe und Dich in Ewigkeit lieben werde!"

Sie hielt die Hand vor das Auge.

„Elisabeth, nur ein Stündchen heute Abend! Ich muß mit Dir reden, muß die Nebel vertheilen, die Dein Auge trüben. Ich flehe zu Dir; nur Ein Stündchen, wie sonst!"

„Wo bleibst Du doch so lange?" schalt in diesem Augenblicke die Mutter, die in die Thüre trat. „Unser Morgensüpplein wäre schier in's Feuer gelaufen, hätt' ich nicht selber nachgesehen."

Elisabeth war doch recht erschrocken! Glühte sie schon, so wurde sie jetzt bleich bei dem Gedanken, die Mutter könne argwöhnen, was sie hier so lange zurückgehalten.

Flüchtig, wie das gescheuchte Reh, flog sie in's Haus und an ihren Herd, und es währte lange, bis sie sich gesammelt.

Die Mutter hatte übrigens theilweise das Gespräch mit angehört, ohne daß sie Alles verstanden. Sie vermuthete, daß Joseph mit ihrem Kinde geredet, trat an das Mauerfenster und sah forschend hinab. Sie kam indessen zu spät, um etwas von dem zu erblicken,

der die Zwiesprache mit ihrem Kinde gehalten, denn beim ersten Laute der fremden Stimme, die sein scharfes Ohr vernommen, war er wie ein Blitz innerhalb des Fleischthörchens in Sicherheit. Die Dicke der Stadtmauer ließ es auch nicht zu, etwas von ihm zu sehen.

Ihr Gesicht war ernster als sonst beim Frühmahl. Elisabeth sah es gerne, daß sie gemahnt wurde, für das Mittagsbrod Sorge zu tragen, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das nette Stübchen in Ordnung gebracht, wo im Geräthe noch mancher Rest aus glücklicheren Tagen in einem gewissen, vielleicht auffallenden Gegensatze mit der Armuth der Bewohnerinnen stand.

Der Eintritt einer befreundeten Bürgersfrau, die ein Sammthäubchen bestellte, wie es Elisabeths kunstfertige Hand zu fertigen wußte, bewirkte, daß die innere Ruhe bei ihr allmälig zurückkehrte und auch die Gedanken der Mutter eine andere Richtung zu nehmen schienen.

Als die stattliche Frau sich entfernt hatte, war die Stunde da, daß das Feuer auf dem Herd angefacht werden mußte. Ueberdies kamen ja auch jetzt Pankraz und Ursula mit ihren Töpfen, und da mußte sie als Schutzwehr in der Küche sein, daß nicht verhaltener Groll in lichten Flammen auflodere.

Sie hatte kaum ihr Holz zurecht gelegt, da kam der alte Knabe die schmale Holzstiege aus dem Unterstocke herauf.

In der einen Hand trug er das Töpflein, das sein bescheidenes Mahl umschloß, unter dem anderen Arme trug er ein Bündelein Holz und Reisig.

Seine Stirne war heute nicht heiter. Es lag ein trüber Ernst darauf.

Ein Blick reichte hin, Elisabeth das erkennen und verstehen zu lassen.

„Guten Morgen, Pankrazvetter," rief ihm Elisabeth entgegen,

und ihr liebliches Gesichtchen war so freundlich dabei, daß der Alte mit einemmal ein Anderer wurde.

„Du Hexe!" rief er aus. „Du kannst mich alten Knaben freundlich machen, wenn auch schweres Leid mir auf der Seele liegt."

Sie nannte ihn „Pankrazvetter", nicht weil sie etwa mit ihm verwandt gewesen wäre; denn das war nicht im Entferntesten der Fall, sondern weil es am Rheine Sitte und von je und je gewesen ist, an den Tauf- oder Geschlechtsnamen das Wort „Vetter" oder „Base" anzuhängen, wodurch ein gemüthlich herzlicher Ton entsteht, der die Herzen der niederen Stände einander sehr nahe bringt. Es scheint, als seien Alle dadurch Eine Familie.

„Das wird ja doch nicht sein!" rief das Mädchen theilnehmend aus. „Laßt mich's wissen," bat sie, „vielleicht kann ich helfen, doch wenn das nicht, trösten."

„Es ist nicht gut in eigner Sache richten," sprach Pankraz.

„Betrifft's mich?" fragte sie, und die Wangen färbten sich wieder höher.

„Lass' es gut sein," sagte Pankraz, und ging zur Küchenthüre.

„Gebt mir Euer Holz und Eueren Topf, Pankrazvetter," bat sie. „Ich will Euch das Süpplein herrlich kochen, auch Grünes dran thun, das ich aus Berndt's Garten habe."

„Widersteh' Einer dem Mädchen!" sagte lächelnd der Alte, und gab ihr Beides.

„Geht doch in die Stube zu der Mutter," fuhr sie fort, „wenn's gar ist, ruf' ich Euch schon."

Kaum war der Alte in die Stube der Frau Dreis getreten, so maß mit Riesenschritten Ursula den Raum zwischen ihrer Stubenthüre und dem der gemeinsamen Küche.

„Guten Morgen, Bethchen," sagte sie. „Ei, wie so rosig! Du wirst alle Tage schöner! Nichts geträumt, Kind, gar Nichts? Möchte Dir doch auch einmal einen auslegen."

„Nein," sagte Elisabeth trocken. „Ich träume nicht —."

„Schläfst auch wie ein Sack," schmollte sie. „Weiß der Kuckuck. Andere Mädchen träumen immer, und es denkt kein junger, hübscher Bursche dran, Morgens früh und Abends spät ihnen aufzulauern, um nur einen Blick oder ein Wörtchen zu erhaschen. Du träumst nicht, und doch stand heute früh schon Einer da und sah sich fast die Augen aus!"

Ursula fixirte das Mädchen mit ihrem Auge so scharf sie konnte. Sie sah ihre Wangengluth. Um sie zu verbergen, bückte sich Elisabeth, das hellloderude Feuer anzublasen.

„Nun, nun," rief die einäugige Jungfrau, „spar' Deinen süßen Athem, Kind, spar' ihn. Du siehst ja, daß das Feuer schöner nicht lodern kann. Willst Du Wasser in den Rhein tragen, um die Röthe zu verbergen, deren Grund ich recht gut kenne?"

„Laßt mich doch, Ursulabas," sagte das Mädchen. „Ihr bringt's noch so weit, daß ich jedes Mal aus der Küche gehe, wenn Ihr kommt!"

„Grade das verdient' ich um Dich, grade das," sagte böse Ursula. „Alle Wetter! Ich weiß keine Seele, die ich lieber hätte, als Dich —."

„Etwa Eure Katze, wenn sie eine Seele hätte!" scherzte Elisabeth.

„Ach, was," sagte ärgerlich Ursula. „Sei mir nicht so schnippisch, Kind! So was vertrag' ich nicht gut. Du weißt's zu genau, daß ich Niemanden lieber habe als Dich und mein Josephchen, das ich auf den Armen trug und hätschelte, darum müßt ihr auch ein Pärchen werden, so wahr, als ich Ursula Kreuzhöfer heiße und eines ehrlichen Mannes Kind bin."

„Laßt mir doch einmal meine Ruhe!" sagte ärgerlich das Mädchen.

„Hi! hi! hi! Wenn Du sie hättest!" lachte die Alte, und preßte das Auge zu, mit dem sie allein mit der Außenwelt in

Verbindung stand; „aber ich weiß besser, wie es unter dem Mieder und Leibchen aussieht! Mach' mir keinen blauen Nebel vor! Hab' ich auch nur Ein Auge, so hab' ich doch zwei Ohren, und wenn sie Augen wären, bräucht' ich keine Brille. Hab' ich heute früh Nichts gehört? He! — Laß doch das Zieren! Du weißt, Ursula kann schweigen wie das Grab. Aber mein Josephchen bittet um ein Stündlein, und wenn's auch nur ein halbes wäre, heute Abend. Laß ihn nicht warten. Er hat Dir so viel zu sagen, Du glaubst's gar nicht!"

„Ich will nun einmal nicht!" sagte Elisabeth, der es unangenehm war, daß sich Ursula immer an sie drängte, und ihre stillen Geheimnisse wußte.

„Willst nicht?" fragte Ursula. „Seit wann denn?"

„Seit mir's beliebt!" war Elisabeths Antwort.

„Ei, ei! Sieh' 'mal, wie das Kind mich abtrumpft! Hab' ich das um Dich verdient?" rief Ursula im heftigen Zorne. „Nein, es ist besser, ich lasse meine Finger aus dem Spiele, denn es taugt doch Nichts, daß man eine Abtrünnige mit einem rechten Christen vermähle. Ja, ja, es taugt Nichts."

Sie hatte beide Hände in die Seite gesetzt und mit vollem Zorne gebelvert.

Jetzt richtete sich Elisabeth hoch auf und sah ihr fest in das glühende Eine Auge und sprach:

„Laßt mir meinen Glauben unangetastet; ich habe nie den Euren verletzt. Laßt überhaupt von mir ab und laßt Gott walten."

Es war, als ob diese fest und ruhig gesprochenen Worte das Weib mit kaltem Wasser übergössen. Sie erschrak ordentlich vor sich selbst, daß sie sich so weit hatte gegen ihren Liebling vergessen können.

„Wie Du auch gleich Alles, was ich unbewacht sage, falsch ausdeutest," sagte sie einlenkend, und setzte hinzu: „Nun, Bethchen, sei mir wieder gut, und hör' heute den guten Joseph an."

Schweigend trat Elisabeth an die Mauerthür und ließ die brummende Ursula allein in der Küche.

Während dies Gespräch in der Küche geführt wurde, hatte sich Pankraz zu Frau Dreis gesetzt.

„Dreisebas'," sagte er, noch voll von der Freundlichkeit Elisabeths, „ich sag's alle Tage, das Kind ist ein Engel, sag' ich. Was es einem Gutes thut, ist in einer Art gethan, als ob es sich noch extra dafür bedanken müßte, daß man es annimmt. Jetzt kocht's wieder mein armes Süpplein, und ich wette, sag' ich, daß es zwanzigmal besser wird, als hätt' ich's gekocht. Es wird nicht unbelohnt bleiben, sag' ich, gewiß nicht. Wär's nur einmal gut versorgt!"

„Warum denn so eilen?" fragte Frau Dreis. „Kommt sie denn nicht noch früh genug in's Kreuz, wenn sie mit vier und zwanzig Jahren heirathet? Ich lebe ja noch!"

„Ja, sag' ich," erwiederte Pankraz, „das ist Alles gut, aber zwei Augen sind schnell zu. Was dann?"

„So lebt der alte Gott in Israel noch!" sagte Frau Dreis mit festem Glauben.

„Wohl, sag' ich, wohl geredet, Dreisebas', aber der liebe Herrgott will, daß wir auch Etwas thun sollen."

„Es ist dies Jahr aber kein Schaltjahr," erwiederte Frau Dreis, „daß die Mädchen freien gehen dürfen, wie man im Sprüchwort sagt."

Pankraz fühlte den Spott.

„Nein, höhnt mich nicht, Dreisebas', höhnt mich alten Kerl nicht, sag' ich; ich mein' es ja so gut, wie es nur Jemand meinen kann, und ich wüßte Einen, der käme schon zu freien, wenn er wüßte, daß er recht käme."

Bei diesen, nach seiner Meinung fein beigebrachten Worten blinzte Pankraz pfiffig mit den Augen.

Frau Dreis verstand ihn. „Conrad ist ein braver Mensch, aber —"

„Holla, sag' ich," fiel ihr Pankraz in die Rede, „hat Euch die alte Heidenhexe drüben auch den Kopf mit dem Joseph Molina verrückt? Ich bräch' ihr gleich den Hals, sag' ich."

„Pfui doch, Pankraz, wer wird gleich so zornig werden, und solche abscheuliche Drohworte aussprechen!" sagte ernst tadelnd Frau Dreis.

„Ihr könnt das verfluchte Schulmeistern nicht lassen," keifte er fort. „Was habt Ihr gegen den Conrad? Ist er Euch nicht reich genug? Er hat ein Haus, sag' ich, hat Gut und einen Nachen; dabei ist er stark, gesund, und was noch mehr ist, brav, grundbrav, sag' ich, und hat kein gestohlen Geld, wie der Molina, und Ihr wißt's am besten! — Er sitzt nicht im „Stern" und kartet mit den Franzosen, den Pfalzvergiftern."

„Pankraz, Pankraz!" rief Frau Dreis aus, „wohin führt Euch wieder Eure Heftigkeit? Ihr erinnert mich an ein altes Weh; laßt es doch ruhen. Ihr wollt durchaus das Kind vermählen. Laßt sie doch wählen, wenn Zeit und Stunde kommt. Sie soll nicht im Mindesten gezwungen werden."

„Gezwungen? Dreisebas', das fiel mir im Traume nicht ein. Gezwungener Eid ist Gott leid, sag' ich. Wer's thun wollte, ich — bräch' ihm gleich den Hals!"

„Still, still!" sagte Frau Dreis, „Ihr kommt wieder in Euer wildes, sündhaftes Gerede."

„Gut, sag' ich, gut," rief Pankraz, „so will ich still sein, und Ihr habt mich zum letzten Male gesehen!"

Er sprang auf und rannte zur Thüre hinaus. Unglücklicher Weise saß Ursula's schwarzer Kater auf der Thürschwelle. Der eifernde Pankraz trat ihn mit solcher Heftigkeit auf den langen Schweif, daß er erbärmlich aufschrie.

Dieser Ton war das Signal für Ursula, loszubrechen: „Vermaledeiter Biersiedler, Schnurrant und Lump!" schrie die Zornglühende, die noch in innerer Aufregung war, „was hat Dir

das arme Thier gethan?“ Sie ergriff einen ihr zur Hand stehenden Besen, that einen ihrer Siebenmeilenschritte und versetzte Pankraz einen nachdrücklichen Hieb über den Kopf, daß der alte Mann gegen die Thüre zurücktaumelte.

Ehe sich indessen Pankraz sammeln und zur Gegenwehr rüsten konnte, hatte Elisabeth der langen Ursula den Besen entwunden, sie in ihre Stube, die sie rasch geöffnet, hineingeschoben und Pankraz darauf in die Küche gezogen.

„Laßt sie, Pankrazvetter,“ sagte sie begütigend. „Es ist christlicher, zu vergeben, als zu zürnen.“

Aber diese Worte machten wenig Eindruck auf den vielfach Gereizten. Der Grimm machte ihn stumm. Er nahm sein Töpfchen und ging, aber die geballte Faust, welche er gegen das Zimmer Ursula's ausstreckte, sagte mehr als Worte und wies hin auf eine Rache, die nur verschoben war, nicht aber aufgehoben.

3.

In der Haselnuß naget's,
Ein Würmlein sitzt drein, —
Dem wird's drin zu enge —
Im Freien will's sein.
Nun beißt sich's ein Thürlein;
Da muß es heraus.
So ist's mit dem Leid auch —
Dem das Herz dient zum Haus.
Volkslied.

Allen Drei wollte heute das Mittagsbrod nicht schmecken und die Vierte sah auch in den Teller, als wollte sie den Boden durchschauen und aß nichts.

Blicken wir zuerst in das Stübchen Pankrazius Sulzbacher's. Unangerührt stand die Suppe auf dem Tischlein. Wie besessen

rannte er in dem Stübchen herum, focht mit den Armen in der Luft und räsonnirte wie ein Rohrspatz. Zuerst bekam Ursula ihr Theil, und kein halbes, verkürztes. Pankraz' Zorn war ein verzehrend Feuer. Aller Welt wollte er dann den Hals brechen, was ein Kraftausdruck war, in dem sich sein Zorn breit zurechtlegen konnte. Uebrigens lag kein Beispiel vor, daß er je einen Hals gebrochen. Sein Zorn war der Art, daß, je heftiger er brannte und brauste, desto schneller er erlosch. Heute schien er nachhaltiger. War es doch Frau Dreis, die ihn erzürnt.

Hab' ich Das um sie verdient, sag' ich, verdient? rief er aus. Lieber hab' ich das Kind, als sie selber; drum möcht' ich's versorgt wissen unter dem Schutze eines tüchtigen Mannes, denn die Pfalzvergifter schnüffeln umher wie gierige Spürhunde, wo sie ein hübsches Mädchen auswittern, und denen trau', wer Lust hat. Ich nicht, sag' ich, ich nicht! Aber von dem Conrad will sie nichts wissen. Wie kühl hat sie ihn bei Seite geschoben.

Sie habe nichts gegen ihn, sagte sie. Dank's ihr ein spitz Holz, sag' ich; was will sie gegen ihn haben? Es sind Mädchen und Wittwen genug in der Stadt, die die Finger nach ihm leckten. Betrachte nur Einer die hübsche, junge Wittwe Pfaff, seine Nachbarin! Er mag sie nicht, sag' ich, weil er das „Kind" lieb hat, aus seiner Seele Grund.

Fast glaub' ich, sagte er stehen bleibend, sie hat den Hochmuth mit in's „Gotteshäuschen" genommen. Da ist der rechte Ort dafür, sag' ich, meiner Treu, der rechte Grund und Boden für Hochmuth! So ist's aber mit den reichen Leuten. Wenn sie herunterpurzeln bis zu unser Einem, so meinen sie doch, sie seien was Besseres. Der Reichthum hat ein zähes Gedächtniß.

Meint sie, der Joseph heirathe das „Kind"? Alte Thorheit, Zum Spaß ist sie ihm schon recht, aber zum Heirathen hat's guten Weg. Wart' ein Bischen, Alte! sag' ich. Der Molina hat dich ohnehin auf dem Strich. Der hat's noch nicht vergessen, daß du

ihn nicht mochtest, als er jung war, nicht mochtest, als er Wittwer wurde. Verschmähte Lieb' hat auch ein zäh Gedächtniß, ich seh's an der Heidenhexe droben. Die vergiftet mich noch einmal, sag' ich. Lieber Gott, sie ist doch so arm, wie eine Kirchenmaus, und sollte Gott danken, wenn so ein Staatsbursche, wie Conrad, ein behaltener Mensch, ein seßhafter, nahrhafter Bürger, um ihr Kind wirbt. Ich darf's ihm gar nicht sagen, sonst vergeht er wie Butter an der Sonne.

Wieder rannte der Alte einige Mal das Zimmer auf und ab, und dann mit dem Ausruf: Ich möcht' Allen den Hals brechen! zum Stübchen hinaus, ohne auch nur sein Süpplein berührt zu haben.

In Ursula's Stube sah's nicht besser aus. Sie tobte heftig über Elisabeths schnödes Abweisen ihrer guten Meinung.

Das zu erkennen, was in Elisabeths Seele wirkte, fehlte ihr das feinere Gefühl. Die rauhe, schonungslose Art, wie sie das Heiligste antastete, was des Mädchens Herz erfüllte, mußte sie nöthigen, sie zurückzustoßen.

Ohnehin fühlte Elisabeth eine Abneigung gegen die Alte. Ihr feines, religiöses Gefühl in gleichem Maße, wie ihre streng sittlichen Grundsätze verwarfen das gottlose Treiben Ursula's. Wenn sie es nicht als Betrug erkannte, so erkannte sie es als eine teuflische Kunst und stimmte in diesem Punkte wesentlich mit Pankraz überein, obwohl sie es nicht aussprach, um nicht den Zorn des Junggesellen noch mehr zu reizen. Ursula ahnte das wohl, aber dies minderte ihre Liebe zu Elisabeth nicht, die wirklich eine wahre Affenliebe war. Wenn es sie auch schmerzte, daß das „Kind" sie so zurückstieß, so hob das doch die Liebe nicht auf, die so tief im alten Herzen saß und die neue Nahrung in dem Mitgefühle fand, welches Elisabeth für die Katzen hegte, im völligen Widerspruche gegen ihren Freund Pankrazius Sulzbacher.

Heute war Ursula's Unmuth mächtig. Auch ihr Essen blieb

fast unberührt, und sie gab ihm auch Worte, wie es in der Regel Personen thun, die allein zu leben pflegen.

Meinst du, sagte sie pfiffig lächelnd, ich sähe dir nicht in die Karten? O, der Joseph sitzt dir im Herzen und kommt nicht wieder heraus; aber es ist der Mädchenstolz und Pimpelei zugleich — es soll's Niemand wissen. Pah, als ob's nicht alle Welt wüßte! Ich soll Nichts mit beitragen? Ja, lauf' du! Ich thue es doch und setze meinen Kopf dran, ich thu's. Daß der alte Gilzer, der Filz, der Wucherer, seine Emmerenz dem Joseph aufhängen will, weiß ich wohl, aber der verrechnet sich, oder ich hieße nicht Ursula und müßte nicht wissen, was zu thun sei. Könnt' ich nur den Conrad wegbringen! Die junge Pfaffin ist auch in ihn verliebt. Nun, ich nehm's ihr nicht übel. Er ist eine Pracht von einem Menschen, und Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie ist eine Schifferswittwe, hat einen Ankernachen und fährt Molina's Wein nach Köln, ist eine runde, junge, hübsche Frau und eine glatte Wittwe ohne Kinder. Nun ist Lise meine gute Freundin, wer weiß? Ich will das Meine thun! Vielleicht stell' ich dem Conrad ein Füßchen!

Ein leises Klopfen störte sie. Schnell öffnete sie die verschlossene Thüre und — Emmerenzia Gilzer schlüpfte rasch herein, von Ursula mit vielen Knixen begrüßt.

Das erröthende Mädchen sagte: „Ich komme um die Mittagsstunde, wo alle Leute zu Hause sind; da wird man am wenigsten bemerkt.“

Ursula betrachtete das Mädchen. Es war eine kleine, runde, volle Gestalt, von ebenmäßigem Bau und blühender Gesundheit. Ein schwarzes Auge glühte von innerem Feuer. Das apfelrunde Gesichtchen lachte von innerer Heiterkeit und die Gluth der Wangen war jetzt durch jene Erregung erhöht, die ebensowohl ein Kind der Scham war vor dem, was sie hier wollte, als der Sehnsucht, über Dinge einige Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz eben in ungewöhn-

lichem Grade beschäftigten. Sie war eitel und gefallsüchtig, und das Bedürfniß zu lieben war in ihr recht lebendig.

Aha, dachte Ursula, als sie so mit ihrem Einaug' das Mädchen fixirte, da brennt's im Herzen und die Zwei, die sie im Auge hat, ringen um die Macht und Herrschaft in ihr. Sollte Joseph? — Doch nein! Feuillade muß es sein.

„Wollt auch gewiß 'mal so ein Bischen hinter den Vorhang der Zukunft blicken, Jüngferchen?“ sagte sie und der zahnlose Mund verzog sich zu einer zuckersüßen Spitze. „Ja, ja,“ fuhr sie fort, „wer so das Gerisse hat, wie Ihr, weiß am Ende nicht, wohin er sich wenden soll. Der Offizier, wie heißt er doch? — Aha, der Marquis de la Feuillade läuft sich die Beine ab, und wie ich höre, der junge Molina weiß auch die Perlen zu finden?“

Emmerenzia lächelte; aber als Ursula Josephs Namen nannte, wollte ein Seufzer sich herausdrängen aus der Brust, den das Mädchen jedoch unterdrückte.

„Planetchenstellen und Kartschlagen?“ — fragte Ursula.

„Kartschlagen!“ lispelte das Mädchen, und sah ängstlich nach Thür und Fenster.

Ursula bemerkte es. „Seid ruhig,“ sagte sie, „ich schließe die Thür ab, und die Sonnenstrahlen geben uns Licht genug, auch wenn der Vorhang vor das Fenster gezogen ist.“

Schnell räumte sie ihr Eßgeräthe vom Tische weg, schob der Jungfrau einen Stuhl hin und holte die Karten, die sie sorgfältig mischte. Man sah es ihnen an, daß sie stark im Gebrauche waren.

Nach einigemalem Mischen legte die Alte die Karten in einen Kreis, der sich, nach seinem Mittelpunkt immer engere Kreise bildend, so viel verengte, daß zuletzt nur Raum für eine Karte blieb.

Emmerenzia's Augen waren mit einer Aufmerksamkeit der fingerfixen Thätigkeit Ursula's gefolgt, die es über allen Zweifel erhob, daß sie aus voller Seele an die völlige Untrüglichkeit des Orakels glaubte, das sie zu befragen gekommen war.

Ursula setzte eine in Horn gefaßte Klammbrille auf die scharfgebogene Nase und begann das farbige Rund vor ihr zu mustern.

„Herzenskindchen,“ flüsterte sie, „habt Ihr Raum für Zwei in Eurem Herzen? — Seht nur, da liegt Herzbub und Eckfsteinbub, und dazwischen Herzaß und drüben Herzdame. Kann's klarer sein? Ihr müßt Zwei lieben!“

Das Mädchen wurde glühend roth.

„Seht, der Herzbub hat einen Säbel, das ist der Feuillade, und der liegt rechts. Meiner Treu, Ihr habt ihn lieber als den Joseph Molina, denn der ist der Eckfsteinbub und liegt links.

Emmerenzia wischte sich mit dem Taschentüchlein über die Stirne. „Es ist ein schöner Mann,“ fuhr Ursula fort, „und — er hat ernste Absichten, denn seht nur, fünf Herzblätter liegen bei ihm; aber bei dem Herzkönig liegt Kreuzaß. Versteht Ihr das?“

Emmerenzia schüttelte den Kopf.

„Nun, das heißt, Euer Vater will's nicht haben.“

Emmerenzia nickte leise.

„Aber zu dem Joseph neigt er — seht nur selbst.“

Auch jetzt nickte das Mädchen bejahend.

„Seh' ich aber recht, so zieht Joseph sonstwo hin!“

Emmerenzia riß die Augen weit auf und starrte in die Karten.

„Ihr habt eine Nebenbuhlerin. Sie ist schön, sehr schön, aber arm. Kennt Ihr sie?“

„Elisabeth,“ flüsterte halblaut das Mädchen.

„Welche Elisabeth?“ fragte Ursula, als ob sie nichts wüßte.

„Nun,“ sagte das Mädchen stockend, „die drüben!“

„Pah!“ rief Ursula aus. „Arm, wie Hiob! Nein, die nimmt er nicht. Er müßte ja keinen Tropfen väterlichen Bluts in sich haben, wenn er dazu Lust hätte. Glaub's nicht. Aber laßt ihn laufen! Lieber einen Hecht, als einen Weißfisch, sagen die Schiffer. Der Franzose ist ein Marquis. Er bringt Euch, wenn der Krieg

zu Ende ist, an den Hof von Frankreich. Gewiß wäret Ihr seine Zierde."

Emmerenzien schmeichelte diese plumpe Aeußerung. Sie war eitel und hochmüthig, und von den riesiggroßen Vorzügen ihrer kleinen Person überzeugt. Alles gefiel ihr an ihr selbst; nur die Größe, die Größe! Sie trug zwar halb handhohe, rothe Absätze an ihren Schuhen, aber das trug doch nur wenig aus. War sie in Gesellschaft Anderer, so suchte sie durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, der sie sonst durch ihre Kleinheit zu entgehen fürchtete. Daß nun die beglaubigte Wahrsagerin ihr so Großes verhieß, das bezauberte sie und ließ für's Erste den Marquis vor Joseph den Vorrang erlangen.

Während Emmerenzia noch in ihren süßen Träumen schwelgte, und ihr beschränkter Geist es versuchte, seine Grenzen zu überfliegen und sich den Hof Ludwigs des Vierzehnten auszumalen, den der frivole Marquis da la Feuillade ihr mit den glühendsten Farben und üppigsten Bildern vorgemalt, bog Ursula mit ihren langfingerigen Händen die Karten in einen Knäuel zusammen, den sie rasch ordnete und sodann mischte.

„Schöne Aussichten, meiner Sir, schöne Aussichten für Euch," schwatzte sie; „wozu aber Euer Reichthum Euch vollkommen berechtigt. Nun laßt uns aber den zweiten Kreis legen, zuletzt im Quadrat, denn dreimal darf es geschehen, weil aller guten Dinge Drei sind."

Sie legte die Karten wieder in gleicher Weise, und als die letzte Karte, mitten in den Kreis gelegt, Herzdame war, schlug Ursula die Hände zusammen, und stand eine Weile stumm da, wie es schien, von der Macht des Eindrucks überwältigt.

Emmerenzia sah ihr fragend in das blinzende Einaug'. Als sie immer nicht sprach, sagte sie bittend und ängstlich:

„Warum schweigt Ihr doch? Es quält mich Euer Schweigen, Redet doch, ich bitte Euch!"

„Laßt mich zu mir selber kommen," versetzte Ursula; „denn Etwas der Art ist mir niemals vorgekommen. Die Herzdame im Mittelpunkt! Ihr seid ein Kind des Glückes. Wiederum liegt er Euch nahe; wiederum seid Ihr von Königen umgeben."

„Joseph liegt oben im Kreise bei der Schippendame, bei Euerer Nebenbuhlerin, die er — lieber hat als Euch."

Emmerenzia biß sich in die Lippen. Daß er, auch wenn er ihr Gatte nicht werden sollte, die Bettelbirne, wie sie die reizende Elisabeth zu nennen für gut fand, lieben sollte, mehr als sie, das regte ihren Neid auf's Neue an. Sie haßte Elisabeth, weil sie schöner war, als sie. Jetzt sollte sie ihr ein Jünglingsherz entreißen, für das sie allerdings einige Neigung fühlte, dies war denn doch mehr, als sie ertragen konnte.

„Halt!" rief Ursula plötzlich, die den schlimmen Eindruck verwischen wollte, weil sie fürchtete, die Gabe möchte sich verringern.

„Halt! Kreuzaß liegt zwischen ihm und ihr. Das Kreuz, ihre Armuth, ist ein Hinderniß ihrer Verbindung."

Emmerenzia athmete freier.

Ursula strich die Karten zusammen, mischte sie wieder und legte sie nun mit tiefem Ernste in's Viereck.

„So!" sprach sie, als ob ein schweres Werk erledigt sei; „nun wollen wir forschen!"

„Es ist verwunderlich," hob sie nach einem langen Hineinstarren in die Karten an, „wie sich das Alles so macht. Er hat sie verlassen und liegt zu Eueren Füßen. Aber Euere Nebenbuhlerin zieht ihn mit starken Fäden immer noch zu sich hin."

„Wie Dem auch sei, Ihr feiert eine fröhliche Hochzeit, aber mit welchem von Beiden, die um Euch buhlen, vermag ich nicht zu sagen."

Emmerenzia war sehr ernst geworden.

„Legt sie noch einmal," bat sie.

„Das geht nicht, Herzenskind, das geht nicht; aber verlaßt Euch darauf, ich stelle Euch das Planetchen. Das trifft's."

In diesem Augenblicke klopfte es an ihre Thür.

Emmerenzia fuhr erschrocken empor; Ursula faßte sie an der Hand und zog sie in das Stübchen, dann erst öffnete sie die Thür mit großer Vorsicht.

Als Ursula öffnete, trat Frau Pfaff herein. Es war eine Frau von etwa acht und zwanzig Jahren. Ihr Aussehen war blühend, ihre Gestalt voll und rund und Jedermann mußte sie eine hübsche Frau nennen.

„Ei, Gott grüß' Dich, Lieschen," sagte Ursula. „Wär' ich ein Bursche, Dich müßt' ich freien, Du bist so herzig, daß ich Dich küssen möchte. Ist denn der Conrad stockblind, daß er deine Reize nicht sieht?" —

Frau Pfaff seufzte. „Habt Ihr mir das Planetchen gestellt? Das Tränklein hat er getrunken, aber ich merke keinen Erfolg," sagte sie fast traurig.

„Wie hast Du's ihm denn beigebracht?" fragte Ursula.

„Seine Mauerthüre war auf," versetzte Liese Pfaff, „da schlich ich hinab und goß es in ein Biersüpplein, das er sich zum Morgenimbiß bereitet."

„Hat er's auch gegessen?"

„Freilich; Ihr wißt, mein Seitenfensterlein geht gerade auf seine Stube. Ich sah ihm zu. Es schmeckte ihm gut."

„O so sei ohne Sorgen!" sagte Ursula. „Bei dem Einen wirkt's schnell, bei dem Anderen langsam; aber es wirkt. Das ist außer Zweifel. Das Planetchen hab' ich Dir auch gestellt. Besser hat's nie eines Menschen Wünschen zugeneigt. Du wirst seine Frau; aber Lieschen, Du mußt das Deine thun. Sei ihm freundlich. Zeige Dich ihm recht ergeben. Biet' ihm Deinen Ankernachen zur Fahrt nach Köln an. Kurz, versäume nichts, was ihn an

Dich ziehen kann. Nun aber geh', Liebe. Ich habe heute noch viel zu thun."

Frau Pfaff nickte freundlich, drückte ein Geldstück vom Werth einiger Albus in ihre Hand und schied leuchtenden Antlitzes.

„Kommt heraus!" sagte Ursula zu Emmerenzia, als sie die Thüre des Kämmerleins öffnete. Es war ihr höchst unlieb, daß eine Fremde in dies geheimnißvolle Gemach getreten war. Doch auch jetzt klopfte es wieder. Emmerenzia prallte zurück und Ursula schloß zum zweiten Male die Kammerthüre.

Diesmal trat die Magd des alten Molina, des Saalschultheißen, herein.

„Was bringst Du, Annemarie?" fragte freundlich die Prophetin.

„Ach," sagte das Mädchen, „nicht viel. Mein alter Herr möchte Euch gerne sprechen, und ich hab' da auf der Hand eine abscheuliche Warze, die sollt Ihr mir vertreiben. Mein Schatz guckt immer darauf. Sie gefällt ihm nicht!"

„Gleich, gleich!" rief Ursula geschäftig; griff nach des Mädchens Hand, bestrich die Warze und flüsterte jedesmal etwas halblaut dazu. Darauf sagte sie: „Geh' heim, mein Kind. Grüße deinen Herrn und sag' ihm, ich käme. In acht Tagen bist Du die Warze los. Verlass' Dich unbedingt drauf. Kannst's deinem Schatze sagen."

„Was kostet's denn?" fragte das Mädchen.

„Nichts, Kind, nichts; aber wenn Du einer alten armen Jungfer ein paar Weißpfennige schenken willst, so verdienst Du Dir einen Stuhl im Himmel. Siehst Du, man darf Sympathie nicht für Geld anwenden, aber Etwas geschenkt darf ich schon nehmen."

Das Mädchen gab, was sie gefordert und ging. Jetzt öffnete Emmerenzia hastig die Thür.

„Ursula," sagte sie, „mir ist's klar geworden. Mit dem Franzosen, fürcht' ich, ist's nichts. Ich will das Sichere für das Un-

gewisse nehmen. Wirke, daß Joseph mein Mann wird. Jetzt gehst Du zum Alten. Da darfst Du nur ein Wörtlein reden, so ist's von Erfolg." Sie drückte Ursula ein großes Geldstück in die Hand und war blitzschnell verschwunden.

„Wie doch das Zweifelhafte lockt!" sagte die Kartenprophetin. „Wart' ein Bischen, Emmerenz, wart' ein Bischen! Ich denke, Du gibst mir noch manchen Florenzer Gulden, ehe Du Frau Molina bist! Was nur der alte Sünder wollen mag?" sagte sie, und eine teuflische Freude blitzte aus dem unheimlichen Einauge.

Sie ordnete ihre Kleidung und ging.

Drüben im freundlichen Stübchen der Frau Dreis war es auch so stille hergegangen, daß man den Holzwurm im Getäfel arbeiten hören konnte. Mutter und Kind hatten Schweres auf dem Herzen. Das einfache Mahl hatte nicht gemundet und es mochte weder Mutter noch Kind fragen: Warum schmeckt Dir's nicht?

Endlich räumte das liebliche Mädchen ab, setzte sich an das Kleid, welches ihre kunstgeübte Hand für eine reiche Bürgersfrau arbeitete. Die Mutter saß im alten damastenen Lehnstuhl und drehte den feinen Faden an ihrer Kunkel.

Nach einiger Zeit hob sie an: „Kind, ich glaube, daß es an der Zeit ist, mit Dir von Dingen zu reden, die ich Dir bis jetzt verschwieg. Du hast heute früh mit Joseph Molina geredet, und ich sehe, daß Ihr noch nicht von einander lasset, wie wenig es auch möglich ist, daß Ihr je das Ziel der Wünsche erreicht, das der unerfahrenen Jugend so nahe, dem Auge des Alters so unendlich ferne liegt. Die Kluft aber, die Dich von ihm trennt, kennst Du nicht. Es ist nicht allein deine Armuth und sein Reichthum, deine Niedrigkeit und sein hoher Stand, nicht allein die Rücksicht, daß Du zu einer Liebelei zu gut und innerlich zu edel bist, es ist etwas Anderes. Sei aufmerksam, mein Kind, Du sollst zum ersten Mal in das leidenvolle Leben deiner armen Mutter blicken. Möge es Dir ein Spiegel sein, deiner eigenen Erfahrung unbekannt bleiben!"

Elisabeth war die Nadel entsunken. Sie hatte anfänglich ihr erröthendes Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Jetzt war es zum Schooße herabgesunken und ruhte in ihren Händen auf den Knieen, die ein kleiner Schemel ihm näher brachte. Ihr leises Schluchzen verrieth der Mutter die Bewegung ihrer Seele, aber sie that, als sähe, als höre sie das nicht und fuhr fort:

„Als ich so alt war, wie Du jetzt," fuhr Frau Dreis fort, „starb der alte Saalschultheiß Rima, und der Kurfürst von Köln setzte einen anderen ein. Es war ein junger Mann, schön, gefällig, von gewinnender Sitte und Art, der Sohn eines jener reichen Italiener, die seit vielen Jahrhunderten am Rheine den Handel in ihrer Hand hatten, und die man „Gewertschen" oder Lombarden hieß. Mit Einem Wort: Es war der Mann, der noch heute das Amt bekleidet, der Molina.

„Mädchen sind Mädchen, Elisabeth, damals, wie heute. Wir sprachen von Nichts, als von dem schönen, reichen Saalschultheißen Molina, und bedauerten nichts mehr, als daß er katholisch sei. Mein Herz blieb dabei am ruhigsten; denn ich war deinem Vater gut und dein Großvater war ihm geneigt, zumal er ein Gerber war und dein Großvater keinen Sohn hatte, der das Geschäft forttreiben konnte. Ich war sein einziges Kind und mir zu Liebe war er zu keiner zweiten Ehe geschritten, obwohl ich erst drei Jahre damals alt und er ein junger Mann war. Hunderte hätten nicht gehandelt wie er.

„Mir wär's im Traume nicht eingefallen, daß der junge Molina sein Auge auf mich werfen könne; aber es geschah, und je weniger ich es beachtete und zu beachten Lust hatte, desto heftiger wuchs seine Leidenschaft. Wo ich war, da war er auch. Ueberall und über alle Maßen zeichnete er mich aus, sprach, tanzte nur mit mir, hatte nur Augen für mich. Die Mädchen nannten mich im Scherze, durch den der Neid hindurchblickte, „Frau Saalschultheißin."

„Soll ich es aber in Wahrheit gestehen, der Mensch war mir unaussprechlich zuwider. Es war Alles an ihm so heftig, so leidenschaftlich, daß es mir unheimlich wurde, wenn er sich mir nahete.

„Deinen guten Vater scheuchte die Bewerbung des Mannes, der Alles in der Stadt vermochte, zurück. Ich las das Leid in seinen Zügen. Einen bessern Menschen, ein treueres Gemüth, als ihn, gibt's nicht mehr auf Erden.

„Was mich aber noch mehr gegen den Lombarden einnahm, das war sein lauerndes, tückisches, feindseliges, mit Einem Worte sein echt wälsches Wesen. Er hatte für Jeden ein freundliches Gesicht, aber im Herzen stand's anders, und wer ihn beleidigte, der hatte einen ewigen Feind an ihm. Deinen Vater, obwohl ein ehrbarer Bürgerssohn, behandelte er wie einen Knecht, wenn er ihm irgendwo nahe kam.

„Glaubst Du wohl, daß dein Großvater die Bewerbungen des Saalschultheißen gerne sah? Daß er eine Heirath zwischen ihm und mir wünschte, obwohl er als echter Reformirter es sonst nicht billigen konnte, wenn Mann und Frau nicht Eines Glaubens waren und er den Katholiken abgeneigt war, weil er ihren Druck unter der Macht Spinola's reichlich erduldet hatte?

„Meine Art, mich gegen Molina zu gehaben, war kalt, höflich und nichts weiter. Dennoch warb er bei dem Vater, und ich — erklärte, daß Niemand, als Georg Dreis mein Gatte werden würde. Was früher deinen Großvater glücklich würde gemacht haben, das schmerzte ihn jetzt tief; allein er war zu gut, mich zu zwingen. So erhielt Molina einen Korb und Georg Dreis wurde mein glücklicher Gatte.

„Die Leute konnten mich nicht begreifen. Ich begriff wohl, was ich that. Das glänzende Glück ist selten das rechte, dauernde. Sie sagten: Du hast das Glück von dir gestoßen! Ich sagte: Ich habe es gewonnen, und es war so.

„Aber Molina war außer sich. Das hatte er nicht vermuthet. Er war seines Zieles zu gewiß; daher traf ihn das Mißlingen wie ein Donnerschlag.

„Er verreiste einige Zeit in seine Vaterstadt, Köln, und kam mit einer jungen Frau wieder. Sie war eine gute Seele, wie man hörte; aber kränklich und schwächlich. Im Wochenbett mit ihrem ersten Sohne starb sie. Molina hielt Haus mit Ursula, und die Welt redete Arges von ihm und ihr. Gegen uns war er sehr freundlich. Manchmal aber begegnete ich einem Blick, aus dem ein Teufel sprach. Dein guter Vater glaubte mir nicht, wenn ich ihn vor Molina's Freundlichkeit warnte. Ich wußte besser, wie es stand, als er es wußte.

„Dein Großvater hatte das Zeitliche gesegnet. Wir waren reich, meine Elisabeth. Die schönste Gerberei des „Holzmarktes“ war unser, die jetzt der alte Lang besitzt. In unserem Getüche und Schreinwerk steckte ein Reichthum alleine schon.

„Da kamen die Franzosen. Ach, Kind, das war eine Zeit, die ich nie vergesse. Du warst noch nicht auf der Welt. Jedermann barg seine Habe, sein Getüche, sein Silber, sein Geld. Wir hatten in unserem Hause kein heimliches Gemach; aber im „Saale“ waren Räume genug zum Verbergen. Molina nahm Anderer Gut auf, uns schlug er's rund ab, das Unsere zu verbergen. Er war ein Wucherer geworden, trieb Handel mit dem „Feuerwein der Thäler“ und sein Reichthum wuchs, weil dieser Wein berühmt, beliebt und sehr gesucht war.

„Die Franzosen nahmen die Stadt ein. Alles wurde geplündert, nur „der Saal“ nicht, weil er kölnisch war. Ach, mein theures Kind, alles fertige Leder schleppten sie uns fort, weil Molina uns angeschwärzt hatte; Alles, was mitzunehmen war, raubten sie.

„Ich mußte flüchtig werden, und fand in der Mühle zu Nauheim eine Zufluchtstätte. Deinen armen Vater schleppten sie in den „Saal“ und folterten ihn, daß er sage, wo sein Geld,

Gold und Silber liege, und Molina gab die entsetzlichen Geräthe der Folterkammer dazu her. In der Höllenqual der Schmerzen sagte er ihnen die Ledergrube, in der es lag, sagte ihnen, wo unser Getüche lag, um nur das Leben zu retten. Alles wurde geraubt, Alles.

„Als ich wieder kam, fand ich ein leeres Haus. Was sie nicht rauben konnten, war zertrümmert, und was das Schrecklichste war, deinen Vater fand ich mit entzündeten Gliedern, lahm am ganzen Leibe durch die entsetzlichen Folterqualen. Noch vier Wochen litt er alle Schmerzen, die zu denken sind — dann starb er und — am Tage seines Begräbnisses wurdest Du geboren.

„Was sollte ich thun? An ein Fortführen oder besser an ein Wiederanfangen des Geschäftes war nicht mehr zu denken. Ich verkaufte es um ein Spottgeld und kaufte ein Häuschen, das hinter dem „Saale“ steht, wo das Schlupfgäßchen nach dem Markte führt. Es zehrte den Rest Dessen auf, was ich erlöst, nachdem ich mir wieder ein Bett angeschafft und die unentbehrlichste Leinwand und Kleidung.

„Denke Dir meine Lage! Nur Du, Du allein hieltest mich am Leben. In deinem Lächeln vergaß ich meinen Jammer, für Dich zu leben, war ja mein heiligster Beruf. Noch eine Rettung hatte ich. Dein Vater hatte Molina tausend Florenzer Gulden geliehen; aber in seiner Treuherzigkeit und Arglosigkeit ohne Pfand, ohne Verschreibung. Damit konnte ich bei treuem Fleiße weithin meine Tage fristen.

„Ehe ich jedoch es forderte, ereignete sich etwas, woran ich nie gedacht hätte. Molina suchte mich auf; tröstete mich; versprach mir seinen Beistand. Ach, wie blutete mein Herz, als ich den vor mir sah mit heuchlerischer Theilnahme, der an deines Vaters Tod schuld war. Auf dem Todesbett hatte er mir's ja erst gesagt, mit welcher teuflischen Freude er an der Marterbank gestanden und zu den Franzosen gesagt hatte: „Schraubt fester! Noch fester! Er muß

bekennen! Und stirbt er, so ist's ja nur ein Ketzer!" Er hatte mir's gestanden, daß er triumphirend ihm zugerufen: „Ha, nun ist meine Rache gesättigt, daß Du mir das Weib genommen, an dem meine Seele hing. Du stirbst und sie ist elend!" —

Elisabeth schauderte zusammen und wurde bleich wie eine Leiche. Ihre Thränen rieselten noch, aber sie fühlte es nicht. Ihre Hände waren ineinander gepreßt, daß alles Blut zurückwich. Ihr starrer Blick ruhte auf den Lippen der Mutter, die so Gräßliches ausgesprochen.

„Nach einigen Tagen," fuhr die Mutter fort, „kam er wieder und — denke Dir das Entsetzliche! Er warb um meine Hand! —

„Was ich damals geredet, Kind, ich weiß es nicht, aber es müssen Worte gewesen sein wie Dolchstöße; Worte, wie die Donner des Himmels; Worte, wie der Richterspruch des jüngsten Tages — denn er wankte todtenbleich hinweg, vernichtet, zerschmettert, und ich, o ich habe mich stark gefühlt, mein schweres Loos zu tragen, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.

„Aber seiner Verworfenheit Boden habe ich doch noch nicht gekannt. Als ich ihm nach einiger Zeit unser Darlehen fordern ließ, da hat er's abgeleugnet, und als ich ihn vor den „Thälerrath" laden ließ — da hat er's abgeschworen!" —

Elisabeth stieß einen Schrei aus, der herzzerschneidend war. Nur so konnte ihre Seele leichter werden, nur so wich der Krampf, der ihr die Luft entzog.

Die Mutter sprang auf und eilte ihr zu Hilfe. Sie wehrte sie ab.

„Laßt, laßt," sagte sie; „es ist vorüber. Fahrt fort, Mutter! Endet! Heute muß ich Alles hören. Wozu es ersparen auf ein andermal?"

Nicht ohne tiefes Weh betrachtete die Mutter ihr schönes Kind. Ihr Anblick war so rührend, so ergreifend. In diesen Zügen las man ein verlorenes Lebensglück. Die Mutter mußte sich sammeln,

und erst nach einer Weile, die sie in fast lautem Weinen zugebracht, konnte sie das Wort wieder nehmen.

„Hätt' ich damals das Häuschen verkaufen können, wie gerne wäre ich aus der Nähe des Mannes gewichen, der mein Glück mit teuflischem Herzen zertreten hatte. Ich blieb wohnen; aber ich wäre allein in dem Häuschen vor Furcht vor dem Schrecklichen gestorben. Pankraz war bis zu diesem Zeitpunkt in seinen Diensten gewesen. Er wußte um das Darlehen, und als Molina geschworen, er habe es zurückbezahlt, da sagte er zu ihm: „Herr, heute habt Ihr Euere Seele dem Teufel verschworen, ich bleibe nicht mehr bei Euch!"

„Ich nahm damals den noch nicht sehr alten, aber kränklichen Mann in mein Haus auf. Er hat getreulich mir beigestanden; er hat Dich auf seinen Armen getragen, daß ich arbeiten konnte, und da der kleine Joseph den alten Diener auch lieb hatte, wuchset ihr so mit einander auf.

„Was kann das arme, mutterlose Kind für des Vaters Verbrechen und Schuld? sagte er. Ich dachte eben so — aber ich dachte nicht daran, daß daraus neuer Jammer hervorgehen sollte."

Elisabeth preßte ihre Hand gegen das Herz, als wolle sie es vor dem Zerspringen wahren.

„Ihr wuchset auf mit einander und — Elisabeth, laß es mich aussprechen, denn ich war ja heute Zeuge deiner Unterredung mit ihm, ohne daß Du es ahntest, ihr liebt euch. Obgleich Du heute thatest, wie ein ehrbares Mädchen thun muß, so sprach sich doch in jedem deiner Worte die Liebe zu ihm aus."

„Kannst Du die Kluft überschreiten, die zwischen Dir und dem Sohne des Mörders deines Vaters gähnt? Kannst Du je vergessen, was Du heute hörtest?"

„Zwar er ist schuldlos — aber er ist sein Sohn!" —

Elisabeth sprang auf und fiel vor der Mutter auf die Kniee,

barg ihr Angesicht in ihrem Schooß und weinte, weinte lange in dieser Stellung.

Die Mutter faltete ihre Hände über ihrem Haupt und betete laut und innig: „O, Herr, mach' es ihr leicht! O, Herr, hilf und segne sie!" — Und auch ihre Thränen rannen auf des Kindes theures Haupt herab.

Nach langer Zeit richtete sich Elisabeth auf. Ihr Antlitz war bleich; aber ihre Züge sprachen innere Ruhe aus und die Entschiedenheit eines gewonnenen Entschlusses.

„Nun bin ich allein dein!" sagte sie, der Mutter Mund küssend. „Es ist vorüber! Dank Dir, gute Mutter, daß Du den Vorhang wegzogst vor dem entsetzlichen Bilde. Du hast mich gerettet vom Verderben!"

„Und wirst Du mit ihm reden heute Abend?" fragte die Mutter mit bebender Stimme.

„Ja," sagte Elisabeth, „ja, ich muß;" und die Mutter sagte: „So thue es in Gottes heiligem Namen, aber schone sein Gefühl, es ist sein Vater."

Elisabeth drückte schweigend ihre Hand und ging in das Kämmerlein

---

4.

Wenn Wasser wird Feuer,
Und Feuer wird Eis —
Dann höret der Haß auf,
Der glühet so heiß.
Volkslied.

Der „Saal" war ein eigenthümliches, uraltes Gebäude. Einst, als die „Thäler" noch kölnisch waren (und „Thäler" nannte man von uralten Zeiten bis heute die Orte Bacharach, Steeg, Ober-

bixbach, Manubach und die dazu gehörenden Weiler, Höfe und Mühlen; oder mit anderen Worten, die Zubehöre der Burgen Stahleck, Fürstenberg und Stahlberg), erbaute es ein Erzbischof, dessen Namen jedoch keine Urkunde überliefert hat. Es war das Lehenhofgebäude, die Vehme oder das Gerichtshaus, das Rathhaus, darin der „Vierthälerrath" tagte, das Landgefängniß (daher „Kummerhof" genannt), das Zehntgebäude, der Sitz des Saalschultheißen. In seinem Erdgeschosse waren mächtige Bogenhallen. Hier war das Kaufhaus, wo die berühmten „Weingabelungen" gehalten wurden. Mächtige Verließe und Keller bildeten seinen Unterbau. Breite Steintreppen führten zum zweiten und dritten Geschosse. Weite Säle befanden sich dort zu den bereits angegebenen Zwecken. Im dritten Geschosse waren die Wohnungsräume des Saalschultheißen.

Das Gebäude bildete ein großes Viereck aus starken Mauern. Gegen die Straße war in früherer Zeit ein weiter Balcon, wo der Stab gebrochen wurde, wenn Saalschultheiß und Rath den Blutbann gehegt. Oben gingen die Mauern in Zinnen aus, hinter welchen das Schieferdach sich erhob, das man jedoch von unten nicht sehen konnte.

Nachdem das Gebiet der vier Thäler als Kölnisches Lehen an die Pfalzgrafen übergegangen war, blieb der Saal kölnisch, und, die Herrenrechte zu üben, wohnte allzeit der Saalschultheiß darin, wenn auch die Zeit Vieles geändert hatte. Erst im Jahr 1810 fiel das stolze Gebäude unter der Vandalenfaust der Franzosen und der Platz ist frei geblieben.

Es war Mittags etwa zwei Uhr, als mit gewaltigen Schritten Ursula Kreuzhöfer die Fleischgasse herauf kam. Sie trug ein Körbchen an ihrem linken Arm und war außergewöhnlich gut gekleidet. Ihr Gesicht war ernst, und das unstäte Auge sah in jeden Winkel. Sie schritt quer über die Gasse und verschwand in dem Bogenthore des Saales.

„Habt Ihr die alte Kreuzspinne in den Saal gehen sehen?"

fragten sich die Leute am Markte. „Was mag die drin wollen? Ist sie doch seit fünfzehn Jahren mit ihrem lieben Herrn verfallen?“

„Alte Liebe rostet nicht!“ sagte eine Obstverkäuferin.

„Nicht doch,“ sagte eine Wäscherin, „der alte Spitzbube da droben wird sich die Karte schlagen lassen, ob er noch Hoffnung hat, der Gemahl der armen Frau Dreis zu werden, die er so lange verfolgt hat, bis sie im „Gotteshäuschen“ Frieden fand.“

„Ah was,“ sagte ein Weinschröter, der auch dabei stand, „er wird sich das „Planetchen“ stellen lassen, wann er sterben muß, damit er die Leute noch wacker quälen kann, ehedenn er ein schöner Engel im Himmel wird.“

„Alles falsch!“ sagte ein verdorbener Schneider, „er will bloß herausfinden, wo sein Josephchen seine alten Goldgulden gegen Scheidemünze umsetzt. Der Narr, ich könnt's ihm besser sagen, als die alte Hexe!“

„Ihr streicht Alle im Nebel,“ fiel ein Schiffer mit blaurother Nase ein, „die alte Hexe geht zum Josephchen. Ihr wißt ja, daß sie kuppeln kann und im „Gotteshäuschen“ sitzt ein Goldhähnchen, das er fangen möchte. Die versteht's!“

„Laßt mir das Mädchen ungehechelt!“ rief in diesem Augenblicke die Stentorstimme des alten Pankraz. „Ist's nicht genug, daß sie die alte Elster da droben arm gemacht hat, soll er sie auch noch in der Leute Mund bringen, durch seinen luftigen Buben?“

„Der Pankraz hat Recht,“ fielen plötzlich Alle ein, „sie ist ein keusches, frommes Kind!“

Der Schiffer ging beschämt weg.

„Meiner Treu,“ sagte die Obstverkäuferin, „dem Joseph nehm' ich's nicht übel, wenn sie ihm gefällt, denn etwas Schöneres hat die ganze, arme Pfalz nicht; aber ihr nähm's Jeder übel, wenn sie mit ihm anbände, denn er ist ein Bruder Liederlich, der's zum Aerger der Bürgerschaft mit den „Pfalzvergiftern“ hält, die Gott verdamme!“

„Ja wohl," sagten Alle, die im Knäuel standen, und Pankrazius Sulzbacher ging ruhiger von dannen, als er gewesen war, da Ursula im Saale verschwand. Mochten sie da droben aushecken, was sie wollten, an sein liebes „Kind" sollten sie ihm nicht kommen, und der alten Kupplerin wollte er ja schon auf die langen Finger sehen und zur rechter Zeit ein Füßchen stellen.

Derweile war Ursula die breiten Stiegen bis zur wohlbekannten Thüre hinaufgeschritten. In ihr wallte es mächtig. Die Erinnerungen früherer Tage wurden wach, wo sie hier allein geherrscht, und die schnöde Art ihrer Entfernung aus diesem Regimente kam wieder lebendig in ihr Andenken. Es war keine freundliche Stimmung, in der sie, ohne anzuklopfen, die Klinke niederdrückte und eintrat.

Es war ein sehr geräumiges, hohes Gemach, dessen schwere Thür Ursula rasch öffnete.

An den Wänden hingen alte Tapeten herab. Sie waren von Leder, und ehemals war, vermittelst Einpressens, allerlei goldenes Laubwerk mit Vögeln darauf zu sehen gewesen, welche Verzierungen aber Alter, Staub, Oeldampf und Feuchtigkeit der Wände längst bis zur völligen Unkenntlichkeit vertilgt hatten. Hin und wieder hing ein Gemälde, in dessem dunkelm Grunde man zechende, flämische Bauern, geschlachtete Vögel und Thiere des Waldes, Blumen und Früchte oder auch wohl eine Darstellung aus der heidnischen Götterlehre erkennen mochte, deren Ueppigkeit nicht eben sehr zu Gunsten des sittlichen Gefühles des Mannes sprach, dessen Wände sie zierten.

Ein Kamin von feiner Steinmetzarbeit, welche die Belagerung Troja's darstellte und wobei in seltsamer Laune oder völliger Zeitverwechslung der Steinmetze Troja mit Falconets und Feldschlangen von riesiger Größe beschießen ließ, nahm die hintere Wand fast ganz ein. Hohe Lehnstühle, mit gepreßtem Leder überzogen, wie die Tapeten der Wände, standen wohlgeordnet umher. Ein venetianischer Spiegel hing an dem Pfeiler zwischen zwei großen, mit Malereien verzierten Fenstern. Ein ungeheurer, eiförmiger Tisch befand sich

in Mitten des Gemachs. Im Kamine loderte, trotz der Wärme draußen, ein großes Feuer, und vor demselben saß in einem mächtigen Polstersessel, beide dick mit Lammpelz umwickelte Füße auf einem ebenfalls gepolsterten Schemel ruhen lassend, der alte Saalschultheiß Molina.

Es war eine Gestalt von mittlerer Größe, feist und wohlgenährt. Der Kopf war kahl und glich fast einem Kapuzinerkopfe mit der Tonsura Petri. Die Wangen waren zwar etwas bleich, das Auge aber glänzte noch immer in unheimlichem Feuer und fuhr unstät umher. Die ganze Gestalt drückte etwas Aufgedunsenes, aber dabei Entnervtes aus, und nur das rubinenartige Leuchten der scharf vortretenden Nase ließ der Vermuthung Raum, als habe beim Becher der Alte seine etwaigen Kasteiungen nicht begonnen. Sah man indeß auf die Beine, so legte das heftige Zipperlein auch nicht gerade den rühmlichsten Beweis für den Gebrauch des Lebens ab.

Als der Alte Ursula erblickte, nahm sein Gesicht einen so zweideutigen Ausdruck an, daß es eben recht schwer gewesen wäre, zu enthüllen, ob Freude oder Unmuth den Vorrang habe, und, wenn Zwei das Entgegengesetzte vertheidigt hätten, so hätten am Ende Beide Gründe für ihre Behauptung finden mögen, insofern ihnen ein Blick in die Winkel dieses Herzens gestattet gewesen wäre. Das kleine, schwarze Auge blitzte die lange Gestalt an, deren letzte Reste von früherem leiblichen Ansehen die fünfzehn Jahre vertilgt hatten, die sie außer dem Hause zugebracht, das sie nun wieder einmal betrat, berufen von Dem, der sie damals nicht auf die glimpflichste Weise daraus entfernt.

In ihrem Auge glühte dunkles Feuer höchst unheimlich. An ihrem Geiste ging jene Zeit vorüber, wo ihre Alleinherrschaft hier geendet, nachdem sie dieselbe bis zum Aeußersten getrieben hatte, wo sie dann, wie Alles, in ihr Gegentheil umschlug.

Sie stand aufgerichtet da und blickte mit dem vollen Ausdruck eines Hasses, der sich des Augenblicks der Befriedigung freut, den

Mann an, der jetzt, unfähig sich zu bewegen, ein Bild des Jammers, vor ihr saß. Ihr Mund zuckte vor innerm Drange, der Seelenstimmung vollen Ausdruck im bittern Worte zu gönnen; aber sie schwieg, der Anrede gewärtig.

Der Alte hatte sich endlich gesammelt und hob an:

„Ursula, ich habe Dich rufen lassen, weil ich Deiner bedarf.“

„Ganz recht, ganz recht,“ fiel sie ihm in die Rede, „sonst hätt' ich lange gut im „Gotteshäuschen“ gesessen; aber es muß doch weit mit Euch gekommen sein, daß Ihr — meiner bedürft? Meiner — Ihr wißt wohl, warum ich das nachdrücklich sage.“

„Warum nicht, Ursula?“ sagte, sich bemeisternd, der Alte. „Du bist so erfahren in sympathetischen Mitteln, als Du weltklug bist.“

„Viel Ehre!“ rief sie aus. „Hätt' nicht gedacht, das von Euch zu hören.“

Der Alte überhörte den höhnischen Ton dieser Worte und fuhr fort: „Der Herr Gilzer hat mir gesagt, Du habest dem alten Pastor von Lorch das Zipperlein mit einem Geheimmittel von Grund aus vertrieben, und“ — er stockte. „Doch“ — fuhr er nach eine Pause fort, „laß uns dies zuerst abthun!“ Man sah, er wollte noch eines zweiten Punktes gedenken.

„Nein, nein,“ rief Ursula, „ich will auch das Zweite wissen, was Ihr noch zurückhaltet!“

„Laß uns dies abthun!“ sagte er. „Ach, wie das sticht, zwickt, brennt und quält! Hilf mir, Ursula, ich bitte Dich, und will's königlich lohnen; hilf mir nur von dieser Qual!“

„Ei, was Ihr sagt?“ fuhr sie auf. „Königlich lohnen? O, ich weiß, was das bei Euch sagen will, denn Ihr seid in Geiz und Verrath eine Judasseele. Habt Ihr denn nicht gehört, daß Sympathie nicht bezahlt werden darf? Wie dem aber sei, der fette Gilzer hat Euch belogen, ich weiß kein Mittel gegen das Zipperlein, denn das ist die Zuchtruthe für alle Sünder, wie Ihr einer seid. Je mehr es zwickt, desto besser, denn nun werden Euch die Augen

aufgehen, und ich glaube, Ihr habt das Zipperlein eben so gut im Gewissen, als in den Füßen. Ihr habt Euch verrechnet, schlauer Fuchs. Zappeltet Ihr drüben am pfälzischen Galgen im Niederthal und ich könnte mit einem Schnitte den Strick abschneiden — glaubt Ihr, daß ich es thäte? Habt Ihr vergessen, wie Ihr mich hinausstießet aus Eurem Hause, wie ein altes Geräthe, was man nicht mehr verwenden kann? — Nein, wenn Ihr von mir Barmherzigkeit erwartet, so irrt Ihr!"

„Weib, Du bist ein Satan!" schrie der wutherfüllte Alte, in dem noch italienisches Blut kochte.

„Für Euch, ja!" sagte kalt Ursula, „und das macht mir Freude."

„Ach, Urselchen," rief er, sich herabstimmend, aus, „hab' Erbarmen mit mir!"

„Urselchen! Urselchen!" höhnte die Alte; „bin zu lang für die Abkürzung und sie ist zu kurz für mich. Der Speck reicht nicht aus, die Maus zu fangen. Hat nicht der arme Dreis in der Folterkammer auch so zu Euch gefleht? Habt Ihr ihn erhört? Nein, „besser zugedreht!" rieft Ihr den wälschen Henkersknechten zu. Wißt Ihr's noch? Ich hab's gehört mit meinen Ohren! Wollt Ihr's leugnen?"

„Weib," schrie der Alte, „was geht das Dich an?" —

Er zitterte wie ein Espenlaub im Winde.

„Nun, nun," sagte Ursula mit entsetzlichem Lachen, „ich denke mir, die Erinnerung an solche Schandthat müßte unvertilgbar sein und Euch noch ganz anders zwicken, als das Zipperlein in den Beinen. Weiß kein Mittel dafür. Der Gilzer hat Euch belogen. Wollt Ihr sonst noch etwas?"

Der Alte bebte vor dem Weibe, das alle seine Thaten kannte. Er gewann kaum den Muth, das auszusprechen, was ihn mehr quälte, als das Zipperlein, die nagende Sorge um Josephs Verhältniß zu Elisabeth. Endlich sammelte er sich.

„Ursula," sagte er bittend, „vergiß doch, was hinter uns liegt. Ich habe gefehlt, Du aber auch, sonst wärest Du noch hier im Hause."

„Da irrt Ihr," fiel ihm Ursula in die Rede. „Der Hauptfehler liegt an der Zeit, die mich alt werden ließ. Ja, ja, da liegt's. Ihr versteht mich schon. Das Bärbelchen war jung —"

„Ursula," rief der Alte, „weißt Du nicht, daß Deine Herrschsucht unerträglich war?"

„Gewiß weiß ich das," höhnte sie; „drum wurde Bärbelchen Herrscherin!"

Molina war außer sich. Er fand keine Handhabe, wo er die Alte fassen konnte. Er begann zu zweifeln, ob er zu seinem zweiten Punkte käme.

„Ursula," hob er endlich wieder an, „man sagt mir, Du littest Noth. Kann ich helfen?"

„Man hat Euch belogen," entgegnete Ursula mit innerem Triumph. „Ich habe nie besser gelebt, als jetzt, wo die reichen Mädchen, wie Emmerenzia Gilzer, fürs Kartenschlagen mich reichlich lohnen, weil ihnen die Franzosen gefallen."

„Ach," fiel ihr der Alte ins Wort, „da nennst Du einen mir werthen Namen. Sie wird doch nicht?" —

„Ei warum denn nicht?" fragte Ursula. „Meint Ihr, die sauberen französischen Offiziere sollten den Mädchen nicht gefallen? Die hat auch keinen Kiesel, wo Andere das Herz haben!"

„Sie soll ja die Braut meines Sohnes werden!" platzte der Alte heraus.

Ursula lächelte, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken lief.

„So," sagte sie gedehnt. „Habt Ihr Euch da nicht verrechnet?"

Der Alte sagte: „Das ist Alles geordnet zwischen Gilzer und mir."

„Da habt Ihr aber noch Jemand vergessen!" versetzte Ursula.

„Wen denn?"

„Mich! mich! Herr Molina," rief sie mit gellender Stimme.

„Mich habt Ihr vergessen; und ich will's nicht. Versteht Ihr mich? Ich habe geschworen, daß die Sünde, die Ihr an Frau Dreis und ihrem Engelskinde begingt, dadurch gut gemacht werden soll, daß Euer Sohn Joseph sie heirathet, sie, das arme Kind aus dem „Gotteshäuschen", und er will's auch. Was habt Ihr dagegen? Ha! ha! ha! Springt bis herauf, wo die Wolken des Himmels gehen, trotz Euerm Zipperlein, und sie wird doch sein Weib. Ihr solltet mir's danken, daß ich Eure Sünden gut mache!"

„Danke Dir's der —" rief Molina.

„Halt! halt!" sagte Ursula, „ruft Eueren Bundesgenossen nicht. Er könnte kommen vor seiner Zeit."

Der Alte fuhr entsetzt empor, sank aber unter Schmerzgeheul wieder in den Lehnstuhl zurück.

„Ursula," flehte er, „ich will Dir Geld geben, so viel Du willst, kupple nicht den Joseph an das Bettelmädchen!"

„Wer hat des achtbarsten Bürgers Kind, das Kind eines Rathsbürgermeisters, in das „Gotteshäuschen" getrieben und es zum Bettelmädchen, zur Waise gemacht? — O, das sind ja schöne Geschichten! Erst den Vater morden helfen; dann das Geld abschwören! Meiner Treu! Und dann es „Bettelmädchen" schimpfen! Euch wär's eine Ehre, wenn sie Josephs Frau wäre, und die Hölle in Eurem Gewissen würde vielleicht um Vieles milder."

„Ursula," stöhnte er, „sei menschlich!"

„Wart Ihr's gegen Dreis?" fragte sie. „Wart Ihr's gegen mich, als Ihr mich hinausstießet, die Genossin Eurer Sünden? Wart Ihr's, als ich darbte in der ersten Zeit, bis ich mir meinen Erwerb gesichert? Wart Ihr's, als ich mich nach Eurem Kinde sehnte, an dem mein Herz hing, und Ihr verbotet's ihm, zu mir zu gehen? — Nein; er heirathet Elisabeth, so wahr ich Ursula heiße, und des Kindes Anblick muß Euch alle Tage an Euere Verbrechen mahnen."

„O Du Teufel!" rief Molina, „fort mit Dir!" Er schäumte

vor Grimm, aber er mußte sich verzehren in schmählicher Wuth. Er suchte nach einem Werkzeug, um es nach ihr zu schleudern, aber er fand keins.

„Bemüht Euch nicht," höhnte sie. „Es ist kein italienischer Dolch zur Hand."

„Morgen lasse ich Dich in das tiefste Verließ des Kummerhofes stecken!" rief er, „wo Du verderben sollst vor Hunger!"

Sie lachte laut auf. „Wo sollte Euch der Muth herkommen?" fragte sie höhnend. „Ich würde ja dem Rath Eueren Sündentopf aufdecken. Ich werde ihn in den Keller führen — wo — wo — vielleicht — noch Reste sind, die Euch verderben müssen!"

Molina hielt beide Hände vor die Ohren, daß er nicht höre, was sie sagte.

„Warum wollt Ihr nicht hören, Herr Saalschultheiß?" fragte sie, näher tretend. „Gebt Euer Jawort zu Josephs Heirath mit Elisabeth oder ich rede! — Gebt Ihr mit Zinsen das gestohlene Geld oder ich sage auf dem Markt Alles, was ich weiß. Und wenn ich hängen muß am Kurpfälzer Galgen, so hab' ich doch die Freude, daß Ihr bei mir hängen werdet. Es ist doch eine hübsche Sache um Gesellschaft!"

Der alte Mann war in sich zusammengesunken. Sein Auge sah starr und glasig vor sich hin. Sein Haar war emporgesträubt, die Arme hingen machtlos herab.

Ursula rüttelte ihn, aber er schien gefühllos.

Da packte sie selbst eine höllische Angst. Es war ihr, als sähe sie höllische Geister vor sich, als hörte sie das schreckliche Gahren der verrosteten Kellerthüre, das Pfeifen der trockenen Foltergeräthe. — Von unsichtbarer Macht gepeitscht, floh sie aus dem Hause, dessen Räume Zeugen von Entsetzlichem waren, was sie blos angedeutet. Sie floh die Stiege hinab, und erst, als sie aus dem hochgewölbten Thore der Hallen des Untergeschosses trat, nahm sie wieder ihre ganze Kraft zusammen. Ihr Gesicht war ruhig. Um ihren Mund

spielte ein zufriedenes Lächeln, und Niemand hätte ahnen mögen, welcher Sturm unter dieser glatten Oberfläche tobte, und wie es in dem Herzen aussah, das trotz der genommenen Rache bebte bei der Erinnerung eigner Schuld.

5.

Wie ist's so still im Häuslein hier,
So einsam und so leer;
Denn Niemand theilt die Freud' mit mir,
Kommt freundlich zu mir her.
Und die ich lieb', die liebt mich nicht —
Wie? wird das Aug' mir trüb?
Laß ab, laß ab! das Herz schier bricht,
Es bricht in treuer Lieb' —!

Rheinisches Volkslied.

Der Abend sank herab auf die Fluth des Rheines, mild und freundlich, fast wie ein Frühlingsabend. Ueber Lorch stieg der Vollmond herauf, aber nicht golden und klar, sondern blutig roth, denn der Herbstnebel schwebte schon über dem breiten Rheinthal. Es war ein Anblick, wie er am Rheine zwar nicht selten, aber dennoch stets das empfängliche Gemüth spannend ergreift. Ein eigenthümliches Licht lag auf den vom Abendwinde sanft gekräuselten Wogen, die röthlich schimmerten; ein eben so wundersames Licht lag auf den Bergen, auf der Stadt.

Jetzt hoben die mächtigen Glocken von St. Werner und der Hauptkirche über den Strom her, getragen von seinen Wellen, wunderbar zu klingen an. Morgen war Sonntag.

Alles war sonst so stille. Nur ein Kahn glitt leise über die Wellen. Ein Jüngling saß darin und strich sanft mit dem Handruder durch die rothschimmernde Fluth.

Jetzt, als das herrliche Geläute erschallte, legte er das Ruder auf seinen Schooß, faltete seine Hände und betete leise, aber innig. Er saß lange stille da. Die Fluth trieb den Kahn gegen „die Insel". Das stärkere Rauschen weckte ihn. Zwei gewaltige Ruderschläge — und der Kahn hatte den Punkt wieder erreicht, von dem ihn die Fluth hinabgetrieben.

Der Jüngling blickte in das schäumende Element am „Altarsteine" zurück und sagte: Was wär's denn gewesen? — Um mich trauerte Niemand.

Und dennoch, als wäre dies Wort eine Lüge, ruderte er nun stärker, und bald legte er den Kahn am Ufer fest.

Das Netz war voll Fische. Er öffnete seinen Fischkorb, that sie hinein, schloß ab und trat, nachdem der Kahn an den schweren Stein mit eisernem Ring angeschlossen war, an's Ufer.

Noch einmal sah er über die Fluth. Die Nebelschichte hatte sich tiefer gesenkt, der Mond strahlte silberhell und auf den Wellen zitterte sein Schimmer wie Tausende mattflimmernder Sterne.

Wohin denn jetzt? fragte er sich. In's leere Haus? — Nein! Was soll ich in dem leeren Stübchen mich alleine härmen? O, Elisabeth! seufzte er leise, könnt' ich bei Dir ein Stündchen kosen, wie selig könnte ich einschlummern. So aber. — Ich will in den „Stern" gehen und ein Glas Bier trinken.

Er schritt den Rheindamm entlang und bog zum „Fleischthörchen" ein, nicht ohne einen Blick hinauf zu senden, wo sein stilles Lieben seinen Angelpunkt hatte. Dort flimmerte ein Lämpchen durch's Fenster. Sie saß gewiß noch und nadelte an einem Kleide, was morgen eine Reiche schmücken sollte — und sie ging im bescheidenen, armen Kleidchen daher, sie, die eine Krone tragen könnte!

Das und derlei dachte der Jüngling, als er sich an die Mauer des Hauses lehnte, welches den Winkel der „Fleisch-" und „Untergasse" bildete, dem Sternwirthshause gegenüber. Dunkler Schatten lag dort, wo er lehnte.

In diesem Augenblicke rannte Jemand vom „Gotteshäuschen“ her die Mauertreppe neben dem „Fleischpförtchen“ herab mit einer seltsamen Hast. An Conrad vorüber wollte Joseph Molina, — denn Conrad erkannte ihn sogleich — die „Fleischgasse“ hinauf eilen, aber zwei Franzosen kamen herab die Straße und fingen ihn auf. Es waren der Marquis de la Feuillade und Montbrisard, sein Freund.

„Wohin so rasch?“ fragten sie den Genossen ihrer Spiel- und Trinkgelage.

Was Joseph antwortete, verstand Conrad nicht; aber die Beiden zogen ihn mit sich, und bald waren sie im gewölbten Thore des „Sterns“ verschwunden.

Conrad stand wie gefesselt. Sein Herz schlug fast hörbar. Seine Glieder bebten und die Fäuste ballten sich krampfhaft.

Wo kam er her? fragte er sich endlich, ruhiger geworden. O, sie hatte gewiß ein Kosestündchen mit ihm, dem Unwürdigen, der sie doch verräth — und dich, dich, der du sie so innig liebst, dich verschmäht sie!

Ein unaussprechlich bitteres Gefühl erfüllte ihn, und es wurde ihm so weh' um's Herz, daß er wünschte, er hätte seinen Kahn zerschellen lassen drüben am „Altarsteine“.

So stand er noch da, als abermals eine Gestalt denselben Weg über die Mauer kam. Der Gang war leise und schleichend. Man sah es der Gestalt an, daß sie nicht wollte gesehen sein.

Bei der Erscheinung dieser Gestalt wurde Conrad aus seinen düsteren Gedanken und Gefühlen geweckt. Der Mond war durch eine Wolke verschleiert worden; man konnte die Umrisse nicht genau unterscheiden, und so scharf auch des Jünglings Auge war, so mußte er sich doch anstrengen, um bei dem Näherkommen des Schleichers seinen Vetter Pankraz zu erkennen.

Pankraz, dessen vom Alter getrübtes Auge so wenig die im tiefen Schatten lehnende Gestalt Conrads gesehen, als die schärferen

Augen der Franzosen und ihres Genossen, fuhr in jähem Schrecken auf, als ihn eine kräftige Hand aus dem Dunkel am Arme faßte.

Der Ton der wohlbekannten Stimme in dem gepreßten „Woher?" ließ ihn jedoch schnell das Erschrecken vergessen.

„Von der Mauer," sagte er flüsternd. „Ich habe Wache gestanden, denn Joseph und das „Kind" hatten eine Zusammenkunft."

„Also doch!" stieß Conrad hervor und ließ mit einem Stoße des Alten Arm fahren.

„Nun, wirf mich um!" zankte Pankraz; „wirf mich um, als Lohn für die Sorge für Dich!"

„Was hilft mich Alles?" stieß Conrad hervor, und der Ton, mit dem er die Worte sprach, gab Zeugniß, wie das Aufgebenmüssen seiner schönsten Hoffnungen sein treues Herz zerriß.

„Sei gescheidt, Conrädchen," sagte Pankraz, „jetzt hast Du am wenigsten Ursache, so verzweifelt Alles aufzugeben? Soll ich Dir sagen, was ich gehört?"

„Ich mag's nicht wissen! Gute Nacht!" — sagte Conrad und wollte rasch um die Ecke biegen.

„Narr, Du," rief Pankraz, und hielt ihn fest am Wamms. „Hör' doch erst, wie's steht."

Conrad gehorchte fast willenlos, und Pankraz erzählte: „Heute hat ihre Mutter ihr Alles gesagt, was längst alle Welt weiß, nur ihr von der Mutter verschwiegen worden war, weil sie den stillen Frieden ihrer Seele durch so schreckliche Kunde nicht erschüttern wollte. Elisabeth hat in den bodenlosen Abgrund geschaut, der sie auf ewig von Joseph trennt. Schon heute früh hatte er sie um eine Unterredung angefleht. Sie wollte ihn nicht sprechen, denn sie kennt sein liederliches Treiben mit den Franzosen. Nun aber drängte es sie, mit ihm zu reden, und sie hat es gethan. O, Conrad, das „Kind" ist ein Engel. Sie hat geredet wie ein Pfarrer. Mir ist's durch die Seele gegangen, wie ein zweischneidig

Schwert. Und nachdem sie ihm gesagt, daß er von ihr ablassen sollte, daß sie ihn nicht lieben dürfe, daß Vater= und Mutterfluch auf ihrer Liebe ruhen würde, hielt sie ihm eine Predigt, Conrad, sie hätte ein steinern Herz weich gemacht."

Allmälig war bei Pankraz' Rede die Eisrinde geschmolzen, die der Schmerz um des Jünglings Herz gelegt. Ruhiger hörte er die Erzählung an. Immer mehr Theilnahme zog seine Seele zu den Worten des Redenden, und nach und nach hob mit der Hoffnung die Begierde, mehr zu erfahren, bei ihm an.

„Was that er?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Was er that, Conrad? Er wollte reden, wollte Einwürfe machen, aber das Mädchen ließ ihn nicht. Sie mußte ihr Herz erleichtern. Und doch wie weich und sanft hat sie ihm das Härteste gesagt, seines Vaters Schandthat an dem ihrigen, an ihrer Mutter! Er schwieg zuletzt ganz, und mir schien's, als weine er. Mit einem Male rief er aus: „Es ist Lüge, höllische Lüge, ersonnen, uns zu trennen!" Aber da erhob sie ihre Stimme, daß es mir durch Mark und Bein drang, und sagte: „Es ist schreckliche Wahrheit!" Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber sie stieß ihn sanft zurück und sagte: „Berühre mich nicht, wir sind für ewig geschieden!" Darauf verschwand sie. Er stand noch lange im Mauerfenster, als müsse er sich erst Alles zurecht legen, daß er es begreifen könne. Dann rief er aus: „Ich will ihn selbst fragen! Er muß mir Rede stehen, und wenn auch das letzte Band, das kindlicher Liebe und Achtung, zerreißen muß!" Und nun rannte er davon. Er ist heim zum alten Sünder, und Gott erbarme sich über den Auftritt zwischen Vater und Kind, der jetzt Statt haben mag."

Ein tiefer Seufzer löste sich aus Conrads Brust. Es war ihm, als würde ein Berg von seiner Seele gehoben.

„Wenn Du schon lange hier stehst," sprach Pankraz, „so mußt Du ihn vorbeieilen gesehen haben."

„Ja, ja," sagte darauf Conrad. „Er kam aber nicht weit,

denn seine Spießgesellen, die beiden liederlichen Pfalzvergifter, haben ihn hier abgefangen, und nun sitzt er im „Stern" und knöchelt oder landsknechtet mit ihnen."

„Großer Gott!" seufzte Pankraz, und faltete die Hände. „Er war ein gutes Kind, aber seit er in Heidelberg studirte, ist er auf Wege gerathen, die nur zum Verderben führen können, und hat sich auf die flache Seite gelegt. Wer das so schnell vergessen kann, was ihm das „Kind" sagte, an dem ist Hopfen und Malz verloren!"

Beide standen eine Weile in tiefes Nachdenken versunken. „Gute Nacht!" sagte abermals Conrad. Er wollte heim, denn es war ihm jetzt ein Bedürfniß, allein zu sein und seinen Gedanken nachzuhängen; abermals faßte ihn Pankraz am Arm.

„Eile nicht so," sprach Pankraz bittend. „Ich habe Dir noch Eins zu sagen, was mir schwer auf der Seele liegt. Heute Nachmittag trug Elisabeth zu der Bürgermeisterin ein Kleid, das sie ihr gemacht. Du weißt, ich folge dem „Kinde" überall, wie sein Schatten! Da kam ihr der Franzose, der Feuillade entgegen, und sein Habichtblick erkannte schnell den Reiz des Mädchens. Mochte sie das Tuch, das ihr schönes Gesichtchen verhüllte, tiefer herabziehen — es war zu spät. Er stand wie ein Bezauberter da, als sie leicht über die Steine der Gasse hinwegschwebte. Du kennst ja ihren Gang, so leicht, daß man ihn kaum hört! Unglückseliger Weise begegnete ihm der Trunkenbold, „der Sternwirth," dem er ein guter Kunde ist, und die Zwei wälschten nun miteinander. Ich verstand kein Wort, aber ich hörte von dem Sternwirth des „Kindes" Namen nennen, und sah, wie er wieder mit ihm die Fleischgasse hinabging und ihm das „Gotteshäuschen" wies, wo sie wohnt. Begreifst Du, daß ihr Gefahr droht? Ist Dir klar, daß wir wachen müssen, und daß vier Augen kaum hinreichen werden, den schlauen Wüstling zu beobachten und ihre Thüre zu bewachen?"

Conrad erschrak. Kaum wich eine Sorge von seiner gequälten

Seele, so legte die andere sich schon wieder eben so schwer darauf und umstrickte sein Herz, wie der Polype seine Beute. Er drückte des treuen Alten Hand und sagte fest: „Mir stehen mehr Augen und Arme zu Dienst, als Ihr wißt. Gute Nacht!"

Der Alte wandte sich seinem Häuschen zu, dessen knarrende Thüre sich bald hinter ihm schloß, aber Conrad trat in den „Stern" und setzte sich in die Ecke des Ofens.

Das Zimmer, wo er Platz nahm, umschloß nur noch einen Gast außer ihm. Es war ein alter Kürschner, der viel in der Welt sich umgesehen, aber außer seiner Kunst wenig mehr in die Vaterstadt gebracht, als einen unbesiegbaren Durst. Er schlief sanft, als Conrad eintrat, und selbst das laute Parliren in dem hellerleuchteten kleinen Nebengemache, wo Joseph und seine Spießgesellen saßen und würfelten, konnte ihn nicht wecken; als aber Conrad sich an ihm vorüber wand, um die ziemlich finstere Ecke zu gewinnen, stieß er mit einem Metallknopfe seines Wammses an des Kürschners Glas. Dieser Ton weckte den Schläfer auf der Stelle, und mit instinctartiger Hast griff er nach dem Glase, von dem er glauben mochte, er habe es selbst mit dem Arme berührt, und es drohe sein goldnes Naß auf den Tisch zu ergießen, während er ein besseres Plätzchen für diese edle Thräne wußte, die er am Boden übrig gelassen.

Mit wunderbarer Sicherheit ergriff er das Glas und sog den Rest mit einem unaussprechlichen Tone schmalzenden Behagens ein, blickte aber wehmüthig auf des Glases nun trockenen Boden.

Jetzt sah er seinen neuen Nachbar.

„Ei, sieh' da, Schiffer Aichspater," sagte er freundlich, „ein seltener Gast hier, ein seltener Vogel, in der That. Und so spät noch?"

„Nicht so selten, und nicht so spät, wie Ihr meint, Meister Vogel," sagte Conrad. „Möcht' auch 'mal ein Schöpplein Diebacher

Feuerwein trinken, den der Sternwirth überaus gut aus dem Keller des alten Eberhard in Diebach erstanden hat."

„Feuerwein?" dehnte mit großen Augen der Kürschner, „das ist ein Tropfen, der ist nur für vornehmer Leute Kehlen. Ich trinke mein Schöpplein aus der „Wolfshöhle" gegen Steg zu; Ihr wißt ja. Er ist auch nicht zu verachten."

„Gewiß nicht," versetzte Conrad, „aber ich hab' heut' einen rechten Fischzug Petri gethan, bin wacker naß geworden und möchte darum von innen heraus einheizen, damit's nichts schadet. Wollt Ihr mein Gast sein? Ihr wißt, ich bin ein Liebhaber von Geschichten aus fremder Herren Länder, und die habt Ihr reichlich erlebt und gesehen."

„Hm! Warum das nicht?" schmunzelte der durstige Bruder. „So laßt 'mal eins kommen, und wir wollen dann sehen, was Euch gefällt."

Vogels schwimmende Säuferaugen blitzten noch einmal auf, als der Wirth das Schöpplein des seltenen Weines vor sie hinstellte und maschinenmäßig sein: Wohl bekomm's! sagte. Dieser Feuerwein war ein Produkt der Kunst in den Vier Thälern, besonders in den Dörfern Manubach und Oberdiebach. Der süße Most wurde in Fässer gefüllt, und diese in eigene, enge, niedere, völlig feuerfeste Gewölbe gelegt und dann bis zu einem gewissen Grad in dem Fasse gekocht. Das ganze Verfahren war nur im Besitze weniger Winzer, die mit dem „Feuerweine" sehr gute Gewinne erzielten. Begreiflicherweise war er eben so stark und süß, als theuer, und mochte darum nur selten den Schoppenstechern zu Theil werden, während er als Handelsgut weit in die Ferne ging. Mit seliger Lust schlürfte Vogel das edle Getränk und wollte eben eine Erzählung anheben, als Conrad plötzlich ihm in's Ohr raunte: „Was parliren die da drinnen doch? Ihr seid in Frankreich gewesen; versteht Ihr ihre Sprache?"

„Ob ich sie verstehe?" gegenredete Vogel. „Das mein' ich!

War drei Jahre in Paris und sollte die schnatternde Sprache nicht verstehen? Ist's Euch drum zu thun, so will ich Euch Wort für Wort verdollmetschen!"

Ehe indeß Conrad eine Sylbe zu antworten vermochte, wurde die Stubenthüre heftig aufgerissen. Molina's Magd stürzte glühend und fast athemlos herein.

„Ist unser junger Herr hier?" fragte sie mit Hast.

„Der sitzt da drinnen bei seinen lieben Genossen!" sagte mit grimmigem Ausdrucke der alte Kürschner Vogel, und das Mädchen stürzte in die Thüre.

„Junger Herr," rief sie aus, „seit länger denn einer Stunde suche ich Euch in der ganzen Stadt. Eilt, eilt, Eueren Vater hat der Schlag gerührt. Er ist gelähmt und sprachlos. Jesus, Maria, Joseph! Was für ein Jammer und Elend ist das. Kommt, kommt schnell!"

Betäubt von der Schreckenskunde, saß Joseph einen Augenblick, dann sprang er über den Tisch und eilte hinweg, ohne sein Geld einzustecken, dessen sich die Franzosen ohne Weiteres bemeisterten. Von dem Vorgange begriffen sie Nichts, bis der Wirth ihnen die Sachlage erläuterte. Ein bemitleidendes Kopfwiegen war der Tribut der Theilnahme. Im nächsten Augenblicke verlangten sie eine neue Flasche Feuerwein, und begannen nun ein Gespräch, dessen Inhalt Conrads Theilnahme schneller von dem harten Geschick Joseph Molina's ablenkte, als er unter anderen Umständen sein gutes Herz würde gestattet haben.

Vogel verdollmetschte eifrig und treu, und Conrad vernahm, daß Feuillade seinem Freunde Montbrisard erzählte, wie ihm heute das reizendste Geschöpf begegnet sei, das er je erblickt. Mit dem Feuer einer unreinen Phantasie, aber mit einer Glut schilderte er Elisabeths bezauberndes Wesen, daß man es jedem Wort anmerkte, wie tief der Eindruck sei, den das Mädchen auf ihn gemacht haben müsse.

O, wie gerne hätte jetzt Conrad in seinem Grimme gethan, was Pankraz als bloße hyperbolische Redeweise im Munde führte, wenn er zornig war, nämlich dem Franzosen den Hals gebrochen, der durch seine lüsterne Schilderung das Mädchen entweihte, das wie eine Heilige in Conrads Seele herrschte; aber er mußte sich zusammen nehmen; denn es ahnete ihm, da der Wein die Zungen zu lösen begann, er werde mehr hören, was ihm zu erfahren so wichtig war.

In höchst frivoler Weise verlief das Gespräch der beiden Soldaten, die in dem Räuberleben in der Pfalz den letzten Rest bessern Gefühls verloren hatten, welches ihnen das Leben am Hof ihres allerchristlichsten Königs übrig gelassen. Alles drehte sich um das schöne Mädchen, das zu sehen Montbrisard vor Begierde brannte.

Immer vertraulicher wurden die Helden. Feuillade rühmte sich der Fortschritte, die er in Emmerenziens Gunst mache, unterließ es aber nicht, ein reiches Maß von Hohn und Spott über ihre Person auszugießen. Endlich kam man auf die Versuche, die schöne Jungfrau im „Gotteshäuschen“ näher kennen zu lernen.

Nicht ohne Erstaunen vernahm Conrad, wie genau die Franzosen mit den Eigenschaften Ursula's bekannt waren, und wie sie auf ihren Beistand rechneten; sollte aber Alles mißglücken, so blieb ja das Aeußerste, doch Sicherste, — Gewalt, womit man sie ihrer Mutter zu entführen beschloß.

Dies war das Ende der Unterredung. Mit kochendem Blute saß Conrad an seiner Stelle, als die edlen Helden der Pfalz vorüber wankten. Klugheit gebot ihm, an sich zu halten; aber Pläne auf Pläne durchkreuzten seinen Kopf, als er die leere Untergasse hinschritt und endlich sein stilles, friedliches Häuschen erreichte, ohne zu bemerken, daß drüben die junge Wittwe Wache hielt, und den

Kopf darüber schüttelte, daß auch dieses Muster von Ordnung und Eingezogenheit die Grenzen zu überschreiten begönne, die sie so strenge bisher von ihm beobachtet wußte.

6.

„Wälsches Blut — ein siedend Feuer;
Wälsches Herz — ein Ungeheuer;
Wälsche Lieb' ist Thränensaat —
Heil! wer sich davor gehütet hat!"
Altes Landsknechtsprüchlein.

Um die große und schöne Kirche zieht sich links vom Chore der Markt, der sich bis zum Saale ansehnlich erweitert. Alte, hochgiebelige Häuser begrenzten ihn gegen den Münzbach hinauf, der, weiter oben überwölbt und mit Wohnungen bedeckt, erst hinter dem Saale wieder frei wurde. Zwischen dem dritten Hause von der Marktecke aufwärts zog sich ein schmales Winkelgäßchen durch, das hinter dem Saale her wieder zu der Obergasse führte, wie der verlängerte Markt hier hieß, und mündete der Fleischgasse gegenüber, rechts; links führte ein schmaler Durchgang zu einem Steg über den Münzbach und mündete in die am Berge sich hinziehende Rosengasse, welche oben, wo der Bach überwölbt war, sich mit dem Ende des Marktes verband, und unten vor der „Münze" in einen freien Platz auslief, den ein breiter Bogen mit dem Thore des Bereiches verband, welcher dem Hospitale zum Heiligen Geiste gehörte, und ein für sich abgeschlossenes, jenseits aber mit der Fleischgasse wieder verbundenes Ganze ausmachte.

Es war etwa neun Uhr des Morgens. Der Himmel war tiefblau. Kein Wölkchen schwamm im reinen Aether. Die Strahlen der Sonne hatten schon früh Alles wahrhaft sommerlich erwärmt.

Um zehn Uhr sollten die Mönche, welche die Franzosen überall begleiteten, die Messe in der Kirche feiern, in welche sie mit gewaffneter Hand waren eingeführt worden.

Drinnen im Gotteshause erklang jetzt der mächtige Choral: „Verzage nicht, du Häuflein klein“ rc. Darauf sprach der Geistliche den Segen über die Gemeinde, die Portale öffneten sich und, wie es alte Ordnung war, traten züchtig Frauen und Mädchen zuerst heraus. Scheue Blicke überflogen den Markt, und die erbleichenden Gesichter verriethen die Seelenangst, welche die Meisten ergriff bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot.

Auf dem Markte standen truppweise Franzosen aller Grade, die sich hier gesammelt, um frivolen Spott mit den Frauen und Jungfrauen zu treiben, auch wohl die Beleidigungen des bessern Gefühles noch weiter zu treiben, je nachdem Rohheit und Uebermuth es ihnen eingab. Viele blieben zitternd auf der hohen Treppe stehen; Andere eilten, so schnell sie ihre Füße trugen, einem nahen Hause zu. Die Verwirrung war grenzenlos. Angstgeschrei und Hohngelächter mischten sich im schauerlichsten Grade.

Jetzt drängten die Männer und Jünglinge sich hervor, und bald kam es auf dem Markte zu einem Handgemenge zwischen Vätern, Gatten und Brüdern der beleidigten Frauen und den Franzosen, was einen immer ernstern Charakter annahm. Der Friede des Sabbats, der Segen der gottesdienstlichen Andacht war dahin! Säbel blinkten im Sonnenlicht und Schiffermesser zischten, und hier und dort wälzten sich schwer getroffene Männer in ihrem Blute. Jetzt heulte die Sturmglocke. Die Bürgerschaft eilte herbei, bewaffnet, wie es Eile und Zorn gestatteten. Die Frauen flohen und Männer standen den Männern gegenüber.

Ehe sich diese Auftritte auf dem Markte steigerten, trat mit den meisten Frauen Elisabeth aus dem Portale der Kirche.

Ein Blick ließ sie errathen, was sie dort unten erwarte, und schnell entschlossen, suchte sie die jenseitige Häuserreihe und jenes

Gäßchen zu gewinnen, dessen bereits gedacht worden ist; allein dorthin hatte sich eine solche Zahl Rettung suchender Frauen und Mädchen gedrängt, daß an ein rasches Durchkommen nicht zu denken war.

Einem flüchtigen Blicke wies sich der obere Theil des Markts als leer, wo man, um eine scharfe Ecke biegend, in die Rosengasse gelangte. Nicht eine Minute säumend, flog Elisabeth dorthin, wo sie den rohen Späßen der Unholde entgehen zu können glaubte.

Ohne daß es jedoch das angstvoll bebende Mädchen ahnen konnte, bereitete ein Mißgeschick ihr dort, was sie hier floh; denn nachdem sie an dem Fenster von Emmerenzia Gilzer vorübergeschritten und mit ihr geliebäugelt hatten, schleuderten die zwei Freunde, der Marquis de la Feuillade und der Hauptmann Montbrisard, die Rosengasse herauf und standen eben jenseit dieser, auf der Ueberwölbung des Münzbaches, als Elisabeth daher flog.

Höher glühten die Wangen des engelschönen Gesichtchens, rascher hob sich die angstgequälte Brust. Kaum berührte der kleine Fuß das Pflaster der Straße. Wer sie so sah, mußte aufmerksam werden; denn die nette, schwarze Sonntagstracht hob die ganze schlanke Gestalt in der schönsten Rundung der jugendlichen Formen hervor. Das schwarze Sammthäubchen umschloß das unaussprechlich liebliche Oval des Gesichtes. Die weißen kleinen Hände preßten das Gesangbuch gegen die hochschlagende Brust.

„Heiliger Dionys!“ rief Montbrisard aus, als er das Mädchen sah, „Feuillade, sieh' 'mal diese holde Grisette!“

Rasch fuhr dieser herum, und als nun auch er sie sah, stieß er die Worte hervor: „Das ist sie, von der ich Dir gestern sagte!“

„Ich muß sie küssen!“ rief Montbrisard, und in demselben Augenblicke schon reichten sich Beide die Hände, streckten die beiden freien Arme aus und traten so der Eilenden entgegen.

Jetzt erst sah Elisabeth, was ihr drohte. Einen Moment schien

alles Leben aus ihr gewichen, aber im nächsten kehrte mit der wachsenden Angst auch ihre Entschlossenheit zurück.

Sie sah, daß zwischen Montbrisard's Hand und der hohen, überdachten Treppe des Judenhauses, vor dem sich diese Scene entwickelte, ein freier Raum war.

Wie die Gemse, wenn der Schütze ihr naht, in Todesangst, aber dennoch mit sicherm Blicke den Raum messend, über den Abgrund wegsetzt, so erspähte das geängstete Mädchen, daß der nahe Abweisestein, der die Treppe des Judenhauses vor den Rädern der Wagen schützte, ihr einen sichern Auftritt und einen mächtigen Schwung zum entrinnenden Sprunge sicherte, und ohne einen Augenblick zu zaudern, trat ihr leichter Fuß darauf, und, ehe Montbrisard seinen Arm nach ihr ausstrecken konnte, war sie schon an der Ecke der Rosengasse und flog dahin wie der Pfeil, den der Schütze mit aller Muskelkraft des Armes von der Sehne geschnellt hat.

„Ventre Saint Christ!" schrie der Getäuschte, „die kann fliegen; aber sie soll sehen, daß ich ohne einen Kuß von ihrer süßen Lippe heute nicht rasten werde."

Beide eilten ihr blitzschnell nach.

Aus dem Portale der Kirche hatten sich die Männer gedrängt, um ihre Lieben zu schützen. Mit jedem Sonntage waren die Beleidigungen weiblichen Gefühles roher und maßloser geworden. Das Blut kochte in den Adern, und länger ertrugen sie's nicht.

Auch Conrad war hervorgedrungen. Sein Auge suchte Elisabeth, aber fand sie nicht. Da faßte ihn eine Hand und ein Finger deutete nach dem Orte, wo eben jetzt die Franzosen das Mädchen ängsteten. „Dort! siehst Du's!" rief die Stentorstimme des alten Pankraz ihm in's Ohr. Sein Blick folgte dem Fingerzeig, und mit drei Sprüngen war er die hohe Treppe drunten und davon in der bezeichneten Richtung.

Das athemlos fliehende Mädchen sah sich überall nach einem Helfer um. Alles war still, nur Emmerenzia stand hohnlächelnd an ihrem hohen Fenster und sah der Hetze des Mädchens zu.

Elisabeth breitete ihre Arme gegen sie aus, aber sie empfing nur ein Zeichen der Mißbilligung ihrer thörichten Flucht. Immer näher kamen die Verfolger. Schon war sie an der „Münze". Dort war das offene Thor des Hospitalviertels. Aber ihr Athem stockte, ihre Kniee wankten. Noch einmal blickte sie zurück.

„O, Gott lohn's!" rief sie, als sie Conrads kräftige Gestalt hinter ihren Verfolgern erblickte — aber in demselben Augenblicke taumelte sie gegen die Mauer. Noch einmal sah sie zurück und dann vergingen ihr die Sinne.

Conrad war den beiden Verfolgern Elisabeths in pfeilschnellem Laufe gefolgt. Sie, die nur an das Erhaschen des Mädchens dachten, sich lachend zu schnellerm Lauf ermunterten, hörten nicht, daß ihnen Jemand folge.

„Sie kann nicht weiter!" rief fröhlich Montbrisard; aber in demselben Augenblick erreichte ihn Conrads geballte Faust. Ein furchtbarer Schlag auf den Hut streckte ihn mitten im Laufe mit solcher Wucht auf das Straßenpflaster, daß er betäubt liegen blieb. In demselben Moment erreichte Conrad Feuillade, der einigen Vorsprung vor Montbrisard gewonnen hatte, und mit gleicher Gewalt traf ihn ein Stoß in den Rücken, der ihn heftiger Weise niederstreckte.

Ohne sich aufzuhalten, ohne den Angstschrei Emmerenziens zu beachten, flog Conrad zu dem Mädchen seiner Liebe, faßte die Umgesunkene mit kräftigem Arme, schwang die theuere Last auf seine Schultern und verschwand hinter dem Thore des Hospitals, wo ihn Pankraz eben erreichte, der von der anderen Seite hierher geeilt war.

Er schob den Riegel vor und rief: „Eile! Alle Thüren sind offen. Trag' sie zu ihrer Mutter!"

Alle diese Auftritte waren sich in einer weit größern Schnelle gefolgt, als sie hier erzählt werden konnten. Unbemerkt aber waren sie nicht geblieben. Auf den Thürmen der Stadt waren ansehnliche französische Wachtposten, und gerade im Angesichte des Schauplatzes der erzählten Ereignisse stand der mächtige Münzthorthurm. Lachend

hatten die Soldaten der Mädchenhetze ihrer tapferen Offiziere zugeschaut; als aber der Jüngling wie ein Wettersturm daherbrauste und die Helden mit seiner kräftigen Faust niederschlug, da konnten sie nicht länger müßige Zuschauer bleiben. Sie stürzten die hohen Stiegen von der Zinne des Thurmes herab und aus der Mauer-Pforte heraus; da lag indessen noch eine hohe Stiege vor ihnen, und ehe sie den Boden erreichten, war Conrad längst sicher hinter dem Thore des Hospitalhofes.

Die Offiziere hatten sich von ihrer Niederlage erholt. Beide bluteten heftig aus Nase und Mund, und Montbrisard's Stirne wies eine breite, klaffende Wunde.

Schäumend vor Wuth drangen sie zum Thore vor. Der Hospitalverwalter ahnete nichts von den Vorgängen. Staunend sah er die blutenden Franzosen vor seinem Thore. Er eilte hinab, zu öffnen. Ein Hieb streckte den Schuldlosen nieder. Alles wurde durchsucht, bis endlich ein Insasse so viel heraus brachte, was und wen sie suchten. Er wies ihnen den Weg zur Mauer, und nun wußte de la Feuillade Bescheid.

Mit mehr Ruhe, als sein Freund begabt, ließ er Pankraz' Thüre, die fest verschlossen war, besetzen, und eilte mit den Uebrigen die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinauf, fest überzeugt, Conrad sei in Elisabeths Wohnung.

Wirklich befand er sich noch dort; allein der umsichtige Pankraz sah im Geiste voraus, was folgen mußte, nachdem ihm Conrad gesagt, daß er die beiden Offiziere niedergeschlagen habe. Kaum war die ohnmächtige Elisabeth auf das schneeweiße Bett gelegt, als er ihn mit sich hinaus und die Holztreppe hinabriß. Als Beide unten angelangt waren, schob Pankraz seinen Riegel fester vor, zog Conrad in seinen kleinen Holzplatz, wo er das Feuer in den Kachelofen machte, und rief: „Schnell klettere in den Rauchfang, so weit Du kannst. Oben wendet er sich links. Klettere bis zur Dachfirste, damit, wenn sie hineinschießen, Du nicht erstickst!“

Conrad folgte blindlings der Anweisung seines Vetters. Er kroch den Schornstein hinauf und hielt sich mit seiner gewaltigen Muskelkraft oben, wo das Kamin zu Tage ging. Eine abgeschossene Kugel konnte ihn allerdings wegen der Krümmung des Rauchfanges nicht treffen, aber prallte sie ab, so war er dennoch verloren. Das verhehlte sich der Jüngling nicht, befahl seine Seele Gott und harrte, froh in seinem Herzen, daß er das geliebte Mädchen vor Mißhandlungen gerettet, der Dinge, die da kommen mußten.

Nun hörte er das wüthende Toben der Unholde, die in das „Gotteshäuschen" eindrangen. Es blieb ihm nur Eins — aber dies Eine ist es auch allein, was die Seele in den schwersten und schrecklichsten Stunden des Lebens aufrecht hält, was in die tiefste Finsterniß einen Lichtstrahl, in die Angst des Todes einen Hoffnungsschimmer fallen läßt, das Gebet der gläubigen Seele. Er betete in heißer Inbrunst; nicht für sich aber, denn an sich dachte er ja nicht, sondern für Elisabeth, die er den Händen ihrer Mutter und der herbeieilenden Ursula übergeben hatte.

Während die Franzosen die untere Thüre sprengten, drangen die beiden Offiziere, gefolgt von zwei Soldaten der Münzthorthurmwache, durch die offene Thür in das „Gotteshäuschen" hinein. Das laute Wehklagen zweier Frauenstimmen leitete zu der Thüre der Frau Dreis. Sie stießen sie auf, aber — wie gebannt blieb Montbrisard auf der Schwelle stehen.

Es gibt eine Macht, die auch das Herz des Rohesten besiegt; eine Macht, die selbst die Flammen des wüthendsten Zornes löschen kann. Eine solche unsichtbare Gewalt ergriff die Seele des Franzosen, als er mit kochendem Blute die Thür aufstieß und sein Blick Das überschaute, was sich ihm darbot.

Auf dem Bett ausgestreckt lag das Mädchen ohne Spur des Lebens. Die jammernde Mutter hielt sie im Arme und lehnte das Haupt an die Brust des leblosen Kindes. Zur Seite des Bettes stand, über die auch im leblosen Zustande Liebliche sich neigend,

Ursula, und ihre Thränen rieselten auf das todtenbleiche, schöne Antlitz. Zu Füßen des Bettes kniete der alte Pankraz mit vor den Lippen zusammengepreßten Händen. In dem bleichen Gesichte des Greises lag ein bodenloser Schmerz ausgedrückt, und die Thränen, deren eine die andere über die durchfurchten Wangen jagte, gaben Zeugniß von der Stimmung seiner Seele.

Montbrisard stand wie bezaubert in der Thüre, der Gedanke, welch' einen Jammer ein roher Scherz in diese Stätte der Armuth gebracht, durchzuckte ihn, und die innere Stimme rief mit donnernder Gewalt ihm zu: Du, du hast es verschuldet!

Montbrisard's Herz war so entmenscht noch nicht, daß dieser Eindruck spurlos vorübergegangen wäre. Er ließ seinen Falkenblick das Zimmer durchforschen, und als er den Gesuchten nicht erblickte, schloß er die Thüre wieder zu, wandte sich zu seinem Genossen Feuillade und sagte: „Hier ist er nicht, und Niemand darf diese Schwelle überschreiten. Ich werde sie bewachen!“

„Aber er ist in diesem Hause!“ rief der wüthende Marquis.

„Das glaube ich selbst,“ erwiederte Montbrisard; „allein in diesem Zimmer ist er nicht. Durchsucht das Haus, während ich hier bleibe.“

Das geschah schnell. So kleiner Raum war bald durchsucht. Nirgends war eine Spur. An das Kamin dachte Keiner.

„Er muß in diesem Gemache sein!“ rief der zurückkehrende Marquis.

In diesem Augenblicke heulte die Sturmglocke, und rasch folgten mehrere Kanonenschüsse von Stahleck herab.

„Was ist das?“ fragte Feuillade voll Schrecken.

„Aufruhr in der Stadt,“ schrie Montbrisard, und eilte mit seinen Begleitern hinweg, ohne an etwas Anderes weiter zu denken.

7.

Kleines Häuflein, kleines Häuflein,
Wagst du's, Jenen Trotz zu bieten,
Die des Kampfes Vortheil kennen,
Die der Waffen blanke Wehre
In geübter Rechten führen,
Und du selbst bist waffenlos?
Spanisches Kriegslied.

In jenen Tagen der Unterdrückung hatte der arme protestantische Pfälzer unendlich viel Unheil dulden gelernt. Seit Spinola in die Pfalz eingefallen war mit seinen in den Niederlanden entmenschten Spaniern; seit der dreißigjährige Krieg seine Kroaten gebracht, seit die Franzosen die Pfalz mit Feuer und Schwert verheerten, war ein so überfließendes Maß des Jammers über das gesegnete Land gekommen, daß man sich wundern mußte, wenn man noch eine heitere Miene in dem Lande sah, das seiner heiteren Bewohner wegen berühmt war.

„Die fröhliche Pfalz am Rheine“ war ein Land der Thränen, der Armuth, des Elends geworden. Wo die Franzosen noch nicht gesengt und gebrannt, da hatten sie es sicher sich noch vorbehalten, und wollten erst auf langsamem Weg alle Kräfte aussaugen, alle Geduld erschöpfen.

Bacharach war nun schon ziemlich lang unter ihrem eisernen Scepter. Brandschatzungen, Steuern, Lieferungen hatten sich die Bürger gefallen lassen. Mißhandlungen roher Gewalt hatten sie mit unterdrücktem Grimm ertragen; als sie aber jetzt im Uebersprudeln des rohesten Uebermuthes das Heiligthum antasteten, das Zucht und Scham hütet, als sie ihre Frauen und Töchter auf zuchtlose Weise öffentlich höhnten und mißhandelten, da gohr wilder der Haß und der Grimm in den mißhandelten Herzen auf. Wohl hatte der Pfarrer sie zum Dulden ermahnt; aber als sie selbst

Zeuge jener rohen Austritte wurden, da riß der dünn gewordene Faden der Geduld.

Manche fielen so, ohne Waffen, ohne Werkzeuge die Franzosen an; Andere rannten in die Häuser, das Erste, Beste aufgreifend, was als Waffe dienen konnte. Der alte Glöckner war, als er den Kampf beginnen sah, an die Sturmglocke geeilt, und auf dies Zeichen der Bürgernoth strömte Alles bewaffnet auf den Markt, um den Brüdern zu helfen.

So lange die Thorwachen nicht herzu kamen, so lange von Stahleck herab nicht Haufen herbeieilten, mochte die Tapferkeit der Bürger selbst den kampfgeübten Truppen gefährlich werden.

Als Montbrisard und Feuillade mit etwa Zwölfen von der Wache durch den gewölbten Durchgang des Rathhauses auf dem Markt anstürmten, da wichen die Franzosen gegen den Saal hin, aus dem jetzt Joseph Molina hervorstürzte mit einem blanken Schwerte in seiner Hand. Ein Hieb, der ihn quer über die Stirne traf, stürzte ihn an der Schwelle des Saales nieder.

Schon schritten die wüthenden Bürger über die Leichname der Ihrigen sowohl als der Franzosen hinweg, als sie diese zurückdrängten; allein sie bedachten nicht, daß das Besetzen des südlichen Kirchhofthores das Andrängen der Besatzung des Schlosses lange hätte hinhalten können, und ließen es frei in der Hast.

Jetzt drängten sich die Franzosen aus dem Thore heraus und nahmen die Bürger in die Mitte. Von Minute zu Minute wurde das Häuflein kleiner. „Pardon!“ rief es hier und dort, und bald waren sie eingeschlossen.

Der Commandant mußte mit dem strengsten Befehle seine Soldaten hüten, sonst wären alle kämpfenden Bürger niedergemetzelt worden. War das Elend früher groß — jetzt füllte herzzerreißendes Wehklagen die Stadt.

Der Marktplatz war mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden nach Stahleck geschleppt. Die Verwandten holten die Ver-

wundeten in ihre Häuser, oder man trug sie in das Hospital zum Heiligen Geiste.

Der Tag des Friedens war ein Tag wilden Kampfes geworden und das Loos der armen Bürgerfamilien war jetzt doppelt hart geworden.

Kurz, denn kaum eine Viertelstunde hatte er gedauert, war der Kampf gewesen, aber unendlich blutig war er; denn mehr denn zwanzig Leichen deckten den Markt, und die Meisten derselben waren Bürger.

Selbst die Franzosen freuten sich des Sieges nicht. Ihnen mußte ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie des Kampfes Urheber gewesen, daß sie durch schonungsloses Betragen den friedlichen Bürger so lange gereizt, bis er, Alles vergessend, zur Wehr griff, um die Schmach zu rächen, die er nicht ertragen konnte.

Auch in dem „Gotteshäuschen" hatte sich seit dieser Auftritte des Jammers Manches begeben, was den Zustand, der dort herrschte, wesentlich änderte.

Nach vielen Bemühungen Ursula's schlug endlich, als noch die Franzosen das Haus durchsuchten, Elisabeth ihre Augen auf.

Sie fuhr mit einem Schrei empor. „Wo sind sie?" rief sie aus, und sah wie irre im Gemach umher.

„Du bist ja bei mir!" flehte die unglückliche Mutter; „sei ruhig, mein liebes Kind!"

Elisabeth sah sie an, und es schien, als weiche ein schwerer Traum von ihrer Seele; dann brach sie in ein lautes Weinen aus.

„Laßt sie," sagte Ursula zu Frau Dreis, „laßt sie; das ist Wohlthat und macht ihr das Herz leicht."

Aber neuer Schrecken fesselte Alle, da die Sturmglocke heulte und die Donnerschläge der Kanonen von Stahleck her über die Stadt fuhren. Es waren Signale für die französischen Besatzungen auf Stahlberg bei Steeg und Fürstenberg bei Rheindiebach.

„Das gilt meinem armen Conrad,“ rief Pankraz aus, und rang die Hände.

„Wo ist er?“ fragte Elisabeth. „Ach, ich Undankbare, an ihn hab' ich noch nicht gedacht, und er hat mich doch von den Unholden gerettet. Was wird aus ihm werden?“

„Erschießen werden sie ihn, wenn sie ihn kriegen!“ sagte mit verzweifelndem Ausdrucke Pankraz.

„Gott! Gott! erbarme Dich!“ flehte das Mädchen und faltete krampfhaft ihre Hände. Sie betete lange stille vor sich hin. „Wo ist er, Pankraz?“ fragte sie dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er; aber ein Blick auf Ursula, der lauernd und beobachtend war, wie auch der Ton der Stimme, strafte ihn Lügen. Es war, als ob sich seine Seele sträubte gegen eine Unwahrheit.

Ursula hatte den Blick gesehen; aber sie schwieg, weil sie das Davoneilen der Franzosen vernahm. Als es stille geworden, blickte sie mit grimmigem Ausdruck Pankraz an.

„Meinst Du, alter Schelm, ich wüßte nicht, wo er steckt? He? Ursula hat gute Ohren, und das Rauschen im Rauchfange kam nicht vom Winde! Warum aber meinst Du, daß ich ihn verrathen wollte? Hätte ich nicht Wasser schnell auf mein Feuer gegossen, er würde nicht sicher sitzen, wo er sitzt.“

„Ursula!“ flehte Elisabeth, „schonet mich doch! Ist wirklich Conrad im Rauchfange?“ fragte sie ängstlich den Alten.

Er nickte ihr zu.

„O, so holt ihn heraus,“ rief sie angstvoll, „er muß ja ersticken. Hier im Kämmerlein ist er sicherer, und nicht wahr, Ursula, Du verräthst ihn nicht?“

Ursula schüttelte den Kopf. „Wie sollte mir so Etwas einfallen!“ rief sie aus.

Pankraz war hinausgeeilt, hatte die Mauerthüre geschlossen

und war darauf die Treppe hinabgestiegen. Er kam zur rechten Stunde, denn Conrad trat ihm hastig entgegen.

„Wo willst Du hin?“ fragte er.

„Hört Ihr nicht die Sturmglocke, Vetter?“ fragte Conrad. „Die Bürger kämpfen gegen die Franzosen, ich hab's deutlich droben gehört. Und ich sollte hier müßig sein?“

Pankraz redete ihm ein, zeigte ihm, wie er verloren sei, wenn er sich blicken lasse; aber es blieb Alles erfolglos. Er wollte fort zum Kampfe. Noch Eins war für Pankraz übrig. „Willst Du nicht Elisabeth sehen, ehe Du geh'st? Sie verlangt nach Dir, Conrad!“ So sprach er.

Der Jüngling sah ihn starr an. „Verlangt nach mir?“ fragte er, als ob er es für eine Lüge hielte.

Pankraz sagte: „Sie will, daß ich Dich hole!“

„Wohlan denn,“ versetzte Conrad, „so laßt uns gehen!“

Das Herz pochte ihm fast hörbar, als sie eintraten in das Stübchen, das er nie betreten, als da er Elisabeth hierher getragen.

Sie saß neben der Mutter. Noch waren ihre Wangen bleich, aber das Auge war Bürge ihrer vollen Seelenthätigkeit.

Als sie ihn erblickte, flog eine leichte Röthe über das bleiche Antlitz. Sie wußte ja jetzt, daß er sie in seinen Armen hierher getragen.

Wie auch dies Bewußtsein die jungfräuliche Scham weckte, sie fühlte, was sie ihm schuldete, und welche Gefahr ihm drohte. Sie sah in liebreich an, und reichte ihm ihre Hand entgegen.

Conrad erröthete wie ein Mädchen; aber er trat rasch vor und ergriff ihre Hand, die er herzlich drückte.

„Conrad,“ sagte sie, „wie kann ich Dir's danken, was Du für mich thatst?“

„O, schweig' doch,“ bat er, denn seine Verlegenheit wuchs mit jeder Secunde.

„Er will fort," sagte angstvoll Pankraz, „weil auf dem Markte die Bürger mit den Franzosen kämpfen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen. „Hier mußt Du bleiben! Hier suchen sie Dich nicht."

Vergebens widerstrebte er. Fast mit Gewalt brachten sie ihn in das Kämmerlein, das Elisabeth hinter ihm schloß.

Ursula stand in Gedanken.

„Soll's wahr sein," rief sie endlich aus, „daß die Bürger kämpfen, so muß ich fort. Ich muß nach meinem armen Joseph sehen, der gewiß auf der Seite der Bürgerschaft steht."

Ueber Elisabeths Wangen legte sich wieder eine tödtliche Bläße, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie abermals umgesunken.

Ursula eilte hinaus und mit mächtigen Schritten auf den Markt zu.

Sie kam in dem Augenblicke dort an, als Joseph eben niedergeworfen worden war. Obgleich ein Auge nur allein die Dienste versehen mußte, die sonst ein Paar versieht, so war es doch schärfer, als manches Paar. Sie sah Joseph sinken und war mit einigen ihrer gewaltigen Schritte, die jetzt noch weiter ausgriffen, bei ihm.

Es war nichts übrig, als ihn aus dem Getümmel zu bringen. Sie vermochte das aber nicht so leicht, als sie gedacht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn in den „Saal" zu schleppen. Sie untersuchte die Wunde. Sie war tief, aber gerade nicht gefährlich. Sie verband sie daher, und bald darauf erwachte Joseph, den der Blutverlust und die Wucht des Hiebs auf den Kopf betäubt hatten.

Während der Zeit, welche Ursula mit dieser Thätigkeit hingebracht und welche sie durch lautes Wehklagen um ihren Liebling bezeichnete, war das Treffen auf dem Markte zu Ende. Die volle Niederlage der Bürger war entschieden und Viele als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungslosen Peiniger.

Noch blutend trat Montbrisard in das Gemach, wohin ihn Ursula's Wehklage gerufen. Er kam im Auftrage des Comman=

danten, die Gefängnisse des „Kummerhofes“ zu öffnen, da er seine Gründe hatte, sie nicht alle auf der Burg Stahleck einzukerkern.

Er hatte ein Tuch um seinen Kopf gewunden, da seine Stirnwunde noch unverbunden war.

Joseph sah ihn lächelnd an. „Hauptmann,“ sagte er, „Ihr habt mir übel gelohnt. Nicht als Aufrührer wollte ich ja gegen Euch kämpfen.“

„Pfui,“ rief Ursula, „Joseph, solche Schmach hätte ich nicht über meine Lippen gehen lassen!“

Joseph erröthete, aber seine Charakterlosigkeit ließ auch diesem Gefühle nicht viel Gewalt. Er ging schnell mit dem Hauptmann ein französisches Gespräch ein, dessen Sinn Ursula fremd blieb. Sie suchte indeß Josephs Aeußerung zu beschönigen, und hielt es für eine sogenannte Nothlüge, über deren Anwendung sie sich gar leicht hinaussetzte. Ein Anderes lag ihr nahe. Blieb Conrad bei Elisabeth, so drohte Gefahr. Auch hier war sie schnell mit sich einig. Sie sagte zu Montbrisard, der des Deutschen so weit kundig war, daß man sich mit ihm verständigen konnte, daß, wenn er ihr verspreche, Elisabeths Frieden nicht zu stören, sie ihm sagen wolle, wo Conrad sei.

Der schnell auflodernde Montbrisard versprach Alles, und erfuhr nun, wo er sich aufhielt.

Sein Plan war schnell gemacht. Mit der sinkenden Nacht wollte er und de la Feuillade das „Gotteshäuschen“ bewachen. Entgehen konnte er ihnen ja so nicht, zumal er sich am Tage nicht herauswagen durfte. Sein Herz lachte in der Brust bei dem Gedanken der Rache, welchem er sich nun hingab. Ein Goldstück war des Verrathes Lohn.

Während Montbrisard zu dem Saalschultheißen hinauf ging,

der sich etwas erholt hatte und nothdürftig wieder reden konnte, erzählte Ursula ihrem Lieblinge die Begebenheit vom Morgen, die Joseph nicht kennen konnte.

8.

Was mir nützt, das sag' ich;
Was mir schadet, verschweig' ich;
Wo zu gewinnen, da such' ich;
Ob's recht — was geht's mich an?
Wenn ich's nur haben kann!
Ich bleib' ja doch ein angesehener Mann!
Rheinisches Sprüchwort.

Was mit schneidender Ironie das rheinische Sprüchwort ausdrückt, war leitender Grundsatz des alten Saalschultheißen gewesen, und er hatte damit seinem Geldsäckel niemals geschadet. Auf Anderes, namentlich auf die Reinheit des Bewußtseins, auf den Beifall des Richters über den Sternen, auf die Achtung und Liebe der Bessern, kam es einem Manne nicht an, der in der Schule des Lasters aufgewachsen, nur den glühenden Leidenschaften zu folgen gewohnt war, die in seiner Brust gohren. Mit den äußerlichen Formen und Bräuchen der Religion hatte er's aber immer sehr streng genommen, weil er mit den Bußwerken Alles zu sühnen glaubte, was er in seiner Verworfenheit beging. Es war eben eine nicht seltene Begebenheit, daß er, nach Vollendung irgend eines Bubenstücks, in seinem Betschemel knieend, den Rosenkranz durch seine Finger laufen ließ, und, den Gewinn berechnend, welcher ihm aus seiner That erwuchs, eine reiche Anzahl Ave und Paternoster daher murmelte, bei denen freilich seine Seele — nicht war.

Daß durch die Erziehung eines solchen Vaters das Herz Josephs eben keine sonderlich edle Richtung nehmen konnte, lag sehr nahe, und was Gutes an Joseph war, hatte seinen Grund in den an

sich nicht bösen Anlagen seines Gemüths und in dem Einfluß, den der alte Pankraz auf ihn gehabt, so lange er als Diener im „Saale" gelebt. Desto unseliger aber wirkte Ursula durch ihre Maßlosigkeit im Verzärteln und durch das ungezügelte Erfüllen aller Wünsche und Begehren des Knaben.

Er wuchs auf in dieser Umgebung, unter diesen Einflüssen charakterlos, ohne tiefere, sittliche Richtung, ohne Grundsätze. Er folgte den Einflüssen des Augenblicks, leichtsinnig und verführbar, darum schloß er sich sogleich an die Franzosen an, aber im innersten Grunde seines Herzens war er nicht böse. Seine Gutmüthigkeit war sogar groß, und ein Unrecht konnte er nicht billigen. Zu wohlüberlegten Schurkenstreichen, wie sie sein Vater ausübte, war er nicht fähig.

Seine Liebe zu Elisabeth war erwachsen aus liebgewordener Gewohnheit, mit ihr die Kinderspiele zu spielen, und sinnliches Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen gab später der Neigung größere Dauer und Nachhaltigkeit.

Als er von der Universität heimkehrte, fand er sie als erblühende Jungfrau, geschmückt mit dem höchsten Zauber ihres Geschlechts, und — tiefer senkte das Gefühl seine Wurzeln.

Obwohl es ihm nicht klar geworden war, was sein Vater gegen Elisabeths Vater begangen, so waren ihm doch nicht selten Andeutungen geworden, die ihn auf eine nicht leichte Schuld schließen ließen. Eine gewisse Scheu, dann aber auch wieder sein Leichtsinn ließen es nicht zu, den tiefern Grund der Sache zu ermitteln.

An jenem Abend aber hatte das Mädchen schwere Worte zu ihm geredet, Worte, die auf ein Verbrechen zu schließen berechtigten. Vergebens flehte er, daß sie ihm Alles kund thue. Sie that es nicht.

Ganz außer sich war er hinweg gerannt; aber so schwach und so leichtsinnig war er, daß die beiden Franzosen ihn mit wenigen Worten in das Spielzimmer ziehen konnten. Da schreckte ihn die

Kunde auf, daß sein Vater vom Schlage getroffen sei. Er eilte in den „Saal" und fand die erschütternde Wahrheit.

Die außerordentliche Aufregung, in welche ihn die Seelenfolter versetzt hatte, deren Anwendung Ursula sich zur Befriedigung ihrer Rache und ihres Hasses bedient, konnte ohne nachtheilige Folgen nicht wohl vorübergehen. Die Angst seiner Seele stieg bis zum Unerträglichen, als Ursula sich entfernt und er allein in dem weiten Gebäude war. Sein Sohn, seine Magd, sein Waibel, Alle waren auswärts. Da hörte er die Folterwerkzeuge gahren und pfeifen; da vernahm er die entsetzlichen Töne, welche die Folterqual dem armen Dreis ausgepreßt; da trat als Schreckbild jenes entsetzenerregende Geheimniß vor seine Seele, dessen Ursula, andeutend, gedacht. Er stöhnte; er schrie um Hilfe. Nur der Wiederhall der leeren Räume antwortete, und dieser Nachhall dünkte ihm Hohngelächter der Hölle. Er wollte beten; aber das Ave erstarb auf seinen Lippen. Es war ihm, als stünde Dreis und ein anderes schuldloses Wesen vor ihm. Er wollte in der furchtbarsten Verzweiflung aufstehen und diesen Schreckbildern entfliehen, aber er dachte nicht in der Seelenangst an die Schmerzen seiner Füße und an ihre Unbrauchbarkeit. Mit einem Schrei stürzte er nieder, und jene geheime lähmende Wirkung traf seine rechte Seite, welche die Aerzte mit dem Namen „Schlag" benennen. So lag er noch bewußtlos, als seine Diener heimkehrten, die der Schrecken des Anblickes fast selber lähmte.

Sie brachten ihn auf sein Bett und liefen dann, der Waibel nach dem Arzte, die Magd nach dem Sohne.

Damals waren Aerzte selten, und Menschen der verschiedensten Art übten die edle Kunst, die Gebreste der armen Menschennatur zu heilen.

So war denn in Bacharach Ursula berühmt wegen der sympathetischen Geheimmittel, durch deren Anwendung sie die Uebel heilte oder heilen zu können vorgab. Außer ihr nennt der „Chronist der

Gotteshäuser" einen Laboranten Namens Steinert, welcher in dem Hofe der Abtei Hirzenach bei oder in dem kleinen Weiler Rauheim, zwischen dem Dorfe Steeg und der Stadt, als Schwager des Hofmannes lebte. Er hatte großes Ansehen im Lande umher, und kurirte Menschen und Vieh, war ein Kräuterkenner und Sammler und braute Heiltränke und bereitete Pflaster, wie er denn auch nach einem probaten Aderlaßmännlein zur Ader ließ und eine Badstube hielt.

Zu diesem lief der Waibel, und der Laborant säumte nicht, dem gestrengen Herrn zu Dienst zu sein.

Als Joseph in das Zimmer stürzte, hatte bereits ein reicher Blutstrom sich entladen, und die Wirkung zeigte sich alsbald darin, daß der Kranke die Augen aufschlug. Er sah wie ein Irrer um sich; allein als er seinen Sohn erblickte und seinen alten Waibel, als er sich überhaupt in der Nähe von Menschen wußte, wich die innere Angst seiner Seele. Er wollte reden — aber es war nur ein Lallen. Man konnte Nichts daraus entnehmen, weil auch das Band seiner Zunge gelähmt war.

Für Joseph war es ein erschütternder Anblick, seinen Vater in diesem Zustande zu finden. Er weinte heiße Thränen, und der Gedanke, daß er lange hilflos in diesem Zustande gelegen, ergriff sein Gefühl mit aller Macht des kindlichen Herzens, deren es fähig war.

Der Laborant verhieß Besserung, und wirklich kehrte auch bis zum Morgen der Gebrauch der Zunge zurück; aber er verbot jede Aufregung. Für Joseph war es ein höchst quälender Zustand. An seinem Herzen nagte die Begierde, jenen Schleier ganz gelüftet zu sehen, der den Abgrund bedeckte, von dem Elisabeth mit so tiefer Erregung gesprochen. Niemand konnte ihm das Genauere sagen, als sein Vater, und diesen durfte er nun nicht fragen, damit er ihn nicht wieder aufrege und eine Wiederholung des Schlaganfalls ein-

trete. Als aber am hellen Sonntagmorgen der Alte wieder reden konnte, da ließ sich's nicht länger zurückhalten.

Joseph fragte ihn bestimmt. Der Alte wurde bleich, aber er ermannte sich. Schlau und gewandt, wie er stets gewesen, wich er dem Punkt aus, um den es sich handelte; erzählte eine lange Geschichte, die er nicht beendigen konnte, weil eben auf dem Markte, fast unter den Fenstern des Saales, der Tumult ausbrach, welchen die Ungebühr der Franzosen gegen die Frauen und Töchter der Bürger hervorrief.

Innerlich froh, daß dies Ereigniß ihn einer Erzählung überhob, deren Lügengewebe mehr geistige Kraft forderte, als der Saalschultheiß in sich fühlte, rief er: „Was ist das? Will das Ketzervolk sich gegen die Franzosen stellen?“

Joseph rannte zum Fenster und eben so schnell hinab, wo ihn denn ein Franzosensäbel schwer genug für seine Zweideutigkeit züchtigte.

Montbrisard nahm das Wort Josephs leicht hin, glaubte ihm aber so wenig, daß er sich vornahm, ihn für seine Lüge büßen zu lassen.

Der Saalschultheiß ließ durch den Waibel die Verließe des Kummerhofes öffnen, und bald schlossen sich die eisernen Thüren hinter den unglücklichen Vätern, Gatten und Brüdern, die um so trostloser waren, als sie nun ihre Geliebten in der schrankenlosen Gewalt Derer wußten, die zu dem Uebermuthe nun noch die Rache gesellten.

Kaum war dieser Lärm vorüber, als die Wache, welche von einem Gemache des Saales Besitz nahm, das zur Wohnung des Waibels bestimmt war, auch Joseph gefangen nahm und ihn auf die Burg Stahleck brachte. Dieser gänzlich unerwartete Schlag traf den Alten sehr hart. Nur ein neuer Aderlaß des Laboranten Steinert vermochte die Rückkehr des Schlages zu verhüten.

Alle die Ereignisse und das einfache Wort des ehrlichen Labo-

ranten, der ihm sagte, sein Lebenslämplein nahe sich rasch dem Erlöschen, er müsse darum sein Haus bestellen, machten einen so tiefen Eindruck auf den alten Sünder, daß nun auch das schlummernde Gewissen mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht erwachte.

Der Waibel mußte den Dominikanermönch Xaverius rufen, welcher droben bei dem Commandanten auf Stahleck hauste, daß er ihm beichte.

Der Mönch kam, und mehrere Stunden währte hinter der verschlossenen Thüre das Bekenntniß und die Niederschreibung des reichen Vermächtnisses an den Altar zu Sanct Werner und an das Hospital.

Als darauf der Mönch mit dem Versprechen, für seinen Sohn zu wirken bei dem Commandanten, schied, lief der Waibel fast athemlos nach der Wittwe Dreis im „Gotteshäuschen", die er in den Saal entbieten sollte. Es war Nacht geworden über diesen Ereignissen, und ein Sabbath sank hinab, wie ihn kaum trauriger die unglückliche Stadt erlebt hatte; denn es war fast kein Haus, wo nicht die Wehklage ertönte, fast kein Haus, aus dem nicht Männer in den finsteren Verließen des „Kummerhofes" schmachteten, und eines Urtheils gewärtig sein mußten, dessen Spruch so weit von Milde und Barmherzigkeit entfernt war, als der Himmel von der Erde.

Als der Waibel sich dem „Gotteshäuschen" näherte, herrschte dort ein Lärm, der ihn schnell in einen sichern Hinterhalt zu treten nöthigte.

9.

Ein Kätzlein sitzt und leckt den Mund
Und harret des Mäusleins zu dieser Stund'.
O Mäuslein klein,
O Mäuslein fein, —
Sei klug, sonst wirst du verrathen sein!
Altes Volkslied.

Conrad war in dem Kämmerlein in sicherem Verwahrsam; er war seiner geliebten Elisabeth nahe; er hörte ihre sanfttönende Stimme dann und wann. Das Herz war ihm so weit, so selig! In diesen Räumen war sie gewandelt; alle diese Gegenstände hatte ihre Hand berührt; aber konnte er hier lange bleiben? Hatte er innere Ruhe? Dort stand sein Haus ohne Schutz, ohne Herrn. Alles war preisgegeben den Feinden, die gewiß es durchsuchten und plünderten! — Das quälte ihn; aber schwerer lag auf seiner Seele der Gedanke, daß er Elisabeth und ihre Mutter durch seine Anwesenheit in Gefahr brachte — denn dieser Ursula traute er nicht. Er hatte ja den falschen Blick gesehen, den sie auf ihn schoß, als Elisabeth ihn in das Kämmerlein drängte. Er wußte von Pankraz, wie sie Joseph begünstigte, wie sie Alles aufbot, Elisabeths Herz ihm zuzuwenden, und wie sie geschworen hatte, Joseph und Elisabeth müßten ein Paar werden.

Zu diesen beunruhigenden Vorstellungen gesellte sich das ungewisse Loos so vieler Bürger. Niemand brachte Kunde, und doch drang auch in sein Versteck die Wehklage der Unglücklichen, die sich verlassen sahen. So war es fast Abend geworden, als Pankraz, endlich müde von seinen Wanderungen, um Kundschaft zu erhalten, in das Stübchen der Frau Dreis trat.

Keuchend setzte er sich der Thüre nahe, welche in das Kämmerlein führte, wo Conrad in gewaltiger Spannung sein Ohr an die Fuge der Thüre lehnte, um ja kein Wort des Berichtes zu verlieren.

„Wie steht's in der Stadt, Pankrazvetter?" fragte Elisabeth mit beklommenem Herzen.

„Wie soll's stehen?" antwortete der Alte. „O, daß ich allen diesen Pfalzvergiftern den Hals brechen könnte! — Wie's steht, fragst Du, Kind? Hast Du nicht das selbst erfahren und bist gehetzt worden, wie das Wild des Soonwaldes gehetzt wird von der blutgierigen Meute? — So und noch viel schlimmer erging es den Frauen und Mädchen, die über den Markt gingen. Was Conrad für Dich that, das thaten Andere für die, welche ihnen näher angehören, für Weib und Kind, für Schwester und Braut. Sie schlugen drein und brachen ihnen die Hälse. O, daß ich hätte helfen können! Aber da fielen die Hunde über sie her, und es gab ein gräulich Gemetzel. Viele Bürger sind todt, viele schwer verwundet; aber auch Franzosen liegen todt auf dem Markt. Ja, die alten Mauern des „Kummerhofes" hallen wieder vom Jammergeschrei der Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder fielen oder dort in den finsteren Löchern der unbarmherzigen Strafe der Unmenschen entgegen sehen. 's ist ein Elend, das Einem das Herz bricht."

Nun begann er die Einzelnen zu nennen, die todt geblieben und schwer verwundet worden waren. Es war eine große Zahl und seine Schilderung ergriff die Frauen gewaltig und preßte ihnen heiße Thränen aus.

„Unseres armen Conrads Haus," fuhr er fort, „haben sie durchsucht von unten bis oben. Die gute Wittwe Pfaff stand redlich für ihn ein; sie hat wenigstens das Hauptsächlichste gerettet. Was aber noch schlimmer ist, hier darf er nicht bleiben. Als ich am „Stern" vorbei ging, sah ich Einen, der nicht umsonst an der Ecke stand, und hier auf der Mauer geht's auch hin und her, und die Blicke, die sie auf die Thüre werfen, sagen mehr als Worte. Kurz zu sagen, sie wissen, daß er hier steckt, und er muß fort."

Es wurde stille nach diesen Worten in der Stube, denn sie trafen Alle, die darin saßen, mit gleich niederdrückendem Gewicht.

„Aber wo soll er hin?“ fragte mit bebendem Laute das Mädchen. „Wo ist ein Winkel sicher für ihn?“

Conrads Finger klopfte leise an die Thüre. Er ertrug's nicht länger.

„Laßt mich heraus!“ sagte er leise; aber der leise Ton verrieth die Qual seiner Seele.

Frau Dreis öffnete.

„Ich muß fort!“ sagte Conrad mit einem Ausdrucke, dessen Entschiedenheit keine Widerrede gestattete. „Euch bringe ich in's Elend und mich verderbe ich.“

„Wo willst Du aber hin, lieber Conrad?“ fragte Elisabeth.

Conrad stand wie gefesselt. Alles Blut drängte nach dem Herzen. Jeder Nerv bebte. So hatte sie noch nie zu ihm gesagt. Sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unendlichen Glücks auf ihr, die in diesem Augenblick erst erkannte, was ihn so bewege. Sie erröthete und schlug das Auge nieder.

Eine Weile sah er sie stumm an, dann sagte er: „Wenn ich in meinem Kahne bin, so bin ich frei. Dann sorgt nicht mehr für mich. Hier, Pankrazvetter, habt Ihr den Schlüssel zum Schlosse der Kette. Schließt ihn in der Dämmerung los, und nichts wird mir hemmend in den Weg treten.“

Die Sache wurde nun erwogen, und Pankraz entfernte sich mit dem Schlüssel, weil dieser Rath der beste schien.

Die Dämmerung begünstigte den schlauen Alten. Niemand argwöhnte Etwas, als er, an seinem Stabe gebückt, ein Linnen in der Hand, zum Rheine hinabging. War er ja doch arm und konnte nicht das Bedürfniß der Noth ihn zwingen, selbst am Abend des Sonntags sich ein Hemde zu waschen?

Mit der ihm eignen Umsicht und Schlauheit vollbrachte er sein Werk. Aus einem nahen Kahne nahm er Haken und Riemen,

steckte die Dollen ein und legte das Handruder an die Stelle, schöpfte das Wasser aus und hob den Kahn so weit vom Ufer in den Strom, daß er nur eines Ruckes bedurfte, um auf die silberne Fläche hinaus zu gleiten. Als das Werk vollendet war, kehrte er in seine Wohnung zurück und stieg dann leise die schmale Holztreppe hinauf und trat in das Zimmer, wo sie noch im traulichen Kreise saßen, anscheinend ruhig, aber mit pochendem Herzen Alles erwägend, was sich im nächsten Augenblicke begeben könnte. Elisabeth fühlte, wie hoch sie Conrad verpflichtet war, da er sein Leben ihretwegen gewagt. Der Muth des Jünglings, von seiner Liebe beseelt, verfehlte nicht, ihr Herz ihm günstiger zu stimmen. Seit langer Zeit zum ersten Mal erblickte sie die männlich edle Gestalt vor sich, das schöne Gesicht mit dem kindlich milden und doch wieder so männlich festen Ausdrucke sich gegenüber, und das Mädchenherz begann eine Vergleichung mit dem weichlichen Joseph.

Diese stille, innere Thätigkeit, welche sie, kaum ihrer selbst bewußt, vornahm, war ein so günstiges Zeichen für Conrad, daß, hätte er es gewußt, sein Herz gejubelt haben würde. Und wie liebte er sie! Wie hatte seine Auge geleuchtet, sein Athem gestockt; wie war eine Gluthröthe über seine schönen Züge geflogen, als sie sagte: „Lieber Conrad!“

Während diese Betrachtungen und Gefühle Elisabeths Herz beschäftigten, beriethen ihre Mutter, Pankraz und Conrad über die Erhaltung seines Eigenthums. Conrad stimmte damit überein, daß Pankraz mit Vorwissen des pfälzischen Landschreibers Weißgerber dorthin zöge.

Der Chronist der „Gotteshäuschen“ sagt darüber: „Es ist das ein seltsam Ding gewest, und erschien als eine absonderliche Vergunst wohledeln Rathes, daß ohne Verlust des Rechts ein Gotteshäusler durfte ausziehen in ein Bürgerhaus. Sintemalen aber der alte Pankrazius Sulzbacher war über die Maaßen wohlgelitten, weilen er allezeit ein unbescholtenes Leben geführet, eine

gute Reputation behauptet und hier nur zu Nutz und Frommen eines jungen Bürgers Dasjenige that, was ansonsten ihme hätte müssen Schaden zufügen. Und ist auch selbiges Häuselein des Conrad Aichspalter nit verheeret worden, was offenbarlich des alten Stadtmusikanten Sorgfalt bewirket."

Die Nacht war herabgesunken, dunkel und sternenlos. Eine Wolkenschicht lag dick und schwarz vor dem Glanze der Sterne, und nur der Vollmond vermochte so weit mit seinem Schimmer sie zu durchdringen, daß ein düsteres Zwielicht die scharfen Kanten der Dinge hervortreten ließ, ohne daß man jedoch etwas hätte unterscheiden können, es sei denn, man habe das scharfe Auge eines Schiffers gehabt, das allein im Stand ist, da zu sehen, wo ein anderes Auge Nichts sieht. Gerade das war Conrads Glück an diesem verhängnißvollen Abend.

Montbrisard hatte, nachdem Ursula ihm den Aufenthalt Conrads verrathen, nichts Eiligeres zu thun, als den Genossen seiner schmählichen Niederlage, de la Feuillade, davon zu benachrichtigen. Der wüthende Mensch wollte sogleich das „Gotteshäuschen" umkehren, denn Schonung kannte er nicht, und die verletzte Ehre, das boshafte Lächeln Emmerenziens am Fenster und der glühende Wunsch, die reizende Elisabeth unter einem gültigen Vorwand in seine Gewalt zu bekommen — diese Beweggründe wirkten zusammen, ihn außer die Schranken besonnener Mäßigung zu bringen.

Wie heftig er aber auch wurde, Montbrisard's Beredsamkeit besiegte ihn; denn in dessen Brust waren jene Eindrücke noch nicht verwischt, die er an dem Sonntag im „Gotteshäuschen" empfangen hatte. War auch vielleicht in seiner Seele noch die Absicht, das Mädchen durch Schonung zu gewinnen, wer könnte das sagen? Genug, er bewirkte es, daß de la Feuillade unten an des Pankraz Thüre die Wache übernahm und er in der Brüstung des Mauerfensters seine Stellung wählte. Todt oder lebendig! war Beider Losung, als sie sich trennten, um ihre Posten einzunehmen.

Die zehnte Abendstunde war gekommen. Alles war stille geworden auf den Gassen, und das Leid hatte Ruhe gefunden oder vergoß heimlich seine Thränen und sandte stille die Gebete zum Himmel um Rettung der Eingekerkerten, die einem herben Gericht entgegen gingen, dessen Urtheilspruch vorauszusehen war, wenn nicht der Commandant von Stahleck seine Menschlichkeit geltend machte, die er der armen Stadt mehr denn einmal schon bewiesen, obwohl er außer Stande sich befand, alles das abzuwenden, was im Gefolge der feindlichen Besitznahme geschah.

Jetzt läutete vom Thurme von Sanct Peter die große Glocke die Ruhestunde, und in demselben Moment ergriff Conrad Elisabeths Hand.

„Leb' wohl!“ sagte er mit dem vollsten Ausdrucke seiner Liebe.

Sie schlug ihr schönes Auge zu ihm auf. Ihre Wange war bleich, denn die Angst ihrer Seele war groß. Sie drückte leise seine Hand und lispelte: „Gott sei mit Dir und schütze Dich!“

Es war dem jungen Mann, als könne er die Hand nicht fahren lassen. Inniger drückte er sie und wandte sich dann rasch zur Mutter, drückte ihr und Pankraz die Hand, und indem er sich zur Thüre wandte, sagte er: „Folget mir nicht!“ — und war verschwunden.

Montbrisard stand auf seinem Posten. Er hielt den Degen blank in seiner Hand. Sein Auge hielt fest an der Thüre, während ihn die Blende des Mauerfensters fast verdeckte.

Jetzt knarrte die Thüre leise, und Conrads kräftige Gestalt stand einen Augenblick auf dem Steintritt, der davor lag. Sein durchdringend scharfer Blick durchmusterte die Umgebung. Jetzt erblickte er die Gestalt des Franzosen. Er sah das Funkeln der Klinge, und wie der hungrige Tiger auf seine Beute stürzt, so sprang Montbrisard auf ihn ein. Seinen Vortheil kaltblütiger berechnend, als sein Feind, stand Conrad ruhig, bis Montbrisard nahe genug war, um ihn mit dem Degen zu erreichen. Jetzt

machte er eine Wendung. Der Degen pfiff an ihm vorüber in das faule Thürgestelle, und in demselben Momente traf ein so fürchterlicher Schlag die Hand des Franzosen, daß klirrend der Degen auf die Platten des Bodens fiel, und mit einem Ausrufe des Schmerzes seine Hand herab sank. Doch schnell bückte er sich nach seiner Waffe. Dies sah Conrad, und ein neuer Schlag auf den Kopf machte Montbrisard taumeln. Dieser war jedoch nicht der Mann, welcher seinen Kampf schnell verloren gab. Er raffte sich auf und fiel mit seinen nervigen Armen Conrad an. Jetzt entstand ein wilder Ringkampf. Die Gegner stöhnten im gewaltigen Ringen. Der Sieg blieb lange unentschieden. Endlich ersah Conrad seinen Vortheil, umfaßte mit riesiger Kraft seinen Gegner, trug ihn in die Oeffnung des Mauerfensters und hob ihn hinaus, daß er ohne Halt über der Tiefe schwebte.

Montbrisard umklammerte Conrads Hals und Arm. „Wache herbei!" brüllte er in der Todesangst, und der Ruf drang hin zum Münzthorthurme.

Jetzt sah sich Conrad verloren, wenn er nicht seinen Feind losmachen könnte. Er bot seine letzte Kraft auf, wand Montbrisard's Hände los, und dieser stürzte hinab.

Und es war still unten, als habe der Tod sein Opfer empfangen.

Aber vom Münzthorthurme her stürmten die Franzosen. Conrad mußte rasch handeln. Er schwang sich über die Brüstung des Mauerfensters, setzte seinen Fuß in die Vertiefungen der Mauer, wo das Wasser, das bei Eisgängen wider sie brauste, den Mörtel ausgewaschen hatte; faßte sich an den vorstehenden Steinen fest, und als er die Mitte der Mauerhöhe erreichte, führte ihn ein kecker Sprung gerade zur rechten Zeit hinab; denn schon sauste eine Kugel an seinem Ohre vorüber.

Schnell, wie das flüchtige Wild, war er auf dem Hügeldamme vor dem Fleischthörchen. Ein Sprung brachte ihn hinter den Damm. Von da sank das Ufer dem Strome zu, und die Kugeln flogen über

ihn weg. Ehe noch die Franzosen das Fleischthörchen öffnen konnten, war er in seinem Kahn, und dieser glitt, vom kräftigen Ruderschlage getrieben, wie ein Pfeil über die Fluth hin und verschwand bald im Dunkel der Nacht.

Das Schießen am Münzthorthurme hatte die Folge, daß die ganze Besatzung in Aufregung gerieth. Niemand aber wußte, was geschehen war. Die Wache des Münzthorthurmes hatte den Ruf gehört, sonst wußte sie nichts, als daß Einer entflohen. De la Feuillade klärte indessen bald das Sachverhältniß auf.

„Wo ist Montbrisard?“ rief er aus. „Er wird uns sagen, wohin der Spitzbube geflohen ist.“

Niemand hatte den Hauptmann gesehen.

De la Feuillade eilte zurück an die Stelle, und hier fand er seinen Genossen im kläglichsten Zustande. Lange hatte er von dem Falle betäubt da gelegen. Als er seine Besinnung wieder gewann, vermochte er nicht aufzustehen. Ein entsetzlicher Schmerz in einem Beine sagte ihm, es sei gebrochen. Mit Anstrengung aller seiner Kraft hatte er sich gegen die Mauer hingeschleppt und saß nun stöhnend da, sich an die Mauer lehnend.

„Er ist entflohen!“ rief er dem Freunde zu, seinen Schmerz vergessend.

„Und Du?“ fragte dieser. „Du standest ja oben?“

„Er hat eine übernatürliche Kraft,“ stieß Montbrisard hervor. „Als er heraus trat, wollte ich ihm den Degen in die Brust stoßen, aber mit einer großen Gewandtheit entging er dem Stoße. Die Wuth hatte mich blind gemacht. Er schlug mir den Degen aus der Hand, und nun rangen wir; aber ringe Du mit diesem Teufel! Er trug mich schwebend an's Mauerloch, und wie ich mich auch bemühte, mich so an ihn zu klammern, daß er mit herabstürzen müßte, es mißlang, und er schleuderte mich herab, daß mir die Besinnung verging. Er selbst sprang herab und ist frei.“ — Ein Fluch begleitete die letzten Worte.

„Wie ist Dir?“ fragte der Andere.

„Mein Bein ist gebrochen!“

„Alle Teufel!“

„War er denn in dem Häuschen?“

„Wohl war er drinnen!“

„So sollen sie Alle dafür büßen!“

De la Feuillade ließ nun Montbrisard von den Soldaten wegtragen und eilte zu dem Commandanten, der schon auf dem Wege zu der Stelle war, wo sich der Knäuel der Soldaten befand, um ihm den Hergang und die offenbare Schuld der Bewohner des „Gotteshäuschens“ zu melden.

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Stübchen der angstvoll Bebenden, als Conrad weggegangen war. Sie hatten Alle die Macht verloren, auch nur ein Wort hervorzubringen. Centnerschwer lag ja die Sorge auf ihren Herzen. Leise Gebete rangen sich aus der Brust los.

Pankraz gewann zuerst den Muth und die Kraft der Rede wieder.

„Ach,“ sagte er seufzend, „wenn er nur glücklich entkommt!“

„Es ist ja so dunkel,“ sagte Elisabeth; „aber“ — und erst jetzt wuchs ihre Angst, „wie kommt er hinaus an den Rhein?“

„Er wird auswendig hinabsteigen,“ sagte Pankraz.

„Gott im Himmel, wie ist das möglich?“ rief das Mädchen und rang die Hände.

„Das ist so schwer nicht und macht mir gar keine Sorge,“ entgegnete Pankraz; „denn das Wasser hat bei den Eisgängen den Mörtel so sehr herausgewaschen, daß es ein Leichtes ist, hinabzusteigen, zumal wenn man die jugendliche Gewandtheit hat, wie Conrad.“

In diesem Augenblicke riß Ursula die Thüre auf. „Was ist zu thun?“ rief sie mit verstellter Angst, denn sie hatte lauernd an ihrem Fensterlein Montbrisard seinen Posten einnehmen sehen und Conrad hinausschleichen gehört. So lange die Beiden draußen

rangen, hielt sie sich ruhig; als sie aber den Wacheruf, darauf den dumpfen Ton des fallenden Montbrisard hörte, und es dann so stille wurde, hielt sie's nicht mehr aus.

Alle fuhren mit Entsetzen von ihren Stühlen auf. „Was gibt's denn?“ fragten sie wie mit einem Munde.

„Was es gibt? Ihr müßt das besser wissen! Ist nicht Conrad fort? Es scheint, als ob ein Franzose auf ihn gelauert habe!“

Jetzt fielen die Schüsse. Man hörte den entsetzlichen Lärm, das Laufen, Schießen, Schreien.

„Armer Conrad!“ rief Elisabeth. „O, warum ließen wir ihn fort!“

Frau Dreis saß wie eine Leiche da.

Pankraz sprang auf. „Satan!“ rief er, „das ist Dein Werk! O, Dein Lohn wird Dir werden!“ Und mit diesen Worten eilte er hinaus.

Wäre Ursula rein gewesen, dieser Ausruf ihres Todfeindes würde sie veranlaßt haben, ihm, ehe er zur Thüre draußen gewesen wäre, die Gewalt ihrer langen Finger fühlbar werden zu lassen. So aber konnte sie nur hinter einem Schwalle ihrer auserlesenen Schimpfnamen und Schmähungen die Betroffenheit verbergen, daß das richtige Gefühl des Alten die Wahrheit so schnell herausgefunden. Auch die Anderen ahneten ihr Unrecht.

Einige Minuten hatte Elisabeth starr vor Schrecken da gesessen. Die erbleichende Lippe bewegte sich leise in heißem Gebete, das die ringenden Hände, als aus der Seele Tiefe kommend, bewährten. Jetzt sprang sie plötzlich auf und rief: „Ich bin Schuld an seinem Verderben! Ich muß wissen, wie es um ihn steht.“ Sie eilte der Thüre zu; aber Ursula vertrat ihr den Weg. „Wo willst Du hin in diesem aufgeregten Zustande? Was willst Du beginnen in dieser allgemeinen Verwirrung in dunkler Nacht?“ fragte sie das Mädchen.

Auch die Mutter hing sich an sie und flehte: „Bleibe Kind, und füge nicht zu alle dem Leide das größte, daß auch Dir ein

Unglück widerfahre! Gott wird ihn ja nicht verlassen! Er geht ja nicht auf unrechten Wegen, und Pankraz wird uns Nachrichten bringen."

Der Mutter Wort brachte Elisabeth zur ruhigen Erwägung zurück und gab ihrer Seele wieder die rechte Richtung. Ermuthigt erhob sie das betende Auge nach oben. „Ja," sagte sie, „Gott wird ihn nicht in's Verderben gerathen lassen!" Ruhig in diesem festen Glauben kehrte sie zu ihrem Sitze zurück, und es trat wieder jene Stille ein, die jedem Gemüthe Zeit ließ, in seiner eigenthümlichen Weise die Lage der Sachen anzusehen und ruhiger Zuversicht oder beängstigender Sorge Raum zu geben.

Nicht lange aber sollte dieser Zustand dauern. Der unglückliche Tag sollte vor seinem Hinabsinken zu seinen Brüdern, die gewesen, ein noch größeres Maß der Trübsal über die schuldlosen Bewohner des „Gotteshäuschens" bringen.

Der Zeitraum einer kurzen halben Stunde war hinreichend gewesen, die Ereignisse geschehen zu lassen, die sich so entscheidend gefolgt waren.

De la Feuillade war nicht der Mann, der einen Plan leichtlich aufgab. Wenn auch der Commandant den rohen Scherz der beiden Offiziere mißbilligte, so konnte er doch das nicht dulden, daß sie ein Bürger mißhandle und ihre Soldatenehre beflecke. Auf diesen Umstand hin baute de la Feuillade seinen Plan, das Mädchen in seine Hand zu bekommen. Er stellte es dem Commandanten so dar, als hätten die Bewohner des „Gotteshäuschens" frevelnd den Frevler verborgen, als sei er von ihnen auch unterstützt worden, als er Montbrisard die Mauer hinabgeworfen habe. Dieser konnte das falsche Zeugniß nicht entkräften, weil Montbrisard bereits in den Tempelherrnhof getragen worden war, wo das Lazareth der Besatzung hatte müssen errichtet werden. Der meuterische Geist der Stadtbewohner wurde ihm so vorgestellt, daß am Ende der Commandant selbst daran glaubte, zumal von Seiten der Soldaten so

viel als möglich ihre Schuld an den aufrührerischen Bestrebungen verheimlicht und verdeckt wurde.

So wurde es denn de la Feuillade nicht schwer, einen Verhaftsbefehl zu erwirken, der, mündlich ertheilt, um so mehr Macht in die Hand Dessen legte, der ihn ausführte, als er jener Begrenzung entbehrte, welche wahrscheinlich der schriftlichen Ausfertigung nicht würde gemangelt haben. Es lag aber nicht im mindesten in Feuillade's Plan, die Verhaftung selbst vorzunehmen. Schlau berechnete er, daß dieser Umstand ihn in des Mädchens Augen würde gehässig erscheinen lassen. Er wählte daher seinen Lieutenant zur Ausführung, und, da der Kummerhof keinen Raum mehr in seinen Verließen hatte, so bestimmte er ihm das enge Gefängniß des Marktthorthurmes, um die zu verhaftenden Personen dort einzukerkern.

Ungesäumt brach der Lieutenant auf, seinen Befehl auszuführen, und wenige Minuten später wurde der Frieden des „Gotteshäuschens" auf eine Weise erschüttert, welche der getreue Chronist zu schildern kaum Worte finden kann.

„Er sagt, daß ein Offizier mit acht Mann in das Häuschen eindrangen und rücksichtslos die Stube der vielgeprüften Frau Dreis betraten. Mit rohen Worten und heftigen Drohungen habe er Alle, welche sich in dieser Stube befanden, herausgerissen und mit sich fortgeschleppt. Umsonst, fährt er fort, seien alle Bewohner der übrigen „Gotteshäuschen" zusammengeströmt und hätten fußfällig um Schonung der Unglücklichen gebeten. Frau Dreis aber habe sie beruhigt; habe mit großer Glaubenskraft gesagt, es sei dies eine neue Prüfung, die der Herr ihr sende; sie habe aber Glaubensmuth genug, sie zu tragen, und habe die Hoffnung, der Herr schlage wohl, aber er werde auch wieder heilen; er beuge, aber erhöhe auch wieder und lasse alle unsere Prüfungen ein solches Ende gewinnen, daß wir es könnten ertragen. Darauf habe sie noch an zwei Worte der heiligen Schrift erinnert, an die: „Aus sechs Trübsalen habe

ich dich errettet und in der siebenten will ich dich nicht verlassen!" und: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen." Zuletzt habe sie Alle gebeten, ihrer in ihren Gebeten zu gedenken, und sei darauf mit den Franzosen von dannen gegangen nach dem Gefängniß.

„Wehklagend hätten sie, schließt der Chronist diesen Tag, Alle bis zum Marktthorthurme begleitet. Selbst der Wärter, der hart daneben wohnte, in dem Hause, zwischen dem und dem Thurme vor der Treppe, so nach der Untergasse führet, habe unter heißen Thränen aufrichtigen Mitleides die Thüren des Gefängnisses erschlossen und alle Welt habe gesagt, niemals seien schuldlosere Gefangene in selbiges Gefängniß gesetzt worden.

„Daß auch Ursula mit fortgeführt wurde, hätte, wäre nicht das Leid um Frau Dreis und das herzliebe „Kind" so groß gewesen, Freude bei Allen erregt, welche das Dach der „Gotteshäuschen" schirmte. Selbst der Chronist verhehlt es nicht, daß ihr solch Ungemach wäre gegönnt worden, „sintemal sie eine böse Sieben" gewesen sei und ärger denn ein Drache, und citirt eine große Zahl Stellen aus den Sprüchen Salomons und dem Buche Sirach, welche von bösen Weibern handeln und von dem traurigen Loose, mit ihnen unter Einem Dache zu hausen. Sie hatte sich anfänglich wie eine Rasende geberdet; aber etliche unsanfte, handgreifliche Einreden, die einige Gewehrkolben an ihre beträchlich langen Seiten richteten, besaßen eine so ungemeine Ueberredungskunst, daß sie sich alsbald so still in ihr unerwartetes Geschick fügte, wie Frau Dreis und Elisabeth auch, wenn auch freilich andere Beweggründe bei ihr vorwalteten, als in der Seele dieser frommen Dulderinnen."

Wie könnte aber die Ueberraschung, der Schrecken und das Leid des alten Pankraz beschrieben werden?

Gleich einem lauernden Iltis war er einhergeschlichen, um eine Kunde zu erhalten; aber nur wenige Bewohner der Stadt

wagten es, ihre Häuser zu verlassen, um zu hören, was geschehen sei.

Nur der alte Vogel, der Stammgast im „Sterne“, der, weil er mit den Wälschen reden konnte, ihnen bekannt war, schlich unter ihnen herum und schnappte gierig jedes Wort auf, welches seinem Ohre zugänglich war. An ihn wandte sich Pankraz. Er zog ihn bei Seite.

„Was gibt's?“ fragte er, „Du verstehst ja die verfluchten Pfalzvergifter, was sagen sie denn?“

„Sie reden von Einem, der einen französischen Offizier die Mauer herabgeworfen, daß er ein Bein und ein Gefach Rippen brach“ — sagte Vogel.

„Brav gemacht!“ jubelte halblaut Pankraz; „hätt' er ihnen nur alle die Hälse gebrochen.“

„Stille,“ raunte ihm Vogel in's Ohr. „Sie verstehen deutsch genug, um zu wissen, daß Du ihnen da keinen Segen wünschest.“

„Haben sie denn den Flüchtigen gekriegt?“

„Nein,“ versetzte Vogel; „das ist es eben, was sie rasend macht.“

„Gelobt sei Gott!“ stieß Pankraz heraus.

„Willst Du stille sein!“ mahnte Vogel. „Aber es kommt mir fast vor, als wüßtest Du mehr von der Sache, als ich. Wer ist's denn?“

„Sei stille,“ sprach Pankraz. „Es ist Conrad Aichspalter, meiner Schwester Kind! Komm', laß uns nachsehen, ob sein Kahn fort ist; dann bin ich gewiß, daß er gerettet ist, sonst nicht.“

Die Dunkelheit begünstigte die Untersuchung der beiden Alten. Als Pankraz den ihm wohlbekannten Kahn nicht mehr fand, da hob er Augen und Hände zum Himmel und betete leise ein Dankgebet, wie es selten aus einer dankerfüllten Seele zum Himmel stieg.

Er zog Vogel schnell zur Stadt zurück, und es war hohe Zeit, daß sie kamen, denn die Franzosen schickten sich an, in die Stadt

zurückzukehren. Es gelang Beiden noch, unbemerkt hineinzuschlüpfen, Pankraz drückte Vogel's Hand, und während Ersterer die Treppe zur Seite des Krahnenthorthurmes hinauf eilte, um den Mauergang zu gewinnen, steuerte Vogel langsam die Krahnengasse hinauf, wo aus jedem Fenster Fragen die Fülle an ihn gerichtet wurden, die er des Breiteren beantwortete.

Als Pankraz an dem Gefängnisse des Marktthorthurmes vorüberging (denn der Mauergang führt gerade vorüber), ahnete seine Seele nicht, wer hinter der mächtigen Bohlenthüre schmachte; als er aber dem „Gotteshäuschen“ sich näherte und er das Wehklagen vernahm, welches von den Gotteshäuslern ausging, die noch immer gruppenweise auf dem Mauergange standen, da überfiel ihn eine Angst, die ihm kaum weiter zu gehen zuließ. Der Athem stockte in seiner Brust, und eine Ahnung sagte ihm, daß das Elend auf's Neue dort eingekehrt, wo schon so manche Thräne geflossen sei.

Endlich langte er an, und das ganze Gewicht der erschütternden Nachricht traf ihn. Nicht einmal der Umstand, daß Ursula mit in Haft gebracht sei, konnte seinen Schmerz lindern. Lange hatte der in manchem Leid ergraute Mann keine Thräne vergossen; aber jetzt weinte er wie ein Kind, und weinend schloß er die Thüre und stieg mit seinem Lichtlein die Holztreppe hinab, und erst, als bereits der Tag in Osten die ersten Lichter entsandte, kam ein Schlaf der Ermattung über ihn, der, durch beängstigende Träume gestört, nicht einmal dem müden Greis Erquickung bereitete.

10.

Das trägt sich leicht,
Was tief uns beugt —
Wenn des Gewissens Vorwurf schweigt.
Altes Kirchenlied.

So unerwartet der Schlag die Frauen des „Gotteshäuschens" getroffen, so behaupteten doch Elisabeth und ihre Mutter den aus Gottvertrauen erwachsenden Gleichmuth in dieser schweren Prüfung; allein so war es nicht bei Ursula.

Die Kolbenstöße der Franzosen hatten zwar dem Strom ihrer gallichten Beredsamkeit einen Damm entgegen gestellt, den zu überfluthen Furcht vor der Wiederholung solcher Liebesgrüße abhielt; allein das war nur ein gewaltsames Niederdrücken ihrer inneren Seelenarbeit. In ihr kochte es um so wilder, je weniger sie es wagen durfte, sich einen entladenden Ausbruch zu gestatten. Selbst das Weinen und Wehklagen der Bewohner der anderen „Gotteshäuschen" mehrte ihren Grimm; denn ihr galt die Trauer nicht; und ob sie sich gleich kaum verhehlen konnte, daß sie eher das Gegentheil von dieser Aeußerung der Theilnahme verdienen möchte, so wollte sie sich das doch nicht selber zugestehen, und sehnte sich nach dem Augenblicke, wo sie ungestört ihren Zorn auslassen konnte.

Kaum war daher der Riegel der inneren, eisernen Gefängnißthüre vorgeschoben, kaum knarrte die innere Thüre in ihren Angeln, so überstürzte sie sich in Flüchen und schmähenden Worten. Alle Welt empfing ihren Theil. Zunächst waren es die Franzosen, dann der Pfälzer Landschreiber, der sich getreuer Unterthanen nicht annähme; sodann die Gotteshäusler, welche ihre Liebesworte empfingen. Weiter kam Conrad an die Reihe, und zuletzt Frau Dreis und Elisabeth, die sie als die Ursache ihrer Gefangenschaft schmähte.

Lange trugen es die beiden Dulderinnen; aber endlich war es zu arg, und Elisabeth erhob sich, der Alten einmal wieder in's schlummernde Gewissen zu reden. Sie hatte so oft den Sturm bedräuet, daß er sich legte; sie war so oft schon den Ausbrüchen rasender Wuth beschwichtigend entgegen getreten, daß sie es auch jetzt versuchte, obwohl sie sich gestehen mußte, daß sie das böse Weib nie in einem so gewaltigen Grad erzürnt gesehen. Auch diesmal gelang es wieder und zwar mit so überraschendem Erfolge, daß selbst die Mutter ob der Macht erstaunte, welche ihres sanften Kindes sanftes Wort über diese zorneswilde Seele errungen hatte.

Allmälig legten sich die schäumenden Wellen des erzürnten Stromes, und es trat einige Ruhe ein. Als aber die an ihr weiches Bett gewöhnte Alte ihre langen Glieder auf die Holzpritsche legen mußte, da brach noch einmal der zurückgedämmte Strom los, und erst, als der Schlaf der Ermüdung der Zunge Ruhe brachte, wurde es stille.

Mit wunderbarer Ruhe fügten sich Frau Dreis und Elisabeth in ihr herbes Geschick. Wußten sie ja doch von keiner Schuld, der sie das Gefängniß zuschreiben konnten! — Nur Eins scheuchte die Ruhe von ihren Seelen, den Schlaf von ihren Augen — die Sorge um Conrad. Noch war ja der Zusammenhang der Ereignisse ihnen völlig fremd; noch hatten sie keine Gewißheit, was aus dem Armen, der ihretwillen litt, geworden sei.

Um ihre geringe Habe bangte ihnen nicht; denn Pankraz und die Treue der übrigen Genossen der „Gotteshäuschen" bürgten ihnen für den vollsten Schutz. Vor den Folgen ihrer Haft hatten sie auch keine Sorge; denn sie waren sich keines Unrechts bewußt, und das, was sie hätte beängstigen können, Feuillade's schändliche Absichten, das ahneten sie nicht. Ihr Gottvertrauen überwand allen Schmerz, alle Furcht. Ruhig legte sich, nachdem sie für Conrad und sich selbst gebetet, der Schlaf auf ihre Augen; obwohl das unge-

wohnte Lager diejenigen Eigenschaften nicht im mindesten besaß, welche einen sanften Schlaf herbeizuführen geeignet sind.

Pankraz hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als er durch einen wüsten Traum geweckt wurde. Er sah Elisabeth händeringend dasitzen und hörte ihr Wehklagen um Conrads Schicksal, das ihr unbekannt war.

Er sprang von seinem ärmlichen Lager auf.

Eben färbte sich der östliche Himmel roth. Auf der unglücklichen Stadt lag noch die Stille des Grabes. Rasch kleidete er sich an, denn er erinnerte sich, daß auf der Südseite des Marktthorthurmes sich eine schmale Luke befand, die, obwohl sie mit Eisenstangen wohl versehen war, dennoch gestattete, daß man mit den Gefangenen reden konnte, da ein Mauerfenster fast wider der südlichen Seite des Thurmes sich gegen den Rhein hin öffnete.

Ungesäumt eilte er nun dorthin. Er rechnete dabei auf den Umstand, daß die Thorwachen, weil sie am gestrigen Abend gestört worden, hart und fest schlafen würden.

So leise als möglich schlich er sich über den Mauergang hin. Seine Voraussetzung hinsichtlich der Wache trog ihn nicht. Es war in dem von Zinnen geschützten Thurmgemache, worin sich die Thorwache aufhielt, so still, als ob keine Menschenseele sich dort aufhielt. Als er gegen der Luke war, warf er ein Kieselsteinchen hinein. Elisabeth wachte schon. Sie ahnete, daß das Steinchen von einer befreundeten Hand käme, und eilte an die Lucke, wo ihr in ziemlicher Nähe Pankraz' freundliches Gesicht entgegen lächelte. „Unsere Zeit ist kurz," flüsterte er ihr zu, „und die Wände haben Ohren, darum komme ich so frühe." Nun erzählte er ihr, was sich mit Conrad und dem Franzosen Montbrisard zugetragen; berichtete ihr, daß er glücklich allen Nachstellungen entgangen und mit seinem Kahn entkommen sei. Er sagte ihr, daß er nun in Conrads Häuschen ziehen werde, und dann eilte er eben so leise zurück, wie er gekommen war.

Elisabeth sank, als er weggegangen war, auf ihre Kniee, und brachte ihr Dankopfer Dem, der Conrad vor den Verfolgungen seiner Feinde gerettet hatte. Ihre Seele durchdrang eine hohe Freude. Mochte nun auch kommen, was da wollte, sie fühlte sich stark, es zu tragen.

Armes Kind, dir ist noch völlig fremd der sittliche Abgrund, in den eine Menschenseele fallen kann, die aller Religion ledig, aller edleren Grundsätze baar, nur der wilden Leidenschaft Raum gönnt und, an keine Unschuld, an keine Sittlichkeit glaubend, die eigene Verworfenheit in jedem Anderen wiederzufinden meint.

Es war etwa um die neunte Stunde des Morgens, als die Riegel des Gefängnisses rasselten. Die Frauen vermutheten, den Gefängnißwärter nahen zu sehen, allein sie täuschten sich.

Feuillade trat herein, und sein Diener schloß hinter ihm die Thüre.

Mit heuchlerischer Freundlichkeit nahte er. Seine Reden waren süß wie Honigseim. Er bedauerte mit vielen Worten die Härte des Commandanten, der um der Flucht eines Unwürdigen willen die Schuldlosen eingekerkert habe. Da er aber Beisitzer des Gerichtes sei, so hoffe er Gelegenheit zu finden, für ihre Befreiung zu wirken, — wenn — Elisabeth dankbar sein wolle, die er mit aller Gluth seines Herzens liebe.

Das Mädchen und die Mutter erstarrten schier vor der Rede des Schändlichen — Elisabeth vermochte vor Ueberraschung und innerer Empörung keine Sylbe zu reden; wohl aber nahm die Mutter das Wort mit aller Kraft sittlich religiösen Ernstes und traf den Wüstling mit gewichtigen Schlägen; allein das prallte Alles ab an seiner Unempfindlichkeit gegen das Sittliche und Reine.

Er lachte laut auf und meinte, das seien veraltete, spießbürgerliche Begriffe; übrigens müsse sie bedenken, daß er die Macht habe, das zu erzwingen, was man ihm gutwillig nicht gewähren wolle. Und nun sprach er aus einem anderen Ton, und nahte sich Elisa-

beth, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen. Wie fand sich aber der Unhold getäuscht! Das deutsche Mädchen stieß ihn mit einer Kraft zurück, daß er gegen die Wand taumelte.

Wüthend durch solches Zurückweisen, schwur er, sie durch alle Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ständen, dahin zu bringen, daß sie sich ihm gern überliefere.

Bis jetzt hatte Ursula geschwiegen; aber jetzt riß der zarte Faden ihrer Geduld mit einem Mal entzwei.

„Wagt es," rief sie, „wenn Ihr den Muth habt! Wagt es! Sie ist die Verlobte Josephs, sag' ich Euch, und wehe Euch, wenn Ihr einen Schritt weiter geht. Mir ist mehr bekannt, als Ihr glaubt. Ich weiß den Weg nach Montroyal, wo Montal, Euer Feind, einen Arm hat, der bis dahin reicht, wo Louvois Euren großen König leitet."

Feuillade erbleichte, als dies Weib diese Worte ausstieß. Woher konnte sie wissen, was nur Wenigen im Heere bekannt war? Deutete sie auf Dinge, die nicht bekannt werden durften?

„Was willst Du, alte Hexe?" rief Feuillade, einen Schritt zurücktretend.

„Soll ich es Euch sagen, was in trunkenem Uebermuth Ihr selbst ausgeplaudert? Was Ihr mir selbst gesagt? Soll ich ausplaudern, daß Ihr von mir ein Tränklein erkaufen wolltet, um Montal aus der Welt zu schaffen, der im Stande ist, Eure Büberei aufzudecken? Denkt an Landau und geht hin, gedrückt von dem Gewichte dessen, was ich weiß. Aber wagt Euch nicht wieder hierher."

Feuillade erbleichte vor Wuth. Er sah sich in die Hand dieses teuflischen Weibes gegeben. Schwarze Gedanken gohren in seiner Seele. Sie mußte unschädlich gemacht werden! Glatt wie ein Aal, der sich in allen Richtungen windet, brach er plötzlich in eine helle Lache aus. Er zog Alles in's Komische, begann mit Ursula zu scherzen und entfernte sich dann schnell; aber in seiner Brust gohr ein Haß, der kein Maß kannte.

Dieses Weib mußte er mehr fürchten, als irgend Jemanden auf der Erde. Sie wußte Dinge aus seinem Leben, die ihn vor die Mündungen der Gewehre gebracht haben würden, ja noch mehr — auf das Schaffot. Und er selbst hatte sich in ihre Hand gegeben. Sein Gold sollte ihren Mund schließen. Nun sah er ein, daß dafür nur ein Schloß übrig war — das Grab. Wer stand ihm dafür, daß sie Das, was sie hier gesagt, nicht zur Luke des Gefängnisses hinausriefe? Sie freilassen — half nicht, wenn er nicht von dem Mädchen abstehen wollte, und das kam ihm nicht in den Sinn.

Brütend über seinen schwarzen Gedanken, schritt er über den bedeckten Mauergang hin. Da begegnete ihm ein Corporal seiner Compagnie, ein Auswurf der Hölle, einer der Brandmeister, die schonungslos und gewissenlos die Fackel in die Wohnungen der pfälzischen Bürger geschleudert, der zu Allem fähig war, wenn irgend ein Vortheil zu erringen stand.

Beide verkehrten lange und heimlich, und als endlich Feuillade's Börse in des Corporals Hand glitt, war der Handel geschlossen, dem die Hölle ihr Siegel aufdrückte.

Unterdessen hatte Elisabeth Ursula zur Rede gestellt, wie sie es wagen könne, sie für Josephs Braut auszugeben und eine so frevelhafte Lüge auszusprechen.

„Bist Du's denn nicht in deinem Herzen?“ fragte Ursula mit ihrer nichts achtenden Keckheit. „Ich habe es geschworen, Du sollst sein Weib werden, und jedes Hinderniß werde ich besiegen, so oder so.“ Sie machte eine seltsame Bewegung der Hand, und ihr Auge glühte in dunkelm Feuer.

Tief empört, richtete sich das Mädchen stolz vor der leidenschaftlich Erregten auf, legte die Hand auf's Herz und sagte feierlich: „Und ich schwöre hier vor und zu dem Herrn, daß ich nie sein Weib werde, und wenn alle Mächte der Hölle sich mit Euch einigten. Er ist der Sohn des Mörders meines Vaters — wir sind auf ewig geschieden!“

Das Wort sprach Elisabeth mit einer Kraft und einem Nachdrucke, daß es noch lange im Herzen wie im Ohr Ursula's nachklang. Sie stand wie eine Bildsäule da. Alle ihre Gedanken vergingen. Sie mußte sich an die rauhe, feuchte Kerkerwand lehnen, so hatte sie das Wort erschüttert.

Und eine tiefe Stille trat ein und währte bis zur sinkenden Nacht. Es war, als habe diese Erklärung Elisabeths die redselige Zunge Ursula's gelähmt und überhaupt alle Kraft geraubt. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Es war zu viel für sie!

11.

Die Nacht, sie hüllt in ihren dunkeln Schleier,
Den Edeln, wie das Ungeheuer,
Und Beider Thaten hüllt sie ein.

* * *

Als die Schüsse knallten, sprang Conrad in den Kahn. „Schießt nur!“ rief er lachend aus, „mein Ruder und mein Riemen bringen mich rasch aus Eurer Schußweite.“

Und so war es. Pfeilschnell schoß sein Kahn über die vom Hauch eines leisen Abendwindes bewegte Fluth. An eine Gefahr war nicht zu denken, denn dem kühnen Fergen und Schiffer war jeder Quadratfuß Wasserfläche auf dem Gebiete von Lorch bis Caub hinab so bekannt, wie der Raum seines kleinen Hauses. Kaum hörbar strich sein Ruder die Fluth; kaum hörbar glitt der Kahn über des Stromes friedliche Fläche hin. In der Mitte des Rheins angelangt, brachte er durch einen tüchtigen Stoß den Kahn in das jenseit liegende Fahrwasser, und pfeilschnell schoß er nun gegen die Ostseite der Insel.

Unterhalb Bacharach, zwischen dem sogenannten „wilden Gefährte“ und dem Strudel der „Wirbellei“ liegt ein sich langhin-

dehnendes Eiland, von dem Landesherrn in jenen Tagen der Familie Heiles verliehen und daher „das Heilesen Wörth“ genannt. Rings an seinen Ufern war sie in jenen Tagen dicht mit Weiden und Erlen bewaldet, die ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. Weit über die Ufer hinaus hingen die Weiden, und wer es erreichen wollte, mußte sich unter ihnen hindurch winden, dabei aber sich auf Gefahren gefaßt machen; denn leicht schleuderte eine zurückgedrängte und wieder die Freiheit gewinnende Weide durch ihre Federkraft Schiffer und Kahn in die stürmende Welle, die sich, durch die Insel im Laufe beengt, hier mächtiger durchdrängt.

Dem daherfluthenden Rhein entgegen thürmten sich gehäufte Klippen, und ihr Dasein bedingt das Dasein der Insel, weil sie des Eises Macht brechen und das Anlegen des Sandes begünstigen.

Etwas tiefer gegen die Mitte der Insel steht ein Häuschen, eine Art von Pavillon.

Zu der Zeit, in welcher sich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, zutrugen, lag das Häuschen so ziemlich in Ruinen, wenn es auch nicht völlig zerstört war.

Im Jahr 1632 waren die Schweden bei dieser Insel über den Rhein gegangen. Gustav Adolph leitete von der Höhe dieses Häuschens aus den Uebergang, und hatte zu dem Ende schnell das Dach abdecken lassen, so daß es frei hier oben stand und seine Befehle ertheilen konnte. Seit dieser Zeit war auf das Gewölbe, welches das untere Geschoß des viereckten Hauses schloß, der Regen und alle Ungunst der Witterung eingestürmt, und Niemand trug Lust, das Dach wieder herzustellen, denn die Insel war damals schier zu einer Tenne zertreten worden. Die Zeiten waren schlimm, welche der Periode voll Drangsal folgten. Die Familie Heiles war nach Heidelberg gezogen, und der alte Diener, welcher über ihre stattlichen Besitzthümer die Oberaufsicht führte, hatte nicht die Thatkraft, welche nöthig gewesen wäre, das Alles wieder nutzbar

zu machen, was mit dem breiten Fuße des Verderbens eine schwere Zeit zermalmt hatte, daher die Insel einer Wildniß glich.

Auf dies Häuschen hatte Conrad sein Augenmerk gerichtet. Niemand beachtete es, daher bot es ihm Obdach und Zuflucht. Unter den weit in den Strom hinaushängenden Weiden war sein Kahn so leicht zu verbergen, daß ihn selbst das schärfste Schifferauge nicht würde entdeckt haben. Mußte er länger hier weilen, so öffnete ihm das Niederthal einen leichten Weg, um, ebenfalls verborgen, nach Weisel zu gelangen, wo er gewiß war, Lebensmittel zu finden.

Was ihn am meisten drückte, war die endlose Langeweile, eine Folge der völligen Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war. Während des Tages durfte er nicht vor die Mauern des Häuschens treten, wollte er nicht von beiden Ufern her gesehen sein, zumal die Weinbergpfade die Insel ganz zu überblicken gestatteten. Entweder innerhalb der Mauern oder unter dem überhängenden Dickicht war sein Aufenthalt. Oft sank sein Auge zu! aber dann konnte er die Nacht hindurch nicht schlafen, so weich auch sein Lager von dürrem Grase war, und die Phantasie hatte dann einen Spielraum, den sie mit voller Kraft ermaß.

So war in tödtlicher Langeweile der Montag vorübergegangen. Er hatte die Kähne, die Schiffe, die Wanderer, die eilenden Wolken, die der Thalwind trieb, beobachtet, aber nirgends ein Wort von Elisabeth vernehmen können, für deren Sicherheit eine entsetzliche Angst ihn zu ergreifen begann! — Stellte er sich die Umstände einfach zusammen, so erkannte er klar, daß sie bloßgestellt war, und daß bei der Feindseligkeit der Franzosen das kaum ohne üble Folgen vorüber ging. Erwog er aber die Nachstellungen der Offiziere und die Möglichkeit, daß sie diese Gelegenheit benutzten, das schöne Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, so gerieth er in einen Zustand fieberischer Aufregung. War sie nicht schutzlos? Durfte er sie verlassen? Und doch, wie stand er selber? Ließ er

sich blicken, so fehlte vollends aller Beistand der Lieblichen, den er jetzt wenigstens heimlich leisten konnte.

Ja, das wollte er, wie groß auch die Gefahr sein möchte. Das Wie aber lag noch im Zweifel, und daran zerarbeitete sich sein Geist.

Die Nacht kam endlich, in deren Schutz er hinüber wollte, das zu erkunden, was ihn mit tausend Sorgen quälte; aber er wollte Wachen und Stadt erst in die Arme des mitternächtlichen Schlafes sinken lassen, ehedenn er die Stadt beträte, wo ihm, wenn man ihn erkannte, der Tod gewiß war. Diese Angst, dieser Zweifel war indessen zehnfacher Tod, und länger hielt er's nicht aus ohne Gewißheit!

Auch heute war der Himmel mit einer tiefliegenden Wolkenschicht bedeckt, von der des Schiffers Kennerauge die Gewißheit genommen, daß sie sich als starker Nebel auf Thal und Gebirge legen würde, wenn der Morgen nahe.

Er stand auf den Klippen vor dem Häuschen, wo kein Weidengebüsch die Aussicht auf den Fluß und die Stadt mit ihren Thürmen und ihrer Burg verdeckte. So dunkel war die Nacht nicht, daß man nicht hätte beobachten können, was über der Fläche des Stromes vorginge.

Jetzt läutete es zehn Uhr. Der Strom trug die gewaltigen Glockentöne zu dem Jünglinge herüber, und sie trugen seine Seele himmelwärts. Was er im Gebete heischte? O, Elisabeths Glück war es. An sich dachte er ja kaum.

Die Töne verklangen. Tiefer senkte sich die nebelige Wolkenschicht. Nur noch matt flimmerten die Lichter von Stahleck herab, desto heller die aus den Fenstern der armen Stadt. Allmälig erloschen auch die, und nur auf den Thürmen sah man die Lohe der Wachtfeuer durch die Fenster ihren glutvollen Schein werfen. Es schlug elf Uhr auf dem Thurme von Sanct Peter. Sein scharfes Auge beobachtete, wie der Schein der Wachtfeuer trüber

wurde. Auf dem Eckthurm, in dessen mächtigen Gewölben Pulvermassen lagen, erlosch es zuerst, dann auf dem Münzthorthurm, und so hielt es die Reihe, das Erlöschen, bis endlich Alles todtstille war und dunkel.

Zitternd vor Ungeduld stand er noch einen Augenblick, um sich vollends zu vergewissern, daß Alles nach Wunsche sicher sei, ehe er zu seinem Kahn eilte, ihn mit sicherer Hand in die Fluth hinauszustoßen.

In diesem Augenblicke fesselte ihn eine Erscheinung außergewöhnlicher Art. Sein scharfes Ohr erkannte deutlich einen leisen, sehr vorsichtigen Ruderschlag von der Stadt her, den eine kunstgeübte Hand führte. Conrad ließ sich auf ein Knie nieder und sah scharf über die glänzende Linie hin, welche die Oberfläche des Wassers bildete. Wenige Augenblicke später sah er einen Kahn daher kommen, in dem mehrere Franzosen theils standen, theils saßen. Einer führte das Ruder so, daß man den erfahrenen Schiffer auf der Stelle erkennen konnte. Die Richtung des Kahnes schien auf die Insel zu gehen.

Ha! Das gilt dir! sagte Conrad zu sich; aber er erschrack nicht eben heftig, denn er kannte so sichere Schlupfwinkel auf der Insel, daß selbst Solche, welche die Räumlichkeit genau kannten, ihn nicht würden gefunden haben.

Seine einzige Besorgniß, die freilich ihn nicht unberührt ließ, wenn er an die Auffindung und Wegnahme seines Kahnes dachte, wurde indessen bald gehoben. Der fremde Kahn schnitt jetzt nicht weit vor dem Eilande quer durch, um das rascher fluthende Fahrwasser zu erreichen. Die Ruder ruhten und überließen den Kahn dem Strome. Die Soldaten hoben eine weibliche Gestalt auf, die im Kahne gelegen. Sie war sehr groß. Wie sie auch geknebelt war, sie rang heftig. Man konnte ihre halberstickten Laute hören. Bald aber übertönte ein teuflisches Hohngelächter diese Laute, und ein dumpfer Schlag in's Wasser ließ den Einsamen erkennen, daß

sich die Fluth über der Unglücklichen für immer geschlossen, und im kühlen, feuchten Bett sie den Todesschlaf zu schlafen begonnen hatte.

Rascher schlugen jetzt die Ruder in die Wellen, und bald war der Kahn gegen Bacharach hin wieder verschwunden.

Conrad stand starr vor Entsetzen. War auch Alles von der offenen Gewalt der Feinde zu fürchten, an ein heimliches Hinmorden dachte Niemand. Jetzt war das Entsetzlichste vor sein Auge getreten, was er je erlebt, was er nie gedacht, und im Innersten seines Wesens rieselte das Entsetzen mit Eiseskälte. War indessen früher schon seine Angst um Elisabeth groß, jetzt wuchs sie in riesigem Maß, und ohne weiter etwas zu überlegen, rannte er zum Ufer, löste seinen Kahn, schob ihn hinaus in die Strömung und sprang hinein.

Er trieb ihn mit kräftigem Ruderschlag, um die gegen Caub gerichtete Spitze der Insel; steuerte dann unter überhängenden Weiden bis gegen die Klippen, welche hier zwischen dem linken Ufer des Rheins und der Insel liegen, durchschnitt darauf den schmalen Arm des Stromes, welcher zwischen der Insel und dem linken Ufer durchfließt, und gewann schnell einen sichern Landungsort, denn auch hier wucherten Weiden im üppigsten Dickicht, und unter ihnen barg er den Kahn. Vor ihm lag nun die Niederung, in welcher die Bewohner der Stadt ihre Gärten haben, und die den unseligen Namen „Ketzer" trägt, weil hier einst in jenen finsteren Zeiten der Kirche und unmenschlicher Priestergewalt ein Armer den schrecklichen Feuertod auf dem Scheiterhaufen starb, weil er mit den erstarrten Satzungen der Kirche innerlich zerfallen war und ihn das Gewissen drängte, mit dem Munde Zeugniß von seiner Ueberzeugung zu geben. Schmale Wege, theils von hohen Zäunen eingefaßt, führten gegen das nächste Stadtthor an der Münze, in dessen unmittelbaren Nähe die „Gotteshäuschen" liegen.

Conrad schlich, gebückt, durch diese Wege zur Mauer und, eng

an diese angedrängt, gelangte er zu der Stelle, wo er in der vorigen Nacht herabgeklettert war. Das Hinaufklettern ging eben so gut und völlig unbemerkt von Statten. Leise stieg er die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinab, an Pankraz' Fenster. Er klopfte. Alles war still. Pankraz schlief in Conrads Hause. Ein stärkeres Klopfen würde die Nachbarn geweckt haben. Er ließ daher ab und stand rathlos da. — Endlich kehrte er auf die Mauer zurück und schritt vorsichtig den Mauergang entlang bis zur Wohnung des Gefängnißwärters und Nachtwächters Arnold Fabian, welcher neben dem Marktthorthurme wohnte. Dort war Licht, das sah er durch die Fugen des Ladens. Auf sein Klopfen wurde ihm geöffnet.

Der Wächter prallte zurück, als er Conrad erblickte, denn er war sein Jugendfreund und Spielgenosse, der ihn immer herzlich lieb gehabt, aber auch die Gefahr kannte, welcher er sich jetzt aussetzte.

„St!" flüsterte Conrad, schob den Erstaunten zurück in die Thüre, folgte ihm schnell und schloß ab.

„Woher kommst Du? Was willst Du hier, wo dein Kopf auf dem Spiele steht?" fragte betreten der ehrliche Fabian.

„Stille, stille!" entgegnete Conrad. „Sage mir nur, wie es um Elisabeth und ihre Mutter steht!"

Sie waren in die Stube getreten, und da Fabian eben erst die Mitternachtsstunde geblasen, hatte er Zeit genug, dem Freunde Rede zu stehen.

Aber welches Erstaunen ergriff Conrad, welcher tiefe Schmerz, als er vernahm, was sich ereignet hatte! Alles, auch das Betragen de la Feuillade im Kerker theilte ihm Fabian mit.

Schmerz und Zorn theilten sich in die Herrschaft in seiner Seele! Allein wie sollte er helfen? Wie sie retten? Nirgends war ein Ausweg!

Verzweifelnd rang er die Hände. Erst Fabians sanftes Zureden gab ihm einigermaßen seine Ruhe wieder.

„Sind sie noch im Kerker? Sahst Du sie?"

„Noch vor einer Stunde, als ich Ursula herausließ, sagte ich ihnen eine gute Nacht," war Fabians Antwort.

Conrads Seele durchzuckte eine Ahnung. „Wurde sie frei?" fragte er ihn.

„Nein," sagte Fabian; „drei Soldaten holten sie zum Verhöre ab."

„Und sie ist nicht wiedergekehrt?" — fragte Conrad wieder.

„Nein."

„Heiliger Gott! so ist sie es gewesen, welche die Mörder ertränkten, und vielleicht will Feuillade zunächst an die alte Mutter, daß die Tochter ihm hilflos überliefert werde?"

Jetzt war der Schrecken und das Entsetzen auch an Fabian!

„In Wahrheit, Conrad," sagte er, „mir war's unheimlich, als die Kerle mit den teuflischen Gesichtern, so recht wie Henkersknechte, hereintraten und so grinsend lachten, als sie Ursula wegführten. Auch schien mir das kleine Pförtchen neben dem Zollthor, als ich vor einer Stunde vorüberging, nur angelehnt. Ich sah nach und es war dem so."

„Hast Du es geschlossen?" fragte Conrad eifrig.

„Nein; ich will's eben jetzt schließen, wenn ich Eins blase."

„O dann laß es offen, ich flehe Dich an, bis ich über Stock und Stein bin."

Das versprach Fabian, und da es kaum noch fünf Minuten vor ein Uhr war, nahm er sein Horn, bat seinen Freund, sich bis zur Wiederkehr zu gedulden, wo ihm dann die Freude werden sollte, die Geliebte zu sehen.

Conrad saß da in der stillen, einsamen Stube. Dort hing der Schlüssel, nahe dabei waren Ketten, Stricke, Handschellen, ein sogenannter „polnischer Bock" und einige Werkzeuge milderer Folter. Der Gedanke, daß *sie* davon zu leiden haben könnte, durchbebte ihn. Ueberhaupt wogten in ihm die mannigfaltigsten Gefühle.

Rettungspläne tauchten auf und zerrannen wieder, wie bunte Seifenblasen.

Noch nicht einmal hatte Fabian geblasen, da kamen ungewisse Schritte den Mauergang her. Fabians Thüre that sich auf — jetzt die Stubenthür — und de la Feuillade in völliger Trunkenheit stand vor Conrad.

Dieser erschrak und erbleichte, weil er sich in der Hand seines Feindes sah; aber sogleich erinnerte er sich, daß ihn der Franzose nicht kennen konnte, da er ihn wissentlich und in Beziehung zu jener schmählichen Niederlage in der Rosengasse nie gesehen habe. Das gab ihm die ruhigere Haltung wieder, sofern eine solche in diesem Augenblicke, diesem Menschen gegenüber, möglich war.

„Concierge," lallte der Trunkene, „aufmachen — Schlüssel!"

„Ganz wohl," sagte der Jüngling, dem in diesem Augenblicke wunderliche Gedanken durch den Kopf raseten.

„Du Mutter wegführen — Mauer werfen — laufen lassen — c'est égal! — Ich — Tochter! Allons!"

Conrad zündete eine kleine Laterne an, nahm den Schlüssel. So gingen Beide der nahen Thüre des Gefängnisses zu.

In Conrads Seele gerannen die wogenden Gedanken zu einem festen Entschlusse. Mit jedem Schritte wurde er sich klarer dessen bewußt, was er in diesem Momente, den ihm Gott gesendet, thun sollte.

Sie kamen zum Gefängnisse. Conrad, dessen Hand noch vor einem Augenblicke gezittert, erschloß jetzt festen Griffes die Thür.

Er selbst kannte die Räumlichkeiten dieses Thurmes und des Gefängnisses früher nicht. Jetzt aber sah er vor sich eine eiserne Thüre, zu der ihm der Schlüssel fehlte. De la Feuillade donnerte heftig, als er es wahrnahm.

„Allons, holen!" rief er und Conrad eilte hinweg.

Wieder trat er in die Stube Fabians. Dieses Mal strahlte sein Antlitz von innerer Freude. Rasch ergriff er den kleineren

Schlüssel und dann eine Hand voll Stricke, die er sorgfältig verbarg, und in wenig Augenblicken war er wieder bei dem Franzosen.

Dieser merkte in seiner Ungeduld nicht, daß Conrad die äußere Thüre sorgfältig innen abschloß, dann aber erst die eiserne Pforte öffnete.

Ein Schrei wurde laut, als die beiden Gefangenen Conrad und seinen Begleiter erblickten.

„Seid ruhig," rief mit unterdrückter Stimme Conrad. „Die Stunde Euerer Rettung ist da!"

Während de la Feuillade auf das bebende, zweifelvolle Mädchen zutaumelte, warf ihm Conrad rücklings eine schnell geschlungene Schlinge über, die, von riesenkräftiger Faust gezogen, ihn des Gebrauches seiner Arme beraubte. Schnell war sie festgemacht. Nun warf ihn Conrad nieder; riß der Frau Dreis die Schürze herab und umwand ihm den Mund, daß er nicht schreien konnte. Schnell, wie der Wind, waren die Stricke bei der Hand, ihn an den Füßen zu fesseln, und ehe die beiden Frauen begriffen, was geschah, zog sie Conrad hinaus, löschte seine Leuchte, schloß die Thüren ab und flüsterte ihnen zu: „Eilet nach dem Zollthore; ich folge sogleich! Das Thürchen ist offen!"

Darauf sprang er zu Fabians Thüre, schloß sie ab, steckte auch diesen Schlüssel zu sich und eilte den fliehenden Frauen nach.

Bald lag das Zollthor hinter ihnen und mit ihm die Stadt. Jetzt zog er sie an's Ufer, hinter den schirmenden Hafendamm und lief zu einem dort an der Kette liegenden Kahne. Mit Hilfe des ungeheuren Gefängnißschlüssels sprengte er einen bereits fast durchgeschliffenen Ring der Kette. Die Frauen stiegen hinein und bald schwamm der Kahn auf den stillen Wogen des Stroms, und Niemand jenseits der Mauern ahnete, was geschehen war; aber Der, der uns trägt in seiner Vaterhand, hörte die stillen Dankgebote,

welche aus drei glücklichen Herzen mit aller Glut und Innigkeit zu seinem Thron emporstiegen.

Eine kurze Zeit später legte der Kahn am jenseitigen Ufer an, und Conrad rief jubelnd aus: „Ihr seid gerettet!“

12.

> Das ist der Sünde Lohn, daß inn're Qual,
> Die nicht zu tilgen ist, das Herz zerreißt,
> Daß nirgends Trost und Lind'rung ist;
> Und daß die Hölle schon hienieden brennt —
> Im kleinen Raume, den „das Herz“ Ihr nennt.

Der rasche Gang der Begebenheiten nöthigt den Erzähler, seine lieben Leser wieder zurückzuführen zu dem Sonntag Abend, dessen Ereignisse bereits erzählt worden sind.

Der Waibel des Saalschultheißen blieb unendlich lang aus. Die Nacht mit ihren Schrecken kam und rückte alle die Thaten seines Lebens dem Saalschultheißen so nahe, daß er sich verzweifelnd in seinem Bett geberdete. Und keine Seele war zu seinem Troste nahe. Sein Sohn lag droben auf Stahleck im Kerker; seine Magd gab ihrem Buhlen ein Ständchen am Thore des „Saals“, und der Waibel war drunten in der Fleischgasse und drückte sich an die Ecke des „Sterns“, um die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten und zu Frau Dreis zu gehen; allein noch ehe er seinen Auftrag erfüllen konnte, sah er sie, Elisabeth und Ursula in das Gefängniß abführen, und vernahm den lauten Jammer der Gotteshäusler. Das Alles konnte er sich nicht reimen.

Er schlich deßwegen die Untergasse hin, und als er in der aufwärts nach der Obergasse streichenden Krahnengasse nach Abzug der Franzosen laut reden hörte, gesellte er sich zu Vogel, der dort den Zusammenhang erzählte.

Es war spät geworden, als er in den „Saal" zurückkehrte. Er glaubte dem Alten eine erheiternde Kunde zu erzählen durch die Mittheilung dessen, was er erfahren; aber wie täuschte er sich! Mit Zittern vernahm dieser die schwere Prüfung der armen Wittwe. Er sah sie noch unglücklicher werden, als er sie selber schon gemacht, und die Qual des Gewissens wurde nur noch geschärft, noch gesteigert.

Er ließ den Waibel nicht von sich, weil er in des Menschen Nähe Trost fand; allein bald vergaß er dessen Anwesenheit; brach in laute Selbstanklagen und Selbstverwünschungen aus, und der Waibel hörte zum ersten Male Dinge, die ihm das Blut erstarren machten.

Spät erst schlief, völlig erschöpft, der Alte ein, und der Waibel dankte Gott, daß auch seine Folterqualen zu Ende gingen.

Kaum graute der Morgen, als ihn der Saalschultheiß schon weckte.

„Rufe mir den alten Pankraz hierher!" befahl er, „und dann meinen alten Freund Gilzer, doch zuerst den Pankraz! Tummle dich!"

Abermals eilte der Waibel zu dem „Gotteshäuschen". Alle Thüren waren zu, und als er endlich lange genug gepoltert, kam eine alte Frau, deren Wohnung neben an der der Frau Dreis lag, heraus, und sagte ihm, Pankraz sei in Conrad's Hause, sie aber bewahre die Wohnung und Habe der armen Frau Dreis.

So machte sich denn der Waibel dorthin auf den Weg. Pankraz sah aus dem Fenster, als der Waibel klopfte. Dieser erschrak vor den bleichen, kummervollen Zügen des alten Mannes; aber er richtete seine Botschaft aus.

„Laß mich in Ruhe," sagte Pankraz. „Ich habe nichts mit dem Manne mehr gemein, zu dem Du mich rufst."

„Mach' doch auf, Pankranz," flehte der Waibel, „daß ich Dir sage, wie es um den Alten steht."

Jetzt öffnete Pankraz die Thüre, und der Waibel trat zu ihm ein.

Pankraz schüttelte den Kopf bedenklich, als ihm der Waibel die Lage des Saalschultheißen erzählte. „Seine Stunden sind gezählt," schloß der seine Erzählung. „Komm' mit, Pankraz, vielleicht daß er Böses gut machen will durch Dich."

Nach einigem Nachsinnen ergriff der Alte seine Mütze und folgte dem Waibel.

Es war ein Gefühl, das ihn innerlich durchschauerte, als Pankraz in den Saal trat und die Wache erblickte, welche die Opfer der Franzosen bewahren sollte.

Es drückte ihm die Brust zusammen, daß er kaum athmen konnte, als er die breiten Steinstufen hinaufschritt zur Wohnung des Saalschultheißen, die er so gut aus früherer Zeit kannte. Jetzt trat er in das wohlbekannte Gemach, wo vor einem stark verschlossenen Wandschranke das Bett des Saalschultheißen stand. Dieser wandte Pankraz sein entstelltes Gesicht zu.

Der Waibel wollte sich entfernen.

„Bleib' hier, Jeremias," sprach immer noch halb lallend der Kranke, „Du sollst Zeuge sein dessen, was ich thue. Pankraz," sagte er, „setz' Dich näher an mein Bett, das Reden fällt mir schwer."

„Ach, da innen," er deutete auf die Brust, „da innen brennt ein Feuer, das der Pater Xaverius nicht löschen kann! Ich habe viel Uebels gethan. Am meisten an der Frau Dreis."

Pankraz wollte reden, denn es trieb ihn, dem Alten das Gewissen vollends zu wecken, da er noch nicht wußte, was er wollte.

„Sei stille, Pankraz," fiel ihm der Saalschultheiß in das Wort. „Ich weiß, was Du sagen willst. Der Tod ihres Mannes liegt auf meiner Seele! O, daß ich die Todten erwecken könnte! Ach, Pankraz, bete für meine arme Seele! — Aber ich habe sie auch arm gemacht, weil meine Rache für verschmähte Liebe keine Grenzen kannte. — Ich habe ihr ein Capital abgeschworen! — Sie leidet jetzt, und ich kann es ihr nicht selber geben. Dir will ich es geben, daß Du es ihr erstattest. Du bist ehrlich. Jeremias, knie Dich

auf mein Bett. Oeffne den Schrank. Nimm das Päcklein heraus — dort — in der Ecke! So! — Gib es dem Pankraz. So! Pankraz. Es ist das Capital, sammt den Zinsen bis auf den heutigen Tag! Ach, wie wird mir?“ rief der Kranke plötzlich und sank zurück. „Mein Sohn! Mein Sohn!“ das waren seine letzten Worte. Der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf das Antlitz desselben gedrückt, der Schlag wiederholt.

Pankraz faltete seine Hände und betete laut: „Herr, sei dem armen Sünder gnädig!“

Darauf ging er hinaus, und der Waibel schloß schnell die Thür, um den alten Gilzer herbei zu rufen.

Als Gilzer kam, war Pankraz längst mit seinem Schatz in Conrads Hause. Der Schweiß rann ihm von der Stirne, denn der Sack war sehr schwer. Er öffnete ihn, und sogleich fiel ihm ein Blatt in die Hand. Mit zitternder Hand stand darauf geschrieben: „Fluche mir nicht! Vergib, wenn Du kannst! Was über die Zinsen und das Capital ist, das sei für die Aussteuer Deines Kindes. Möge Gott Dir Deine Leiden alle in Freuden verwandeln und mir vergeben! Molina.“

Pankraz' Auge wurde feucht. Er band den Geldsack zu, stieg hinab in den Keller und barg ihn sorglich unter einer der Schieferplatten des Bodens. Darauf eilte er hin zum Marktthorthurme, den Frauen die Botschaft zu bringen. Es war noch früh am Tage.

Schon von ferne sah er einen großen Menschenhaufen an der Thüre des Gefängnisses stehen. Neue Angst ergriff sein Herz. Sollte hier sich wieder neues Elend ereignet haben? Ach, war dessen ja doch so viel! zu viel! — Er eilte, so viel er vermochte, denn die stete Unruhe und Anstrengung der letzten Tage hatte ihn mächtig erschöpft, daß er's kaum so länger ertragen konnte.

„Was gibt's denn hier?“ fragte er die zunächst stehenden Leute.

„Weißt Du's denn noch nicht?“ fragte der alte Vogel. „O,

das ist in alle dem Elende doch einmal eine lustige Geschichte! Letzte Nacht kommt der Conrad zu dem Fabian —"

„Das lügst Du in deinen Hals hinein," rief Pankraz. „Wäre Conrad hier gewesen, er würde gewiß zu mir gekommen sein!"

„Hört 'mal den alten Narren!" lachte der Vogel. „Er meint, der prächtige Bursche solle sich noch solch' einen alten Hemmschuh einhängen, wenn er einen so schönen Streich machen will! Das wäre klug gewesen, meiner Treu!" Die Leute lachten, wenn auch nicht, wie sie gerne gewollt, denn es waren noch Franzosen in der Nähe.

„So rede denn!" rief Pankraz, dessen Neugierde von Minute zu Minute wuchs. Der Freude konnte er sich eben noch nicht hingeben, weil er die Geschichte noch nicht kannte.

„Nun," fuhr Vogel fort, „geht der Fabian seine Stunde zu blasen, es war etwa um Eins diese Nacht, — und der Conrad bleibt in seiner Stube. Als der Fabian wieder kommt, ist seine Thüre verschlossen und der Schlüssel fort."

„Was?" rief Pankraz — „Du wirst doch nicht sagen wollen" —

„Der Fabian," fährt Vogel fort, ohne sich irre machen zu lassen, „ahnet nun etwas und eilt auf die Hauptwache; aber der Offizier fehlt, der Herr Marquis de la Feuillade, der saubere Finke! Sie suchen ihn im „Stern" — er war fort; in allen Wirthshäusern — er ist nirgends. Nun wird's dem Commandanten gemeldet. Der kommt nach einer Stunde selbst und hört des Fabians Erzählung an, dem's auch nicht zu Muthe war, wie dem Pfaff am Ostertag. Item, der Commandant ist ein Menschenfreund, das wissen wir Alle, der uns Vieles abwendet wenn er kann. Er tobt nur über den Offizier, der die Wache verlassen in einer Stadt in Feindes Lande — denn im Dienste versteht er keinen Spaß. Endlich geh'n sie mit einem herbeigerufenen Schlosser zu Fabians Haus; brechen's auf und richtig! — die Gefängnißschlüssel sind fort! Jetzt geht's ans Gefängniß. Da rast Einer drin wie besessen. Auch

diese beiden Thüren bricht der Schlosser auf, und siehe da! — Was meinst Du?"

„Weiter! weiter!" rief Pankraz, und faßte Vogel's Hände, denn er zitterte vor Ungeduld.

Der labt sich einen Augenblick an seiner Spannung und sagt dann: „Die Vögelchen waren fort, das Nest leer, nur der Herr Marquis de la Feuillade wälzte sich auf der Erde herum, gebunden an Händen und Füßen, und um den Mund eine Frauenschürze gewickelt, jedoch so, daß er nicht ersticken konnte. Ein paar Donnerworte des Commandanten gebieten, ihn der Stricke zu entledigen, aber an Freiheit ist nicht zu denken, denn er muß in dem Gefängniß in Haft bleiben, wo Elisabeth und ihre Mutter geschmachtet. Ehe jedoch der Tag grauete, wurde er fortgeschafft nach der Mosel, wo er seine Schande verbergen mag hinter den Wällen von Montroyal, ja man munkelt, er werde erschossen werden, was ihm gebührte."

„Und Frau Dreis und Elisabeth?" fragte Pankraz.

„Sind gerettet," entgegnete Vogel, „aber wo — das weiß Gott. Hoffentlich weit genug, daß sie der Arm der Verfolgung nicht erreichen kann!"

Pankraz hatte genug gehört, um einen Dankesblick nach oben zu richten. Er verließ den Ort, wo er gestanden, und eilte heim.

Wie er sich inniglich der Rettung freute für die beiden Dulderinnen, so freute er sich auch des Retters und seines tapfern Sinnes, aber auch der neuen Fortschritte, die er gewiß in der Achtung und Liebe Elisabeths gemacht haben würde.

Wie innig dankte der Greis seinem Gott für die glückliche Rettung seiner Lieben! Wie war seine Seele voll Freude! Hätte er nur noch gewußt, wo sie seien, sein Glück wäre vollkommen gewesen.

13.

Wo der Zerstörung Mächte walten,
Da sinkt das Glänzendste in Staub;
Da wird, was groß und schön gewesen,
Schnell der Zernichtung sich'rer Raub.
* * *

Mehrere Tage waren vorüber gegangen unter dem Drucke dumpfer Angst für die arme Stadt und ihre Bewohner und unter einer etwas Außerordentliches verkündenden Unruhe unter den Franzosen, ohne daß man jedoch wußte, was sie so unruhig mache und die seltsamen Vorkehrungen zu bedeuten hätten. Mächtige Pulvervorräthe wurden aus den Gewölben des nordöstlichen Eckthurmes der Stadt, gegen den Rhein zu, und unter dem „Zehntenthore" gelegen, auf die Burg Stahleck geschafft, ebenso in den dem Zehntenthore zunächst stehenden spitzen Thurm und jenen am Kühlberg, über der pfälzischen Kellnerei. Die Kranken und Verwundeten wurden aus dem „Tempelherrnhofe" neben der Kirche und dem „Apostelhofe", welcher der Apostelkirche in Köln zu eigen war, und der auch als Lazareth gedient hatte, auf weichgebettete Wagen geladen und nach Montroyal an der Mosel abgeführt. Alle Vorräthe der Burg, alle Geschütze, selbst die Bagage der Soldaten, zogen desselben Weges in langer Reihe.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, aber entsetzliche Ahnungen erfüllten die armen Bürger. Was man so sehr gefürchtet, nämlich, es möchte über die gefangenen Bürger ein schweres Gericht gehalten werden, es bewährte sich nicht, weil, wie es schien, der Commandant es nicht wollte.

Mitten in diesen grauenvollen Vorbereitungen hallten die Glocken schauerlich zusammen zur Leichenfeier des Saalschultheißen.

Hinter dem Sarge ging bleich und sichtlich tief erschütttert Joseph neben Gilzer. Noch war sein Kopf verbunden. Der Com-

mandant hatte ihn frei gelassen unter der Bedingung, daß er nach dem Leichenbegängnisse die Stadt verlasse.

Als in der Umgebung von Sanct Werner die Leiche eingesenkt war, kehrte er mit Gilzer und den Wenigen, die der Leiche gefolgt waren, zum „Saale" zurück, übergab Gilzer die Bewahrung seiner Habe und stieg dann am Ufer in einen Kahn. Bis zum Kahne begleiteten ihn Gilzer und Emmerenzia, seine Tochter. Von dem Hügel der Linde am Fleischthore winkte sie mit ihrem Tuche, so lange sie den Kahn sah, und erst, als dieser hinter dem „Heilesen-Wörthe" verschwand, kehrte sie mit ihrem Vater heim; während Joseph gen Caub ruderte, dort so lange zu bleiben, bis ihm die Rückkehr würde gestattet werden.

Aus dem hintern Pförtchen von Lorchhausen schritten an diesem Morgen drei Personen. Sie bogen in den Pfad ein, der zu der Höhe hinaufführt, welche Bacharach überschauen läßt. Es war eine betagte Frau, ein engelschönes Mädchen und ein blühender Jüngling in einfacher Schiffertracht, die Frauen im ärmlichen Gewande.

Der Jüngling stützte die betagte Frau, als sie die Höhe hinauf stiegen.

„Es ist doch seltsam, Conrad," sagte die Frau zu ihrem Führer, „mir wird allemal wohl, wenn ich die Mauern meiner Vaterstadt sehe. Wüßten wir nur, wie es drüben steht; aber die Verbindung ist aufgehoben. So müssen wir uns gedulden bis zu besseren Tagen."

„Wie wird's stehen?" sagte Conrad und sah wehmüthig nach der Stadt. „Glaubt Ihr, Frau Dreis, daß es besser geworden? Ich zweifle sehr, und ein dunkles Vorgefühl, das mich unausgesetzt verfolgt, sagt mir, daß der armen Stadt noch Schlimmeres bevorstehe. Wüßte ich nur, was aus Fabian geworden."

„Du hast ja den Schlüssel der eigenen Thüre abgezogen," sagte Elisabeth, und blickte so mildlächelnd zu Conrad auf, daß ihm das Herz voll Freude wurde. „Auch wird ja der Franzose, der völlig

nüchtern geworden sein mag, schon sagen, es sei ein Anderer gewesen, der ihn geknebelt, als der schmächtige Fabian, der so dürre wie ein Schneider aussieht, und das wohl nicht fertig gebracht hätte."

„Es ist wahr," sagte Conrad. „Nun, Gott wolle Böses von ihm ferne halten; aber ich konnte nicht anders handeln, und wäre es so nicht gekommen, so wäret ihr wohl noch in der Gewalt der Franzosen."

Beide Frauen falteten still ihre Hände und blickten gen Himmel. Sie erreichten nun bald die Höhe. Vor ihnen lag die Stadt, angelehnt an den Schloßberg und die Vogtswiese, so still, so friedlich, als beherbergte sie nicht so namenloses Leid und Weh'.

Beiden traten Thränen in die Augen bei dem Gedanken an diesen Zustand, der äußerlich so friedlich, innerlich so zerrissen war.

Da klangen die Glocken herüber.

„Das gilt Einem, der vollendet hat sein mühsam Tagewerk," sagte Frau Dreis, und ihre Stimme wankte. „Sei ihm gnädig, Herr," sagte sie, ihre Hände faltend, „wer er auch sein möge, vergib ihm seine Schuld!"

Ach, sie ahnete nicht, daß sie für den gebetet, der ihr Lebensglück zertreten hatte!

„Wohl dem," fuhr sie fort, „der vollendet hat! Wann wird dann mein Stündlein kommen?"

„Ach, Mutter, redet so nicht!" flehte das weinende Mädchen. „Was sollte aus mir werden?"

„Kind," sagte die Mutter, „es muß einmal geschieden sein; Du mußt das schon gewiß erwarten, und je eher Du Dich darauf vorbereitest, desto besser ist es für Dich. Wenn Du aber angstvoll fragst, was soll aus mir werden, so thust Du Unrecht mit solcher Frage. Du bist jung."

„Ach, Frau Dreis," hob bebend und erbleichend der Jüngling an, „Elisabeth wird nicht verlassen sein!"

Mit Mühe brachte er diese Worte heraus; denn es war ihm, als sei ihm die Brust zusammengeschnürt.

Elisabeth erröthete und blickte unter sich. Sie fühlte, es nahe eine Stunde, vor der sie zwar nicht gebebt, seit sie Conrads treue Seele, seine innige Liebe kennen gelernt, und jenes Gebilde süßer Träume aus einer harmlosen Jugend, wie eine schimmernde Seifenblase zerronnen war; aber vor der dennoch ihr jungfräuliches Gefühl erschrak. Sie wußte wohl, wie gut ihm die Mutter geworden; darum erglühte sie jede Secunde mehr und wandte das heiße Gesicht gegen Lorch, daß es der Thalwind kühle.

„Ich —" fuhr stotternd der befangene Conrad fort — „ich — würde gern Alles mit ihr — theilen, und —"

„Ich weiß, was Du sagen willst, Conrad," sprach die Mutter, „das beruhigt meine Seele."

Conrad sah sie ermuthigt an. Er sagte: „Ich habe längst Etwas auf dem Herzen, Frau Dreis. — Ihr wißt — wie lieb ich Eure Tochter habe. — Ich wäre der Glücklichste auf Erden — wenn Elisabeth — mein Weib würde."

Die Mutter blickte in das Antlitz des Jünglings, dem es nun unendlich leicht war, daß er diese Worte glücklich herausgebracht.

Sie lächelte. „Ich weiß es, Conrad," sagte sie, „und wenn Elisabeth ihr Herz Dir gibt, soll mein Segen nicht fehlen."

Conrad zitterte vor Freude.

Noch immer stand das Mädchen mit dem glühenden Antlitz abgewendet. Einen Blick warf sie hinab auf die Stadt, es war der Scheideblick für Joseph und — kein Seufzer begleitete ihn.

Conrad ergriff ihre Hand. Sie zitterte nicht mehr. Sie ließ sie in der seinigen ruhen. Sie hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit, und ihr fester, heiliger Wille stand fest.

„Elisabeth," sagte mit so süßem, herzinnigem Tone der Jüngling, „hast Du gehört, was die Mutter sagt?"

Sie wandte sich mit lächelndem Gesichte zu Conrad. „Ich hab's gehört," sagte sie fest.

„Willst Du mein Weib werden, Mädchen?" fragte er, und drückte wärmer die kleine Hand.

Sie senkte das Haupt und sagte leise: „Ja!"

Da jubelte der Jüngling: „O ich Glückseliger!" und zog sie an seine Brust und küßte die frischen Lippen, und sie litt Alles — ja, er fühlte auch ihren Kuß. Und vor die Mutter traten sie dann, und sie legte ihre Hände in einander und segnete sie.

Lange saßen die Glücklichen bei einander und sahen nicht, was drüben vorging.

Aus den Thoren der Stadt nämlich sah man schaarenweise die Einwohner herausströmen, beladen mit ihren Betten und ihrer besten Habe. Einige trugen es auf die abgeflachte Höhe des Kühlbergs, Andere auf die Höhe der Wolfskaut. Noch Andere legten ihre Bündel auf die Bleiche oberhalb oder in die Gärten und auf das Rollgeschiebe, das das Ufer im „Ketzer" deckt. Schnell eilten sie zurück, und wieder sah man sie kommen, und fort und fort erneuerte sich dasselbe Schauspiel. Die Frau Dreis nahm es zuerst wahr, denn die Verlobten hatten nur Augen und Ohren für sich.

„Seht doch," rief Frau Dreis plötzlich, „was ist das?"

Jetzt blickten auch sie hin.

„Allmächtiger Gott!" rief Conrad, „sie stecken die Stadt an, und die Bürger retten ihre Habe, wer wird für uns sorgen?"

Kaltes Entsetzen lähmte sie Alle.

Da that's auf Stahleck einen Knall, daß die Berge zitterten. Starr sahen die Vertriebenen dorthin. Eine Dampf- und Staubwolke hüllte die Burg ein. Als sie sich verzog, war der Hauptthurm, der stolze „Fritz der Burg", verschwunden; aber eine Flammensäule stieg aus dem Innern der Mauern empor, die bis zum Himmel reichte.

Bald erfolgte ein zweiter Knall, und der Thurm gegen das „Steeger Thal" stürzte prasselnd zusammen.

In immer kürzeren Zwischenräumen folgten sich die entsetzlichen Schläge, und in wenigen Stunden stand von Stahleck nur noch ein Haufen von Mauern, an denen die zum Gluthmeer gewordene Flamme leckte, innerhalb deren sie aber Alles verzehrte, was ihrer Gier zur Speise dienen mochte.

Alle Drei saßen starr vor Schrecken da. Zu ihren Füßen standen die Bewohner des Dörfchens und schauten dem Schauspiele der schrecklichen Zerstörung zu.

In den Zwischenräumen der furchtbaren Schläge der Minen trug der zum Sturme gewordene Wind die lauten Wehklagen der armen Bewohner herüber zum Ohre der schier Bewußtlosen, die hier die Zerstörung ihrer Vaterstadt mit ansehen mußten, und doch, wie gebannt an die Stelle, nicht weg konnten, wie sehr auch der Anblick ihr Herz zerriß. Jetzt that es wieder einen Schlag, daß alle Drei die Erde unter sich beben fühlten.

Es war der Pulverthurm am nordwestlichen Ende der Stadt gegen den „Ketzer" hin. Ihm folgte der „Spitzethurm", dessen Trümmer weit über die Weinberge hinflogen bis zu der Rosengasse. Der Thurm am Kühlberge war der letzte, dessen Trümmer, weil die Mauer außerordentlich dick und fest war, nur wenige Schritte weggeschleudert wurden.

Aber — wer malt ihr Entsetzen, als nun aus den Spitzdächern aller Thürme der vordern Stadtseite die Flamme aufstieg. Conrad sprang auf und schlug die Hände zusammen.

„Ich muß fort, ich muß helfen," rief er, und wollte hinabeilen.

„Nimm uns mit, verlaß uns nicht!" flehten die Frauen.

Da hob Conrad die Mutter auf seinen Arm, wie die Wärterin das Kind, und Elisabeth reichte er die zitternde Hand, und so schnell, als das von der Angst noch mehr erschütterte Mädchen vermochte, eilte er hinab, durch das Dörfchen hindurch, an das Ufer.

Ob ihm Gefahr drohe, daran dachte er nicht mehr.

Als er an das Ufer kam, setzte er die Wittwe Dreis nieder.

„Männer!" rief er den Bewohnern zu, „wollt ihr hier müßig stehen, wo das Elend dort drüben die Armen erdrückt und das Feuer Hab' und Gut zerstört? Auf! Die Nachen los! Helft retten, was noch zu retten ist!"

Wie ein elektrischer Schlag traf das die Winzer und Schiffer des Dörfchens Lorchhausen.

Nur von Einem Gedanken beseelt, stürzten Alle dem Ufer zu, die Kähne wurden losgekettet, und bald schwamm die kleine Flotte hinüber.

„Gut, daß Du kommst," rief Pankraz, der bei einem Haufen Habe auf der Bleiche saß. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Bleibt hier, Mutter Dreis, bleib' hier, Kind, deine und Conrads beste Habe liegt hier. Wir eilen zu retten."

Und dahin eilten die Männer.

Kein Franzose war mehr in der Stadt.

Menschlicher als seine Befehle war der edle Commandant, dessen Namen der Chronist der „Gotteshäuschen" leider nicht aufgeschrieben hat. Es war ihm befohlen, die Stadt zu plündern und dann niederzubrennen; Stahleck zu zerstören, nebst allen Thürmen und Befestigungswerken der Stadt. Dem genügte er nur theilweise. Die Burg ließ er sprengen, eben so einige Thürme. Die übrigen ließ er ausbrennen. Kein Theil der Stadt wurde in Asche gelegt, als die Wohnungen, welche vom Pulverthurme bis herauf zum „Zehntenthorthurm" und bis zum „Münzthorthurm" und zu dem Gebäude der „Münze" reichten. Die Thürme brannten aus, ohne daß das Feuer weiter um sich griff. Als die Thürme brannten, zogen die Franzosen ab.

Zu dem brennenden Stadttheil eilten die Männer. Nach rastloser Anstrengung gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun, jedoch war dies erst am anderen Morgen ganz bewerkstelligt, und mit leichterem Herzen zogen die Geängstigten in ihre Wohnungen wieder ein. Zwar war hin und wieder von den Franzosen geraubt worden; da ihnen aber wenig Zeit übrig blieb, so war es nur wenig, und nur die reichsten Häuser hatten gelitten.

Frau Dreis und Elisabeth waren wieder in ihr stilles, heimliches „Gotteshäuschen“ zurückgekehrt, und gedachten nicht ohne Wehmuth des schrecklichen Endes ihrer Hausgenossin Ursula, deren entfernte Verwandten ihre Habe erbten.

Pankraz aber blieb noch in Conrads Hause, bis dieser todtmüde von der Brandstätte heimkehrte.

Ach, wie glücklich war der Greis, als er aus seinem Munde vernahm, Elisabeth sei seine Braut!

Wie gerne hätte er ihm gesagt, daß ein Mahlschatz von ihm verborgen worden sei, aber er schwieg, weil er eine größere Freude zu machen hoffte, wenn er erst am Hochzeitstage sein Geheimniß offenbare. Dieser war so nahe nicht.

Elisabeth wollte ein Brautjahr, wie es die alte Pfälzer-Sitte heischte, und Conrad mußte sich darein fügen.

Frau Pfaff kostete seine Verlobung einige Thränen, als aber ein Anderer um die hübsche, wohlhabende Wittwe freite, da säumte sie nicht, ihr Jawort zur rechten Zeit zu geben und sich über Conrads Verlust zu trösten.

Joseph war von Caub aus gen Köln gereist. Saalschultheiß zu werden war sein Wunsch; aber er gewann sein Ziel nicht; vielmehr faßte er den Entschluß, die Stätte seiner Kindheit zu verlassen und in der alten Stadt Köln sich niederzulassen. Als er das seinem künftigen Schwäher schrieb, war es ihm alsobald nach Wunsch. Er verkaufte sein Haus und seine Güter, und als Alles bereit war, und der neue Saalschultheiß bereits vom „Saale“ Besitz genommen, kam Joseph und holte Emmerenzia und ihren Vater ab, und in Köln feierten sie ihre Hochzeit.

Er sah Elisabeth nicht wieder. Warum? — der Chronist berichtet, Pankraz habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt, die ihm leider die Augen vollends geöffnet habe, und der Waibel habe Alles ihm mitgetheilt, was der alte Saalschultheiß auf seinem Todesbett gesagt, worauf er sehr niedergeschlagen gewesen sei. Auch

den „Saal“ betrat er nicht wieder, und erst, als die Stadt seiner Geburt hinter ihm lag, sei ihm das Herz wieder leicht geworden.

Die Schiffer, die ihn und seine Braut gen Köln schifften, sagten später, er habe viel geweint, und sein Blick habe lange, ja so lange, als er es habe sehen können, auf dem „Gotteshäuschen“ geruht.

Es sei ihm, wie man erfahren habe, dort stets wohl gegangen, setzt der Chronist hinzu, und er habe den Ruf eines rechtlichen Mannes behalten bis an sein Ende.

Das Brautjahr ging endlich zu Ende. Unter den Segensgebeten der Mutter legte der Geistliche die Hände der Glücklichen zusammen, und der alte Pankraz stand weinend dabei, und seine Gebete gesellten sich zu denen des Mutterherzens.

Und als sie nun in Conrads Häuschen froh zusammen saßen, da hob Pankraz seinen Schatz und legte ihn vor die Glücklichen hin.

Als aber die Mutter Dreis die Zeilen las, von der zitternden Hand des alten Saalschultheißen geschrieben, da betete sie noch einmal, wie dort auf der Höhe von Lorchhausen, als sie, ohne es zu wissen, daß es ihm gelte, sein Grabgeläute gehört: „Herr, sei ihm gnädig und barmherzig!“

Pankraz zog zu den jungen Eheleuten und der Mutter, und andere Arme wanderten in die leer gewordenen Räume des „Gotteshäuschens“; aber der Chronist sagt: „Der Engel des Friedens war gewichen, seit Elisabeth nicht mehr im „Gotteshäuschen“ wohnte;“ er war mit ihr und in ihr in Conrads Wohnung gezogen und waltete dort segnend und beglückend. Und auf dem Mahlschatze ruhete reicher Segen, seit der Fluch davon gewichen war. Pankraz und Frau Dreis hatten noch lange die Freude, Zeuge der glücklichsten Ehe, des wachsenden Wohlstandes und der innern Zufriedenheit Elisabeths und Conrads zu sein, und als auch sie endlich, dem alten Gesetze unterthan, das Zeitliche segneten, da flossen Thränen dankbarer Liebe an ihrem Grabe.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon sein eisernes Scepter über die schönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines schwang. Dort ist meine Heimath. Wo die Berge sich thürmen, wo der Strom wild daherbraust, wo die Ritterburgen von den Höhen herabschauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachsen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte sich wundern, daß ich selbst jenseit der Hälfte meiner Tage mit unbesiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückschaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit steht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, so frisch und scharfgezeichnet, als hätte ich sie gestern erlebt. Unter diesen Eine, die sich mir vor Allem mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Ist's ein Wunder? Der, welcher besonders darin als handelnd auftritt, war unser Nachbarssohn, war, wenn er auch durch Verhältnisse und Alter mir ferne stand, mein Liebling; denn er wußte ja so viele schöne Mährchen und Geschichten, so schauerliche und grausige, daß mir mehr als eine Gänsehaut ankam, und ich mich enger an ihn schloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hause mir sie erzählte; er wußte alle Vogelnester im Umkreise einer halben Stunde; er konnte gar schöne Weidenpfeifen im Frühlinge machen und schmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Klostermauer am Rhein; und warf er das Netz, wenn ich ruderte, so brach es schier von der Menge der silberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren,

mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, so frisch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der schlausten „Schlummerer", und verstand es, die Grünröcke zu hänseln, wie vor ihm und nach ihm kein Anderer. Daß er nicht Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer" genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der französischen Herrschaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern" genannt — fast der einzige Verdienst der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schifffahrt stockte. Es war aber auch der einträglichste und zugleich schwierigste Erwerb.

Die Produkte der überseeischen Colonieen und der englischen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgestapelt. In dunkler Nacht sie herüberzuschaffen und möglichst schnell tiefer in das Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorsichtigste und schlaueste Weise geschehen; denn zahlreiche Posten von Douanen, „Grünröcke" vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien solcher Douanen umgaben wie eine ineinandergreifende Doppelkette das linke Rheinufer. Die erste Linie stand am Rheine; die zweite, die sogenannte „schwarze Brigade", stand etwa eine Meile hinter dieser im Lande, und beide waren scharf und wachsam. „Das Schlummern" wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern" ließen, konnten dies auch; denn wieviel es sie auch kostete, der Gewinn war dennoch höchst bedeutend. Mag dies Eine als Maßstab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffee vier und zwanzig Kreuzer kostete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In diesem Verhältniß lag die ungeheure Macht der Versuchung, welcher selbst rechtliche Männer nicht widerstehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organisirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaisers, zur Alles verschlingenden Hauptstadt — Paris.

Ueberall in den Uferorten bestanden Schmugglerbanden, eng unter sich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälse; aber die schlauesten und kühnsten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douane konnte sich rühmen, einen erwischt zu haben, und doch wurde vielleicht nirgends mehr geschlummert. Mochte es sein, daß, wie man zu sagen pflegte: „der Kaiser selbst den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsstücken des Kaisers Bild geprägt war: so konnte dies doch nicht immer sein, da die „Grünröcke" sehr oft ihre Stationen wechseln mußten; die List und Schlauheit that mehr, als die Bestechung.

Ich war durch Conrads Erzählungen jederzeit genau mit diesem Schlummerwesen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angesehen und die Geschichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben weil sie Thatsache, darf ich die handelnden Personen nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortssitte, dort fast Jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war sehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß ist sehr gut. Der Rhein war schon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Frost hatte das Eis zu einer so starken Brücke werden lassen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum steten Gedächtniß.

Gegen den Jahresschluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der fast einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigsten December. Ein scharfer Ostwind pfiff durch die engen Gassen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur, daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein schien; denn die Wolkendecke des Himmels war so dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurme der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten die Zecher heim, und als überall die Lichter erloschen, wurde es so still auf den Gassen, wie wenn die Stadt ausgestorben wäre.

Jetzt schlichen Männergestalten leise in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen" nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnstube, hoch über der Straße wie alle Wohnstuben der Untergasse gelegen, weil der Rhein so oft aus seinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit seinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zusammen haushielt, so reichte der Raum aus. Die Laden waren sorgfältig geschlossen. Stoffel hatte so tüchtig eingeschürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrschte.

Bräunchen saß im lederbezogenen Großvaterstuhle, rauchte seine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabak, den Stoffel nur Skaferlatti Nr. I. nannte, und erwartete seine Genossen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthüre und bald trat ein großer, starker Mann herein, dessen schwarzes Bart- und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen" gebracht. Fast auf dem Fuße folgte ihm ein anderer, schmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes" begrüßten. „Setzt Euch," sagte Bräunchen, ohne daß er aufstand, und Beide rückten geräuschlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hause die Rolle der Hausmutter machte, ein Tischchen mit Ziegenbeinen hinstellte, nebst einer Maß Wein darauf und, nach Landesbrauch, nur Einem Glase.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, schenkte

Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: „Proficiat!“ Beide thaten ihm darauf Bescheid, die Pfeifen wurden gestopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht,“ sagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen englischer Seidenstoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müssen nach Paris in der kürzesten Zeit, weil die Winde zur See sie zurückhielten. Es gibt einen Verdienst, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müssen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in sechs Bündeln verpackt sind.“

„Das thut sich leicht,“ sagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen.“ Alle waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Welchen Weg nehmen wir?“ fragte darauf Schnuckes.

„Darüber,“ sprach Bräunchen, „hab' ich mir so einen Plan gemacht, den ich euch mittheilen will. Alles ist draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand schlagen lassen, wir setzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hosen an, und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns sieht.“

„Ja, ja,“ sagte ironisch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge scheel ist, und mit dem andern Nichts sieht!“

„Sei still,“ sprach das Bräunchen; „Du hast immer Etwas auszusetzen an Dem, was nicht aus Deinem eigenen Gehirne sprang. Ich schlage Dich aber mit der Erfahrung. Gestern Nacht sind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen, und nicht hundertfünfzig Gänge von uns stand der Douane Bauer und sah uns nicht. Was sagst Du nun?“

„Donner!“ rief Schnuckes, „das war so einer von den Streichen, wie sie der Conrad liebt. Hab' Respect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuschen, und wer die Natur des Flusses kennt, muß sie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in diesen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die starkfallende Wassermasse

wirft das Eis über einander oder schiebt es mit großer Gewalt unter oder in einander, so daß Zacken empor stehen und es ganz leicht ist, daß Gestalten, wenn ihr Aeußeres mit der Farbe des Eises übereinstimmt, sich unbemerkt dazwischen bewegen können. Auf diese Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewiesen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig sei."

„Willst Du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?" fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer ist der Schlauste von allen Grünröcken hier, der schon in der kurzen Zeit seines Hierseins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Anderen zusammen, die Jahre hindurch schon hier herumschnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?"

„Das wär' so eine Frage für Einen, der gestern auf die Welt gekommen," sagte Schnuckes.

„Meinst Du, das Bräunchen ließe sich so leicht fangen?" Bräunchen lachte spöttisch und schwieg eine Weile; dann nahm er seine Pfeife aus seinem Munde, klopfte sie aus und sagte, indem er das Messer mit dem geschnitzten Buchsbaumstiel aus der rechten Hosentasche zog und sein Röllchen Skaferlatti zu schneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längst vergessen! Ich bin mit Conrad am Kreuzsteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein schlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häusern des Mannwegs herüber, steigen über den großen Schieferbruch weg und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henschhausen. Ist es dort im Dorfe just, so legen wir beim alten Fensterseifer ab."

Dieser Plan war gut ausgedacht und auch mit einer so großen Sicherheit ausgesprochen, daß Niemand Etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Posten stehen?" fragte der Schwarze, „der Bauer?"

„Das mag Conrad erkunden," sagte Bräunchen, und Stoffel setzte hinzu: „er kann es auch am besten; denn des Bauer's Marie ist ja sein Mädchen." Diese Pille reichte Stoffel absichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrads Oheim; er besaß gewaltigen Bürgerstolz, und der Umgang seines Brudersohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabscheuten Douanen — war ein Schuß, der ihn in's Herz traf.

„Was sagst Du da?" fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Gluth begann sich über sein ganzes, breites Gesicht auszudehnen. Er lehnte sich vor bei dieser Frage und sah Stoffel'n scharf in's Gesicht.

„Ich sage, was die ganze Stadt weiß," erwiederte Stoffel.

„So soll Dich und die ganze Stadt —" schrie der Schwarze und schlug auf den Tisch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen; aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte schon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm ein: „Still!" zugedonnert, daß er erschreckt zusammenfuhr und schwieg, denn er hatte Respect vor Bräunchen. „Meinst Du, alter Narr," fuhr der darauf fort, „der Conrad sei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen sich schier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen, dessen Schönheit jeder sieht und dessen häusliche Tugenden Jedermann bewundert."

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel," lachte Schnuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!"

Diese Bemerkung zog die Sache in's Komische und Alle lachten; selbst der Schwarze, dessen Hitze ohnehin schnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schnuckes," sagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe. Bei meiner Seele! unsere Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, sie habe bildschöne Mädchen; aber seit das Mädchen hier ist, müssen alle die Segel streichen. Nähm' sie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um sie freien."

Das Gelächter wurde durch diese halb ernst, halb scherzhaft gehaltene Aeußerung noch allgemeiner, und der beginnende Unfriede starb im Keim. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verschoben, wo die allgemeine Lustigkeit die Aufmerksamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken sollte.

Seit dem letzten Herbste war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein schlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bauer und war aus dem Elsaß. Er hatte an verschiedenen Orten schon gestanden und war berüchtigt wegen seines scharfen Auges, wegen seiner amtlichen Strenge und unbestechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt schmuggelte. Wenn auch nicht Jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer, so pflegte man sich doch die Kattune, die Tücher und andere Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffee, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbst das war straffällig; indessen sahen die meisten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Visitiren eine solche kleine Quantität geschlummerten Gutes, so lachte er und sagte: „Da haben sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müssen!“ und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich strenge. Dabei führte der Mann einen sittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köstliches Linnengebilde in seiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine besonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinste Achtung in der Stadt. Mehr als er sprach indessen beim männlichen Theile der Stadtbewohner seine Tochter Marie an.

Marie war, als sie nach Bacharach kam, just sechszehn Jahre alt, und wer sie sah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge sah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern so mild, so lächelnd, so schuldlos und warm, so bezaubernd heraus, daß ungestraft Niemand in seine ahnungsreiche Tiefe schauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war so, als ob man immer etwas noch nicht Gesehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten sich kunstlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beschriebe? Conrads Wort bezeichnet das genauer. Er sagte leise zu sich, als er sie zum ersten Mal sah: sie ist ein Engel! und wahrlich das war sie. Wie schön sie sei, ahnete sie nicht; wie gut sie sei, sagte ihr seelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Wesens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm sie sei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig sie sei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie rastende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verschneiden; aber Marie hatte für Arme stets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu sein, allesammt, und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt Ihr das schöne Douanen-Mädchen schon gesehen?“ fragten sich die Bursche der Stadt. Conrad wandte sich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte sie gesehen, und ihr Bild stand wachend und im Traume vor seiner Seele. Er sah sie alle Tage, ja alle Stunden, denn sie wohnte neben ihm.

Wenn die anderen Bursche ihr zu Gefallen liefen, so mied er ihre Nähe. Seltsam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch suchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer stand, um das Schauspiel zu sehen, erschien auch Marie in Conrads Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen, und alle Fragen richtete

sie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erst rechten Bestand, als Conrads Mutter erkrankte und Marie sogleich nachbarlich nach ihr sah und sie pflegen half.

Die gute Wittwe war schwer erkrankt, und das Leiden zog sich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar sehr angestrengte Conrad schlafen konnte. Da gewann sie auch die Mutter lieb. Mußte sie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und besorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus seiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und säubern und fegen, so vermochte er doch nicht für eine Kranke so zu sorgen, wie dies ein weibliches Wesen kann.

Sah er die Liebliche so schalten und walten in seinem Hause mit sorglichem Fleiße, so konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke seine Seele beschlich, wie schön es wäre, wenn sie als seine Gattin so wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde sagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe schwieg. —

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einst, als die Mutter wieder genesen war, fand sich's, daß Marie an Conrads Brust lag, von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gepreßt, und die Lippen sich berührten im ersten, seligen Kusse einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, selbst im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen besondern Zweck habe, und zwar einen gemeinsamen.

Keusche Liebe ist scheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnte die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt sich heimliches Glück nicht

gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die schärfer sahen, als die von Mariens Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die bösen Zungen in den Wirthshäusern meinten: der Conrad habe gut schlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Posten stehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der strenge Mann einmal von einem dienstfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauste sein Zorn auf, wie ein verheerender Waldstrom daherbraust, und seine Worte trafen Mariens sanftes Herz mit zerschmetternder Gewalt. Er drohte mit seinem Fluche, wenn sie nicht das Band löse, das ihm ein Greuel sei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen sie, die nie gewußt, was väterliche Härte sei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauscht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermessen, das ihr Herz erfüllte, das sich so glücklich gefühlt in seiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnete nichts — bis er ihre thränenmüden Augen sah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es hasse? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergessen, daß es im Mai ganz anders ist, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß sie nicht zu löschen ist, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß sich senken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Kosen süßer ist, als das gestattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Posten stand? Er war Soldat gewesen und rechnete auf unbedingten Gehorsam; aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrads vollem Herzen. Da mußte des Vaters

Härte ungerecht erscheinen, wie sie es denn auch war. Sie sahen sich nach wie vor nur heimlich, und da Jedermann wußte, wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwischen Beiden sah, so schwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Mariens Seele unaussprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederschießen würde wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne gesagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn so gutmüthig er auch sonst war, so glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war seine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbescholtenen Mann über Alles kostbar war.

O wie oft beschwor Marie ihren Conrad, von dem unseligen Gewerbe zu lassen!

„Ach,“ sagte er dann, „womit soll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das ist Alles — und — es ist so wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schifffahrt aber liegt darnieder!“

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in seiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde, ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn sorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es schien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbst gegen sie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In seinem Dienste wurde er sehr strenge, ja schonungslos, selbst das Kleinste ließ er nicht mehr durch, sondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Mariens Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verstohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele

düstre Tage entschädigten, sie hätte sich mögen ein Plätzchen da wünschen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgang.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge schwamm häufig in Thränen, und jenes bezaubernde, seelenvolle Lächeln schwebte nicht mehr auf der frischen Lippe. Auch von Conrad war der frische, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernst und düster, und sein Blick stierte oft ziellos in's Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In solchen Minuten dachte er der Zukunft seiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der sich aus der Brust losrang, legte Zeugniß ab, wie düster die Aussichten waren, die sich ihm darboten.

Nach jenem Abend bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieser kaum rasten, bis er zu seiner Schwägerin, Conrads Mutter, kam, um die er sich sonst eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," sagte er, als er sich am anderen Morgen zu der Wittwe niedergesetzt, „der Conrad soll ja ein Gehänge mit dem hübschen Douanenmädchen haben?"

„Er hat sie lieb," sagte die Frau — „und sie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unserer Familie diese Schande machen will?"

„Schwager," sagte die Wittwe, „als ich hart auf dem Siechbett lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir sah, da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein."

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei," lachte er, „die warf eine Bratwurst nach einem Speckstück!"

„Das ist nicht wahr," sagte die Wittwe; „denn was sie an mir that, das hat sie auch an anderen Kranken der Nachbarschaft gethan."

„Aber ein Donauenmädchen!" hob der Schwarze wieder an, der einige Beschämung verdecken wollte.

„Hat nicht Christus auch die Zöllner an sich gezogen, und die Juden sagten: „sie seien alle Sünder?" Ja, er hat sogar einem derselben den Vorzug vor einem hochmüthigen Pharisäer gegeben. Seit wann seit Ihr denn so stolz, Schwager?"

„Unsere Familie hat keinen Makel!" sagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist," erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale starb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einst meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde segnen, in der sie es würde."

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer so sehr dagegen ist;" sagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das ist ein Anderes und sehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verstrickt habt, Schwager."

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entschlüpfen konnte.

„Was soll man denn machen?" fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzose hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, ist ein übles Geschäft. Hat man's darin der Meisterschaft nahe gebracht, so kommt der Hungertod, und der soll herber sein, als jeder andere. Ihr wißt recht gut, wie es um uns steht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen ist etwas zu verdienen. Mehr wie sonst in sechsmal. Wo ist der Conrad?"

„Ich weiß es nicht," sagte die Wittwe seufzend, und der Schwarze machte sich eilend aus dem Staub; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leisen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in seiner reichen Gnade ihrem Conrad einen anderen Lebens-

weg eröffne; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich schützen wolle!

Der Schwarze suchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem seiner Jugendgenossen, gerade dem, der ausersehen war, den Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsstücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angst einem solchen Gange entgegen gesehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es lastete ihr wie ein Centner auf der Seele.

Conrad war guten Muthes. Er hoffte, von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Posten, so blieb er gewiß morgen zu Hause.

Am Abend sah er sie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen sah er sie nur von ferne, wenn sie dahin schwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt sah er wieder in das schöne Auge; jetzt durfte er seinen Arm sanft um sie legen, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Sie hatten sich so viel zu sagen. Nachdem sie lange gekost, fragte sie, wann wieder geschlummert wurde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr seinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das ist eines jener seltsamen Räthsel des Menschenherzens — hörte sie mit einem gewissen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben so großer Kühnheit, als List, selbst ihren Vater getäuscht.

Sie dankte Gott, daß es so gut abgegangen, und faßte Muth, daß es nun auch glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle stand und das künstliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beschreiben, den

sie gingen. Sie war im Herbste mehrmals zum Einkauf ihrer Wintervorräthe in Henschhausen gewesen und kannte genau jenen Schieferbruch, an dessen Wand der Pfad vorüberführte, den sie zu gehen hatten. Sie beschwor ihn, doch ja vorsichtig zu sein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, besonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, sehr gefährlich sei.

Lächelnd versprach's der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und schlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin.

Bauer saß am Webstuhl und folgte mit kunstgeübter Hand der Vorschrift des schönen Musters. Er war heute wieder einmal freundlicher mit seiner Marie umgegangen, und dieser milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das so schmerzlich dies Gut vermißte, dessen sie sich sonst ungeschmälert erfreute.

Der alte Mann freute sich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und sehnte sich recht sehr, einmal eine Nacht im Bett zu schlafen. Freundlich plaudernd saßen Beide schon um sieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an die Thüre leise klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer, nichts Anderes als einen Fang ahnend, sprang auf, seinen Vorgesetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leise bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweisen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erschrecken war groß. Dies Kommen, zu dieser Stunde, diese Kleidung — sagten ihr mehr, als das Hinausweisen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen sein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke sei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem

widerstrebte ihr besseres Gefühl. Eine Angst, eine Unruhe ergriff sie, die sie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerspringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andere. Die Besprechung der beiden Männer währte lange. Endlich schied der Lieutenant, und Bauer rief seine Tochter.

Ueber das Gesicht des Vaters war eine Freude ausgegossen, der ein reiches Maß von Grimm beigemischt war.

„Heute, denke ich,“ sagte er, indem er sein Gewehr lud und zwei Kugeln aufsetzte, „heute, denke ich, sollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' sie dieser und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Christenmensch, der Ruhe nach den vielen Strapazen zu pflegen, aber, Prost die Mahlzeit! Hat sie der Teufel geritten, daß sie einen Hauptpasch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie.“

„Was ist denn, Vater?“ fragte mit anscheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es ist, einfältiges Ding, das kannst Du Dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe englischer Waaren, das ist uns verrathen. Heute sind die hiesigen Schlummerer hinüber, um sie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um sich bei dem Schnee unsichtbar zu machen; aber wir wollen sie schon kriegen. Am Rheinufer steht kein einziger Posten. Das macht sie sicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen sie in den Rücken. Wir und die schwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henschhausen. So kommen sie zwischen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, so ist's ein Wunder, und deren geschehen heuer keine mehr!“

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte sich rasch fertig machen mußte, um mit den Genossen und dem Lieute-

nant aufzubrechen; denn sie wankte der Thüre zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm sein Schnappsfläschchen, hing den Mantel um, setzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweife auf, und eilte mit einem hastigen: „Gute Nacht!" hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, sank das Mädchen auf einen Stuhl nieder, und das zum Brechen volle Herz mußte sich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durch einander. Er war verloren, das sah sie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tod oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Vließingen waren sein sicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenschaft gerieth. Und wie sollten sie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berg entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangst, die ihr den kalten Todesschweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hilfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopfe.

Auf! rief sie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß die Stunde ihres Kommens. Gott schütze mich! Ihr Auge strahlte in einer heiligen Begeisterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock, und, sich entsinnend der List der Schmuggler, nahm sie ein schneeweißes Betttuch, um sich darein zu hüllen, wenn sie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen sollte.

Seit dieser Entschluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angst. Sie konnte ja, an dem Schieferbruche angelangt, sie auf einem anderen Weg in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde so doch das Leben und die Freiheit von sechs Menschen und — Conrads gerettet, ihres Conrads, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach sie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt

kam sie aus der Stadt in das Freie. Rasch wie das gescheuchte Reh flog das Mädchen die Heerstraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, so dunkel es auch war.

Als sie die Gegend erreichte, welche der „Hahn" genannt wird, und Caub nun ihr gegenüber lag, stand sie stille, sich zurecht zu finden. Ihrem scharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch sich befand.

Die Kälte war schneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher selbst ihre warme Kleidung keinen Widerstand leisten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte sie, die Rettung des Geliebten. Wie konnte sie an sich denken? Wie sollte sie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg sehr gut gewesen; aber nun erst begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerstraße zwischen Caub und Bacharach besteht theils aus schroff abgemeißelten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuhe Höhe haben, theils aus abschüssig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haselnußhecke oder ein Dornstrauch eine Handhabe für den, der die unsägliche Anstrengung wagen wollte, sich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen sicheren Stand hatte. Weiter oben mehrten sich die Gesträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einst vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerspaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden sein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, ist siebenzig bis achtzig Fuß hoch und wenigstens ebenso breit. Ein Fußpfad führt an dieser höchst gefährlichen Stelle, die gerade in

der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Absturze nur einige Schlehen=Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen, und vor Schwindel es keiner über sich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit solchen Gefahren, läßt sie als solche gar nicht gelten und schreitet, sein Liedlein fröhlich singend, so gleichgiltig vorüber, als ginge er auf breiter, sicherer Straße seinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieser Nacht, dies der Weg, den das vom Froste durchschauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künste erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Wesen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hindernisse einer Wanderung, wie diese, gewöhnt war, sollte nun die abschüssige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeschaudert, nur Marie nicht mit ihrem starken, liebevollen Herzen.

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haselhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte sie diese und schwang sich empor — aber sie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie versuchte zum zweiten Mal hinauf zu steigen, und dieses Mal war sie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böschung der Straße; aber sie mußte ausruhen von der Anstrengung, die es ihr gekostet. Es schlug eben auf dem Thurme von Caub drei Viertel. Das konnte vor Zehn sein, und um zehn Uhr brachen sie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geschundene Hand — Alles vergessen. Ohne Aufschub stieg sie mit Hilfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unsäglichen Mühen und zum Tode erschöpft erreichte sie die Halde. Ein kalter Schauder überlief sie, als sie die jähe, hohe Felswand sah, an deren oberen Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke stand. Erwärmend aber durchdrang sie wieder das Bewußtsein, daß sie nicht irre gegangen, daß sie bei der

rechten Stelle angelangt sei, wo sie nun sicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub schlug es eben zehn Uhr. Als sie die Klänge hörte, raffte sie sich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie sollte sie die Höhe erklimmen? Sie sah sich rings um mit spähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte sie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erschöpft. „Conrad ist in Gefahr!“ sagte sie laut; gerade als ob sie durch dies magische Wort den erschöpften äußeren Menschen habe aufrichten wollen. Und er hob sich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher standen, als auf der anderen, und hier zog sie sich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnees; denn nicht selten griff die Arme in die spitzigen Dornen eines wilden Rosenstocks. Dennoch zauderte sie nicht, und endlich stand sie oben, wo der Pfad vorüber führte; aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte sie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte sie sich und setzte sich nieder, weil ihre Beine sie nicht mehr trugen — aber zu heißem Gebete schlangen sich die blutenden Hände in einander, und das Auge suchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern schien herab zur Erde.

Auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Tagesstunden waren Conrad und seine Genossen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der Erste. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Last auf das Herz. Wie er sie kürze und sich leicht

mache, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und sog ein Schöpplein des süßen, duftigen Caubers nach dem anderen.

Viele Gäste kamen, tranken und schieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunksucht vom Besitzer eines segelreichen Rheinschiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieser Mensch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos sich so lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche desselben, seine Ruhmredigkeit und Plaudersucht. Darauf bauend, nahm er sich vor, ihm seinen Zweck abzulauschen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er stieß mit ihm an und sagte: „Der alte Schlummerer soll leben, der allezeit die Grünröcke geprellt!"

Der Schwarze lächelte selbstgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufstehen, wollten sie mich fangen. Ich habe das elfte Gebot gut gelernt."

„Man sollte wahrhaftig meinen, Du könntest Blaupfeifen, Alter! Nun treibst Du's doch schon manches Jahr, und nie wurdest Du erwischt."

„Narr," sprach lächelnd der Schwarze, „die Kunststückmacher pflegen zu sagen: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei." List und Schlauheit ist auch keine."

„Das mag wahr sein," erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat sie in so reichem Maße wie Du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen."

„Heute nicht;" sagte der Schwarze; „wir sind schon unserer Sechs; aber das nächste Mal will ich Deiner gedenken."

„Ging's den Anderen neulich gut?" fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!" rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue List probirt, die ich ersann."

„Du bist ein verschlagener Schelm! Worin bestand sie denn?"

„Ei, sie legten schneeweiße Kleider an, da sahen die Grünröcke sie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das ist gut, besonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder so machen?“

„Versteht sich! Was einmal als bewährt angesehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das ist wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechsen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiserin selber tragen wird!“

„So geht's! Unsereins plagt sich, trägt seine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;“ bramarbasirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntausend Franken Werth!“

„Wie dem sei, es ist doch ein saures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langscheid zu.“

„Den Weg nehmen wir heute nicht!“

„Welchen denn? Er ist doch der nächste?“

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen im Hahn über, schlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henschhausen, wo wir beim alten Fensterseifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke werden auch das Ihrige thun. Da ist's just, und man kann etwas wagen.“

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?“

„Dafür ist gesorgt, Alterchen. Wir haben Alle Eissporneu an, und spitzbeschlagene Eisstöcke. Da kann man fest auftreten und hat einen sicheren Gang.“

Das Gespräch wurde hier durch neu ankommende Gäste unterbrochen. Es nahm nun eine andere Richtung, und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergessen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß sich der, der ihn so arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in seinem weinseligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieser verlorne Mensch einen Mißbrauch von seinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erst, als sich die Nacht schon mit schnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Mensch, welcher dem Schwarzen sein Geheimniß abgefragt, sich aus der Schenke entfernt, als er nach Hause eilte und sich umkleidete. Ohne Säumen schlug er den Weg nach Oberwesel ein, wo er über die geschlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Hast lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Douanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erste Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?" fragte der Lieutenant.

„Einen köstlichen Fang, Herr," rief der Verräther. „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris bestimmt sind."

„Parbleu!" rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutsch sprach. „Ast Du sikere Nachrich?"

„Gewiß! Die Bacharacher Hauptschlummerer, ihrer Sechse, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wieviel gebt Ihr?"

„Swansik Francs!" rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffee und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenstoffe, vielleicht noch Kostbareres!"

„Canaille!" zürnte der Lieutenant, „Sie soll viersik Francs aben, aber nir mehr!"

„So ist mir's schon recht," sagte der Schiffer, „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Tasche habe."

Fluchend schritt der Franzose zum Schreibpult und holte das Geld, und erst, als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, sich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, diesesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Prisengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung. Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und schon um neun Uhr lagen die Douaniers am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten sich flüsternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirges in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen stand, durch welche unbemerkt zu schlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre; — und dort unten saß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchschauert vom Frost und innerer Angst und Furcht, und lauschte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein hungerndes Wiesel, das schnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raschelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagnisses sich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung sich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen seines Zauderns empfing ihn Bräunchen. So ungern er sie sonst hinnahm, und so heftig er zu widersprechen pflegte, diesmal schwieg er mäuschenstille; denn das Gewissen schlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er sich an. Die Eissporen wurden angeschnallt, die Eisstöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen

über die Schultern befestigt, und mit den besten Wünschen des Kaufmannes schlichen sie sich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche sie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überschreiten hatten.

„Es ist kein Licht droben in der Hütte," flüsterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylvesterabend halten," sagte dieser, „und gewiß besser wie wir, denn es ist furchtbar kalt. Der Wind schneidet mir schier die rechte Backe weg. Wie herrlich säße sich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glase warmen Weines?"

Bräunchen, der vorne ging als der Erste, warnte durch ein leises: „St!" denn es war Regel, daß nie gesprochen werden durfte, wenn sie schmuggelten.

Jetzt erreichten sie die Heerstraße. Tief zur Erde gebückt, krochen sie leise über sie hin, so leise, daß selbst die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angestrengt sie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie sie auch nur der Sohn der Berge in den Bergen hat, stiegen sie den Abhang hinauf, wandten sich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erscheinung wahrhaft gespenstisch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, stiegen sie bergan. Der Weg war ungemein schwierig von dieser Seite her; aber mit Hilfe der zweckmäßigen Eissporne und Eisstäbe legten sie dennoch eine ansehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichste Stelle, den schmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, senkrechten Felswand des verlassenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Anderen gehen, und Jeder genau in die Fußtritte seines Vordermannes treten, welcher vorsichtig mit dem Stab untersuchte, ehe er seinen Fuß einsetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängstetes Herz, hatte nun

schon Marie dagesessen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz schwerer; denn sie blieben ja so lange aus. Sollten die in der Hütte versteckten Douanen sie gefangen genommen haben? Sie schrak zusammen bei diesem Gedanken. Allmälig aber empfand sie die schneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten sich, und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte sich ihrer. Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtseins dazwischen. In einem solchen sprang sie auf. Sie erwachte dadurch gleichsam aus diesem Halbschlummer, und erinnerte sich, gehört zu haben, daß dieser Zustand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte sich gewaltsam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeschreiblich groß. Sie mußte sich wieder setzen.

Jetzt vernahm sie Tritte im krachenden Schnee, und neues Leben durchzuckte sie. Starr sah sie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Gestalten. Sie warf das weiße Linnentuch, das sie um sich geschlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderste des Zuges, der jeden Tritt untersuchen mußte, sah starr vor sich zur Erde. Jetzt gewahrte er plötzlich einen dunkeln Gegenstand vor sich, blickte auf und — sah mit Entsetzen eine menschliche Gestalt entgegentreten.

„Verrath!" schrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!" Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergessend, stürzten Alle die Felswand hinab.

Marie sah das Entsetzliche und sank leblos zur Erde.

Noch so lebhaft wie heute entsinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben nicht entsinnen kann. Ueberall standen die Leute zusammen, und aus den Gesichtern sprach ein düsterer Ausdruck. Neben uns, im Hause Conrads, und noch eins

weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunsche fragte er: „Haben Sie schon von dem entsetzlichen Unglücke gehört?" Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen elf Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuser, klopfte und bat um Gotteswillen um Beistand, es sei ein entsetzliches Unglück geschehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle sich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der selbst aus mehreren Gesichtswunden heftig blutete.

„Er führte sie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Personen, schrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So still als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, dessen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen."

„Wer ist's denn?" fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarssohn!" sagte er mit einer Thräne im Auge.

Diese Nachricht erschütterte uns heftig, und ich brach in ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr Alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug," fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die schöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß sowohl um den Schmuggelgang, als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben; denn sie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte sie Bräunchen nicht, als sie ihm entgegen trat, meinte, sie sei ein Douane, wandte sich um und stieß Conrad zuerst hinab, stürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaschen wollte, und von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen, stürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden sein, und als die

Douanen endlich von der Höhe herabstiegen, fanden sie sie erstarrt da liegen. Schnell wurde sie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er sie für todt. Sie sei erfroren, sagte er. Aus ihrer Ohnmacht scheint sie nicht wieder erwacht zu sein.

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem einen wankte ein Mütterchen, aufgelöst in Schmerz; hinter dem anderen ein Douane, dessen Gesicht Todesblässe deckte, dessen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte, und nie flossen mehr Thränen, nie sah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froste zu schwierig war, in Ein Grab gesenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geschieden.

Bauer verließ den Dienst. Er war tiefsinnig geworden und kehrte in seine Heimath zurück. Conrads Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unsichtbar geworden. Erst nach einem Vierteljahr erschien Einer nach dem Anderen wieder; aber wie sahen sie aus! Narben bedeckten die Gesichter, und andere Gebrechen blieben bis an's Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zusammenhang, der nach seinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Rosen und andere Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.



Aus der Schmiede.

Eine rheinische Dorfgeschichte.

Jugenderinnerungen gleichen in späteren Lebenstagen dem Abendroth, das noch lange hin seinen verklärenden Schein auf die ruhende Landschaft wirft, wenn die Sonne längst hinabgesunken ist.

Auch ich blicke oft sehnsüchtig in dieses Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieses milden Scheines bei herannahender Dämmerung. Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier festhalten will.

Wo sich die Höhen des Hunsrücken abdachen zum tiefen Rinnsal des Rheines, ziehen sich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem schönen Flußthale. Gießbäche durchrieseln sie. Die Sonnenseite der Berge ist vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendseite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obstbäumen in der Nähe der Dörfer zu schauen ist, unter denen riesige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Diese Dörfer, aus uralter Zeit herstammend, sind der Art in diese Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreistöckiger Häuser in das Feld tritt.

Nichts ist köstlicher, als das Leben in diesen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings sie durchweht. Schaaren von Singvögeln bewohnen die dichten Büsche, welche an Säumen der Bäche wachsen oder droben auf den Felsen, die hin und wieder

gruppenweise aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland emporstarren. Die zahlreichen Obstbäume der Abendseite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnstätten. Das ist ein Singen und Jubiliren überall, wie man's kaum sonstwo hören kann. Blühen dann die Obstbäume und grünen die Felder; bekleidet sich die Rebe mit ihrem sammtnen Grün und trägt die Abendluft die Duftwellen ihrer Blüthen durch's Thal, und die Bursche und Mädchen gehen unten den Weg hin und singen harmonisch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz so mannigfach ergriffen, so tief und innig, so harm- und schuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich ist, auch im Kreise der gepriesensten Kunst.

In solch' einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leisem Seufzen und mit heißer Sehnsucht dorthin blicke? Es waren meine schönsten Tage, und manchen schönen, manchen prophetischen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal kesselartig erweitert. Die uralte Kirche stand auf einem inmitten des Thals aufsteigenden Felsen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das sich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben sich rings um den Felsen senkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Festigkeit, sondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche oder vielmehr den noch älteren, viereckten Thurm mit seinen Schießscharten für den Bogen- und Pfeilschuß ansah, mußte sich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerst eine Burg gestanden.

In späteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerstört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und statt des wilden Kriegsrufes hallten aus seinen Luken die Glocken ihre mächtigen

Töne in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche wäre, außer durch das Thor, völlig unzugänglich gewesen, wenn nicht auf der Westseite ein ungeheurer Schutthaufen einen freilich steilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgestiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Aussicht durch das zum Rheine sich fortsetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal unter dem schönen Hollunderbaume gesessen, der so herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauscht, die in seiner Krone saß und schlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus stand, darinnen das liebe, sanfte Mutterherz meiner segnend gedachte.

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr gesehen. Sein Stamm hatte wenigstens anderthalb Schuh Durchmesser und seine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenster hinauf, und war kein dürres Aestchen an ihm.

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateinische Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; sie — ledern — regelreich — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich sie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfest zu machen in meinem Gedächtniß; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landschaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrschte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und bald lag das Alles unbeachtet, und die Bilder einer phantastischen Welt umschwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück,

so wünschte ich sie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatischen Regeln und das frische Bubenherz sind zwei Dinge, die nicht Friede schließen werden, so lange es beide auf Erden gibt!

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen so träumerisch summten und die Nachtigall schlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Besuch in's Pfarrhaus kam und also freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief spornstreichs in die — Dorfschmiede. Sie lag dem Pfarrhause, das etwas zurück von der Straße des Dorfes stand, schief gegenüber und besaß an und für sich nichts Reizendes; denn sie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es sich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Esse, den mächtigen Blasebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet gewesen sein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einseitig und lehnte sich mit seinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's schwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben so mächtig anzog in diesem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und sein Geselle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht schöner hätten zusammenlesen können, die doch die besten Körner suchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von riesiger Größe, ein Junggeselle von siebenzig Jahren. Wenn auch das Alter seinen Nacken gebeugt, sein Haar zu Schnee gebleicht, seine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in seiner sehnigen Faust noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, ich möchte sagen, ein wehmüthiger Ernst. Ich habe ihn nie lachen sehen; allein sein weiches Gemüth stand im entschiedenen Widerspruche mit seinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger

Bursche gewesen sein; denn selbst jetzt noch war er ein schöner Greis, und der Kohlenstaub, der ihn manchmal über Gebühr schwarz färbte, mochte sein edles Gesicht nicht entstellen. Nie ist eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie sein Fluch über seine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lange in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang sehen mit seiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquoll; mit seinem langschooßigen Kamisol von dunkelblauem Tuche; mit seinen einst gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirschledernen Kniehosen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurzfell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem messingenen Krappen geschlossen.

Ihm gegenüber stand Jörg, der Geselle, seiner Schwester Kind und sein Pathe, eine ebenso hohe Gestalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er sah bleich, obwohl er sehr stark war. Er war eine stille, leidende, schweigsame Natur, und es schien, als habe der Umgang mit seinem Oheim und Pathen dessen eigenthümliches Wesen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eisen glühte, sprachen sie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernst. Gottfried erzählte von seiner Wanderschaft gar mancherlei interessante Dinge, und wenn er sie auch bisweilen wiederholte, so gab er sie jedesmal mit denselben Worten, und dieser Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weise der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdies wußte er viele Mährlein und Geschichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund.

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerschlägen der beiden Enakssöhne die Funken sprühten. Viel hundert Mal saß ich auf der mürbe

gewordenen Bank, still und aufmerksam, und horchte auf Gottfrieds Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierstunden Schlüpfe aus Pferdehaaren, und Meisenkarren im Herbste, um die Vögel zu fangen, die ich so liebte und deren Lockschlag ich täuschend nachzuahmen verstand. Auch ein Gewinn von Jörgs Unterricht.

Noch ein Umstand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er saß oft an Sonntagnachmittagen stundenlang unter dem Hollunderbaum an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das schöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zusammen, und dieses Zusammentreffen ließ mich andere Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben sitzen sah, schlich ich leise an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brombeerranken und wollte meinen alten Freund überraschen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke schnell. Gottfried saß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greises rieselten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange.

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß sie aber das Auge eines alten Mannes, so haben sie mich im innersten Grunde der Seele erschüttert; denn wenn nach all' den stählenden Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greisenauge weinet, so muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz sein, der sie auspreßt.

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leise zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küster meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben gesehen, beschäftigte mich lebhaft. „Caspar," sagte ich, „Ihr habt ja das Kirchhofthor offen gelassen!"

„Weiß wohl, Musje Wilhelm," sagte er. „Der Schmied ist noch drauf."

„Was macht denn der da?"

„Ei, weiß er denn nicht," sagte Caspar, „daß der Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das schöne eiserne Kreuz schmiedete, das daneben steht?"

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entsann mich aber wohl, es gesehen zu haben.

„Liegt vielleicht seine Mutter da begraben?" fragte ich.

„Nein," sagte Caspar, „es ist das Grab seines Schatzes."

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die sonst durch die sich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen mit einander dem Orte zu, und ich folgte in einiger Ferne, stieg wieder den Schutthaufen hinan und stand bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried schon verlassen hatte.

Das Kreuz fesselte jetzt meine Aufmerksamkeit. Es war aus Schmiedeisen gefertigt, so zierlich, geschmackvoll und schön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte übersehen können. Abgesehen von der besondern Beziehung, verdiente es die vollste Aufmerksamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es stand fast wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht steht etwas auf der Rückseite, und zog es zu mir. Da stand mit lateinischer Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!"

Es ist doch gut, sagte ich zu mir selbst, daß es eine lateinische Grammatik gibt, denn ohne sie würde ich ja das nicht haben lesen können; aber dieser altkluge Gedanke war schnell verraucht, und Das, was hier vor mir stand, gab der Seele des Knaben eine andere Richtung. Ich befestigte das Kreuz wieder und setzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten sich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich sie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beschäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zusammenstellungen, und manche Aeußerung des Greises wurde mir verständlich, die mir früher dunkel geblieben.

So habe ich ihn einmal gefragt: „Gottfried, warum seid Ihr doch allezeit so nachlässig gekleidet?"

„Das bringt so das Handwerk mit sich," sagte er; darauf aber setzte er seufzend hinzu: „Für wen sollte ich mich denn putzen?"

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er so stille war: „Habt Ihr keine Kinder, Gottfried?"

„Ach, Du närrisches Kind," sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet gewesen."

„Warum denn nicht?" fragte ich wieder.

Er schwieg eine Weile und seufzte tief auf; dann sagte er weich: „Es wird sich ja doch Jemand finden, der dem alten Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehst Du, der ist mein Kind."

Ich habe ihn aber später nie mehr so albern gefragt; denn ich merkte, wie ihn das verstimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr sprach.

Das schien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu stehen.

Ich mußte mich indessen gedulden.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Pensum zu lernen. Drüben im Pfarrhause war ein Universitätsfreund meines Bruders eingerückt, den seine Seele lieb hatte. Sie plauderten zusammen, und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es so stille wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder spielten vor

dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloster gestanden haben sollte.

Ich setzte mich still auf die wurmstichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eisen platt schlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte seine kleine Pfeife, die er „Nasenwärmer" nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaser und das Rohr ein Stück Hollunderholz, das er sich selbst grobweg zurechtgeschnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Gespräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eisenstange wieder in der Esse lag, sprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermijes (Jeremias Wagner) Euch so spinnefeind ist?" Gottfried erwiederte nach einigen Minuten sinnenden Schweigens:

„Das ist eine alte und lange Geschichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einsamen Lebens. Ich will sie Dir erzählen, Du möchtest sie sonst vielleicht von Anderen entstellt hören; denn es sind noch Leute genug da, die es wissen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wissen."

Ich spitzte meine Ohren; denn jetzt wurden sicher meine Räthsel alle gelöst. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht siebenzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da sagte mein Vater selig zu mir, sagt' er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der ist ein guter Freund von mir, und sag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt Ihnen guten Tag sagen und Sie sollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfelle; denn erstlich bist du sehr lang und zum Anderen wirst du um Johannistag von der Zunft los- und freigesprochen und dahero Gesell." Das kann ich Dir sagen, Jörg, daß die schönste Kirchweihmusik so nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt

nicht, was das hieß: „Junge sein und Gesell werden;“ denn das verdammte Franzosenzeug hat alle Ordnung zerstört mit seinen Patenten. Holt sich nicht jeder Junge ein Patent und setzt sich als Meister und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott sich erbarm', sie kommen weit in der Nähe herum und das ist Alles. Erst auf ein Meisterstück werde man Meister und zwar auf rechtem Weg und in gesetzten Jahren.“

„Path', die Stange glüht!“ sagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken sprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als sie wieder in der Esse lag, sagte Jörg: „Path', Ihr habt mir das schon oft recht genau auseinandergesetzt mit dem Zunftwesen zu Pfälzerzeiten, und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andere, nämlich, wie es Euch in Bingen ging und so weiter. Das ist mir noch ganz unbekannt.“

„Wie Du willst, Jörg, wie Du willst. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war just um die Kirschenzeit, als ich nach Bingen ging selbiges Mal; aber hier im Thale waren sie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zusammen, nehm's untern linken Arm, und schlend're so über den Markt, weil's gerade Mittwoch war. Da saßen denn die Mädchen vom Gau, hübsche Mädchen, Jörg, meiner Treu'! Aber ich war dazumal auch ein hübscher Bub und die Mädchen sahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war.

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich sie ansah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, so schön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, sag' ich Dir, und gar nicht so keck, wie die Anderen, die Einem in die Augen hineinsahen, als wollten sie Einem in's Herz hinein schauen. War sie alt, so war sie sechszehn Jahre. Als ich sie ansehe, schlägt sie ihre großen, blauen Augen nieder. Denk' ich, von der kaufst du ein Pfund Kirschen, kaufst dir einen Weck

dazu und gehst an den Rhein, unter die Bäume und hältst dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und sag' zu ihr: „Du hübsches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirschen!" Mein' Seel'! Jörg, sie wurde röther, als ihre Kirschen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und sag' zu dem Mädchen: „die sollen mir noch einmal so gut schmecken, als die der Anderen." Da sah mich das Mädchen gar schelmisch an, lächelte gar herzig und sagte: „Warum denn?"

„Weil sie vom schönsten Mädchen sind, das ich noch gesehen habe," sagt' ich, „und das ich, meiner Treu', nimmer vergessen werde."

„Da hätt'st Du aber einmal sehen sollen, wie sie anlief: Ihre Kirschen waren so roth nicht, und halb ärgerlich sagte sie: „Geh' nur, Du Spötter! Utze (spotte) über die Mädchen Deines Dorfes!"

„Utz' ich, so sollen die Kirschen mir Gift sein!" sag' ich drauf.

„Sie sieht mich freundlich an, aber sagt dann: „Geh' doch, die Leute sehen ja auf mich!"

„Bös war sie aber nicht. Ich gehe die Salzgasse hinab, kaufe mir beim Emmerschieb einen Weck und setze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen stand vor meinen Augen, und jede Kirsche, meint' ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, ist sie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — sie ist fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — sie ist fort, und ich wußte nicht, wie sie hieß, nicht wer sie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurück kam, und die fragte, die noch da waren, lachten sie mich aus, daß ich gerne ging und schwieg. Das ist gar spöttisches Volk, die vom Gau.

„In selbigem Sommer hab' ich mehr den zehnmal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können.

„Endlich sagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken Dir die Binger Schoppen im Kopf, oder hast Du Dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all! und damit Holla!"

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt, und das Jungvolk sagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!" Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen, wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten ihn nicht leiden, obgleich er der reichste Bursch im Dorf und sein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!"

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken sprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Riese Goliath.

Darauf setzte sich Gottfried auf das Amboskloß und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib noch Kind und

saß auf seinem Geldsacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menschen Freund, war auch keiner der seine."

„Ich hab' schon von ihm gehört," sagte Jörg; „sie nannten ihn nur den Erbsenspalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garstiger Mensch, und als er zu sterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das seiner Katze, die er am liebsten hatte, weil sie ihm nichts kostete. Er besaß die schönsten und die besten Weinberge im Thal und die besten Aecker und Wiesen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie gesagt, er starb, und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht steinreich gewesen. Ich war seit acht Tagen losgesprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Gesell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit seiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh steh' ich am Fenster, da geht des Lipsen Thüre auf und — mein schönes Kirschenmädchen von Bingen kommt heraus in blütheweißen Hemdärmelchen, frisch wie eine Rose, und hat einen Eimer, um Wasser zu holen. Mir schlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da sieht sie mich und erröthet wieder wie dazumal, aber sie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kurasch. Sie sieht sich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wissen, daß der Nachbarschaftsbrunnen in unserem Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Wasser für sie.

„Du bist gewiß ein Brüderskind vom alten Lips?" fragte ich sie; und sie nickt mit verlegenem Lächeln und lispelt ein leises „Ja".

„Wie heißt Du denn?"

„Lieschen," sagt sie.

„Ich heiße Gottfried," sagte ich darauf, und in's Ohr hab' ich

ihr geflüstert: „Viel tausendmal hab' ich an Dich gedacht seitdem, denn Du Hexe hast mir's angethan!"

„Sie lachte laut auf und lief so schnell mit ihrem Eimer davon, daß sie sich das Wasser über Schuhe und Strümpfe schüttete."

„Daran bist Du Schuld!" rief sie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Gesichtchen, sondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weise gestorben war, trugen wir Jungbursche den Alten, und Lieschen reichte die Rosmarinsträuße. Mir gab sie den größten und schönsten. Ich sah recht deutlich, wie sich der Mijes, der auch in der Nachbarschaft war, darüber ärgerte; denn der Neidsack hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, so wurde ein stattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch' schön' Juberchen Wein im Keller, den sich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über Dies und Das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Flor am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in stetem Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; darum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thüre und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: „Esset doch, trinket doch!" wurde ich alle-

mal ein wenig am Wamms gezupft. Du magst Dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen.

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum saß ich, da war sie auch schon da.

„Du ißt ja gar nichts, Gottfried," sagte sie. „Gelt, wenn's Kirschen wären?"

„Freilich, Lieschen; Kirschen, die Du gäbest."

„Geh' mit nach Weinheim, so sollst Du sie haben."

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich Dich Mittwochs in Bingen gesucht!"

„Geh'," sagte sie, „Du machst mir was vor!"

„Bei meiner Seele nicht!" sagte ich.

„Ich glaub's ja," rief sie halblaut, „schreie nur nicht, denn der Blatternarbige (sie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er ist auch herausgegangen."

„Ach, wie erschrak ich," fuhr ich fort, „als ich Dich heute so unvermuthet sah!"

„Bin ich denn so garstig," schmollte sie, „daß die Leute vor mir erschrecken?"

„Ach, so nicht, Lieschen, so nicht," sagte ich; „es war ein freudiges Erschrecken. Wie hätte ich gerade an Dich da denken sollen. Du bist ja noch tausendmal schöner geworden, als Du damals warst, da Du mir die Kirschen wogst. Wo warst Du

aber, daß Du den ganzen Sommer und Herbst nicht mehr auf den Markt kamst?"

„Bei meiner Base in Flohnheim," entgegnete sie.

„Da wirst Du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?"

„Ei," rief sie, mich schalkhaft anlächelnd, „wer wird auch so an die Buben denken? Was bildest Du Dir ein?"

„Aber ich habe stets an Dich gedacht und bin so traurig gewesen, als ich Dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Lust am Leben verlor."

„Ei, wer wird so thöricht sein!" lachte sie.

„O du leichtsinnig Mädchen," rief ich trauernd aus, „Du weißt nicht, was es heißt, sich recht lieb haben."

„Muß ich Dir das denn sagen?" flüsterte sie kichernd.

„Hast Du mich denn lieb, Lieschen!" fragte ich dringend und stürmisch.

„Sie schwieg; aber sie ließ mir ihre Hand."

„Geh', sag's, Lieschen," flehte ich.

„So was sagt man nicht!" rief sie schelmisch und wollte fort. Ich hielt sie.

„Lieschen," sagte ich, „ist ein Schmied in Weinheim?"

„Gewiß!"

„Braucht er einen Gesellen?"

„Das weiß ich nicht; warum denn?"

„Ich will hinkommen, um Dich alle Tage zu sehen, und wenn ich umsonst bei ihm arbeiten müßte."

„Das kannst Du sparen; denn mein Vater zieht hierher, und dann sind wir ja Nachbarsleute und sehen uns alle Tage hundertmal."

„Heida!" rief ich, „so bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!"

„Ziehst Du gerne her, Lieschen?"

„Wenn — Du — da bleibst!" raunte sie mir in's Ohr, und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause.

„Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen, bis die Gäste weggegangen, und machte mich dann auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried! Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast Du's gehört?“ — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus, und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu, und sie that, als sähe sie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück, und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte Dies und Das, und ich gab ihr immer besonders freundlichen Bescheid; denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht.“

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden, und sie sah es gerne, daß ich viel mit der Mutter sprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu sagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich schöne Weinberge bekommen würde und einst eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte schalkig dabei und dachte gewiß sein Bestes. Endlich erreichten wir den Rhein und unsere Wege schieden

sich. Ich mußte links, sie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden schon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen sie. Ich stand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ging ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich sie sehen konnte, blieb ich stehen. Mehrmals sah noch das liebe Mädchen sich nach mir um, bis der vortretende Berg sie mir entzog, und ich still und traurig meinen Weg dahinging.

„Doch, Jörg, wir vergessen die Stange. Sie glüht weiß, wir müssen schmieden!"

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifstange mußte gerundet werden. Als sie wieder in die Esse gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirst mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich sang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müsse das Klostergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte sich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen sei. Er sah mich oft forschend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, scherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter-Jacobs Frau ist. Seit ich Gesell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich so zu necken, und als er's wieder einmal versuchte, wies ich ihm zwei Fäuste, vor denen er Respect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschens Eltern in des alten Lipsen Haus zu uns in's Dorf zogen. Das war eine Geschichte, von der man in allen Spinnstuben plauderte. Da wußten sie genau, was die Alles mitgebracht; wieviel Zinn, wieviel Getüche, wieviel Korn, Spelt und wieviel baar Geld. Du weiß, Jörg, wie das so geht und wie sie in den Spinnstuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man sich denn auch, ich habe so fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall

die Hand geboten und sei darob bei den Alten gut angeschrieben, und das Lieschen sähe sich die Augen fast aus nach mir. Wenn das Lieschen Wasser ziehen wolle am Nachbarschaftsbrunnen in unserem Hofe, dann lasse ich Ambos und Esse im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch seien wir jetzt zu einer Spinnstube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten sie nicht ganz unrecht dabei; denn ich that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Wasser ziehen. Da sich Lieschens Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, so gab's in unserer sehr geräumigen Stube eine Spinnstube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifst, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich stets neben Lieschen saß; wenn die Alten mit einander redeten, so flüsterten wir mit einander und freuten uns schon auf die Kirchweihe, wo ich sie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie schön das Lieschen wäre. Viele meiner Alterskameraden gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meisten aber der reiche Mijes.

„Ei,“ sagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das schöne Lieschen. Das soll er sich vergehen lassen! das Mädchen ist für mich; denn ich allein bin so reich wie sie, und so einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt sie vollends nicht.“

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der sich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es gesagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's gesagt, das, seitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit so trübem und traurigem Auge ansah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn stellen, so wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du nur hin, wir begegnen uns an der Kirchweihe schon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich sah Lieschen alle Tage zwei=, dreimal am Brunnen, und konnte mit ihr kosen; ich sah sie jeden Abend in unserem Hause, wie ihre Finger den feinen Faden drehten und sie die frischen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und Du weißt, am ersten Sonntag im Mai ist unsere Kirchweihe. Schon früh rotteten sich die Kirchweihburschen zusammen. Als auch ich mich dazu gesellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die anderen Bursche hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt, und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr. Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen und Gläsern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeschenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgelooſt wurde, und trugen die Liste und die Nummern nebst einem Dintenfaß zum Einschreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unsere Flaschen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durch's Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuser der erwählten Mädchen. War Einer aufgespielt, so ging der Bursch hinein, holte das Mädchen, und dies steckte ihm den Rosmarinstrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschens Haus anlangte, mußten mir die Musikanten ihren allerschönsten Tanz aufspielen und, das muß ich sagen, der Lenz von Caub, der die Clarinette blies, spielte aus dem FF heraus, daß man schon auf der Gasse hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschens

Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgesetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem schönen Kinde die Kirchweihe halten zu dürfen. Sie gaben's zu, und Lieschen holte den Prachtstrauß, den sie an meinen Hut steckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerschönste von allen auf der Kirchweihe.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, sie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; sie flöge nur so herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken sollen, daß die Freude so schnell enden sollte!"

„Alle Leute sahen auf uns Zwei und sagten laut, wir seien das schönste Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen schämte sich schier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber schlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich sah's ihm wohl schon lange an, daß er mein Lieschen gerne sah; und je mehr ihn das Mädchen von sich wegstieß, desto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich!

„Einmal kam er zu mir und sagte: „Gottfried, laß mich einmal mit Deinem Schatze tanzen."

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leise: „Sag' Nein! sag' Nein!"

„Da steigt mir der Kamm; ich denke an seine giftigen Worte und sage spottend: „Auf's Jahr, Mijes, auf's Jahr! Jetzt will ich selber mit Lieschen tanzen."

„Da hättest du seine Wuth sehen sollen!"

„Simpel," rief er, „Kapuziner! Du hast wahr geredet! Auf's Jahr tanz'st Du nicht mit ihr!"

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug

getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, springe ich auf ihn zu, und ein mörderischer Schlag stürzt ihn zu Boden. Alles springt auf und will abwehren. Das war aber zu spät. Der Mijes raffte sich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufspritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt."

„Er ist todt, er ist todt!" schreien die Frauen durch einander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldschützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn sogleich nach Bacharach vor das Oberamt!" ruft er, und einem Anderen befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führt mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände, und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er ist todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarste Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried," sagte der eine Flurschütz, „Deine Freude endet schlimm! Ich wollte Dir wünschen, Du wärst über dem Rhein, denn in Lorch ist es Mainzisch und Du hast nicht weit in's Reich."

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen, und ich konnte fahren, wie ein Fischer. Kaum erreichten wir das Rheinufer, so war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten sich um und gingen ruhig heim, und ich durchschnitt mit dem Kahne die Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen auf's Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief, so schnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Vandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann schenkte er

mir Geld und schickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewissen ist eine erschreckliche Macht. Es ist wohl, wenn eine Schuld darauf lastet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr sagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unserem Wandgetäfel rastlos nagte. Ach, Gott, wie war ich so elend! Nachts schloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, so scheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleischte mein Herz. Lange konnte es selbst mein damals fast riesenstarker Körper nicht ertragen, und in der Stadt Frankfurt fiel ich auf's Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtstrahl in meine Seele, denn ein frommer Geistlicher trat an mein Bett und gab mir Trost. Ich genas langsam, und erst im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu sammeln zur Weiterreise; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Frevelthat. Gott allein, der in das Herz schaut, kannte mein Leid. Er allein sah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Hessen- und Sachsenland, bis in die Berge Schlesiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reiste ich durch das Tyrol und die Oberpfalz und dann durch Württemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft trostlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, statt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen, und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich so elend gemacht hatte. Keine Tanzmusik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderschaft das Heimweh. Das kam so. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und

finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Vandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schicksale wußte, weil er schon damals, als ich bei seinem Vater Hilfe suchte, auf der Wanderschaft gewesen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimath wieder zu sehen, die sich in jedem seiner Worte ausdrückte, das stete Plaudern vom schönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich, mit ihm zu reisen nach der Heimath.

„Alle Gründe, welche ich entgegensetzte, widerlegte er, und ich mochte wohl merken, daß er sich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimath für mich; denn der brave Bursch zog sich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerstehen und sagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebensowohl der Reue über meine im Zorn verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerstörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schwester, die damals noch ein Kind gewesen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Vandemer weinte mit mir, er war eine gute Seele. „Du armer Gottfried," sagte er, „nun begreife ich Dein stilles Leid und Deine Sehnsucht nach der Heimath und Deine Furcht, sie wieder zu sehen; aber wart', Du sollst von ihr hören. Bleib' hier. Ich schreibe Dir gleich und schreibe Dir Alles. Und er ging hin, wohin ich so gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte."

„Das Eisen glüht," sagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerm Kampfe. Diesesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zusammengeschweißt werden, und das kostete manchen herben Schlag, und

mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf das Amboß-klotz, stopfte seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisen-draht, den er zu diesem Zweck immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Gluth schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maß des Elendes zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zuviel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder, was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Anderen Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht, und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lorch, von Heinrich Bandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir, und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz auf weiß zu sehen, was ich im Geiste so lange schon gesehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß," schrieb er, „und Christus zum Trost, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Ostern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweihe in Deinem Dorf abwarten und dann hinüber fahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und sind noch bei guter Gesundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit dessen

Nachen Du damals durchgingst. So bin ich denn am ersten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu Deinem Vater sagte: „Meister, ich bringe einen schönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geschickter Obergesell in Arbeit steht.“ Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die fast zusammenfiel, als sie hörte, Du lebest noch; denn sie haben Dich Alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geschrieben hast auf Deiner Wanderschaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müssen, was ich nur wußte, und sie haben Freudenthränen vergossen und mir gesagt, ich soll Dir schreiben, Du solltest gleich, cito kommen, daß Dir Dein Vater die Schmiede übergäbe, sintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meister, darf er denn kommen, der arme Gottfried?“ Hat er gesagt: „Wer wehrt's ihm denn? Der Mijes ist ja nicht todt, wie er meint, sondern frisch und gesund, und freiet an seinem Lieschen, und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut' soll Handstreich und Verlobung sein oder ist schon gewesen. So er aber kommet, nimmt's ihn sicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, so rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komme.

„Dein getreuer Kamerad

Lorch am Rhein
den 3. Mai in diesem Jahr. Heinrich Vandemer.“

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tausendmal gelesen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich Dir kaum zu sagen. Alle Noth wich vom Gewissen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott gepriesen, daß er mich erlöst von meiner Angst und Qual. Die Jahre, durch welche ich sie getragen, waren

vergessen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen seine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröstete mich dabei, das nämlich, daß zwischen Handstreich und Hochzeit bei uns meist ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete, und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköstigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und so kam ich wohlfeil und schnell in die Heimath."

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geschah mit aller umständlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif stellenweise abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geschlagen und zuletzt aufgelegt und festgenagelt. Es war eine schwere Arbeit, und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie setzten sich auf den Amboskloß neben einander, und auf Jörgs Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir fast laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondlose Herbstnacht legte sich so recht sackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhause Lieschens war es so helle. Ich mußte einmal zum Fenster hineinsehen, ob ich sie erblickte.

„In der Stube war's sehr lebendig. Der Bäcker stand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen saßen am Tisch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Rasselgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeitstage die Braut dem Bräutigam an die Brust zu stecken pflegt. Der Mijes saß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen sah ich nicht. Endlich ging die Thüre auf und sie trat mit dem Lichte herein.

„Fast hätte ich laut aufgeschrien. Wie war sie verändert! Die Wangen waren bleich, das schöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einst so lebenvolle Gestalt war ein Anschein der Erschlaffung, des Krankseins, über das dennoch so schöne Gesicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch selbst den Gleichgiltigsten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da!

„Sie setzte sich in eine Ecke, daß ich sie sehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte sie nicht, auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge sie das Alles gar Nichts an. Eine Weile saß sie so und starrte vor sich hin; dann bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze. Sie mußte wohl schluchzen; denn mehrmals sah Mijes nach ihr hin, stand dann auf und trat zu ihr. Er legte seinen Arm um sie; aber sie entwand sich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; sie drückte ihn von sich. Zuletzt stand sie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug gesehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhause zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern fassen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübsches Mädchen geworden, die mir weinend am Halse hing. Kaum aber war der erste Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten sie mir, wie es drüben stand.

„Sie hatten mich alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder genesen war, machte er sich an Lieschen; aber sie stieß ihn mit Abscheu von sich. Mijes ließ sich nicht abschrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete sie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, so machte ihm der Vater Lieschens ein freundlich Gesicht. Ueberdies war er der reichste

Bursch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipsen Bruder.

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig mit einander, und das arme Lieschen litt erschrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und sagte: „Läg' ich doch im stillen Grabe, so wär' ich bei ihm!" Alles wurde versucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater selbst harte Behandlung. „Ich fürchte," sagte meine Mutter, „ich fürchte, sie trägt schon ihr Todtenhemd; denn sie ist so bleich, so abgezehrt und hüstelt immer so trocken. Ihr Auge ist nie ohne Thränen. Denke Dir nur, als sie ihr Jawort gegeben und ihren Handschlag, was sie ihr abgequält haben, da ist sie ohnmächtig und darauf schwer krank geworden. Als sie sich wieder erholt, da ist der Bandemer von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns Deinen Gruß gebracht, Gottfried."

„Habt Ihr's ihr denn nicht gesagt?" fragte ich mit angstvollem Beben.

„Gewiß," sagte die Mutter.

„Und was sagte sie?"

„Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen springen. „Es ist zu spät," rief sie aus, „es ist zu spät!" Seitdem ist alles Leben aus ihr gewichen, sie ist nur noch ein Schatten; und morgen ist Hochzeit.

„Ich saß da, den Kopf in die Hand gestützt, und eine Thräne jagte die andere. Essen konnte ich nicht, schlafen konnte ich nicht.

„Am anderen Morgen stand ich früh am Fenster, da kam sie heraus mit dem Wassereimer und ging auf unseren Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich stürzte die Treppe herab, in den Hof, auf sie zu.

„Als sie mich sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergesunken sein, hätte ich sie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An

meiner Brust erwachte sie. Lieber Jörg, laß mich schweigen von dem Leid, schweigen von der Freude, die mit einander rang in unseren Seelen. Endlich sprang sie auf und rannte hinaus und heim. Ich sah sie nicht mehr diesen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, so stolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam sein kann, der sich seines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, seine Eltern, seine Pathen, seine Verwandten. Auch Lieschens Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, sammt den Brautjungfern.

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen, und sie kamen heraus, zuerst die geschmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte sie unendlich schön. Sie sah mir in's Auge und nickte mir zu. Mir schwindelte. Ich sah nicht den Bräutigam mit seinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte laut. Ueberall schoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle diese Schüsse mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch so da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen standen gruppenweise bei einander und erzählten sich etwas mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangst, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte sie sich einen Tod angethan? — oder was war geschehen, daß die Leute sich so entsetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Hast Du schon gehört, Gottfried, was geschehen ist? — Denke Dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer sie fragt, ob sie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, sagte sie fest und laut: Nein! Mit Entsetzen fragt

der Pfarrer noch einmal, und sie sagt darauf: Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott sage ich, Nein; denn ich will lieber sterben, als seine Frau werden.

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus, und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater raset schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie!

„Ich sah durch's Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang.

„Ich will Dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschens Vater mich sah. Ich ertrug Alles still und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde."

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte stille. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben sie mich geplagt," sagte sie, „aber ich hielt Dir die Treue. Zuletzt sagten sie, Du seiest todt. Da lag mir nichts mehr am Leben, und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —." Sie schwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Brust. Bald darauf überfiel sie ein Frost, daß sie zitterte. Sie mußte sich zu Bett legen. — Jörg — sie stand nicht mehr auf!" —

Rasch sprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank saß, weinte fast laut.

30*

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich Dir's zu Ende erzählen," sagte er fest.

„Lieschen erkrankte schwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bett. Der Doctor sagte, sie sei nicht zu retten, es sei die galoppirende Schwindsucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung sei. Aber es war schrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und diese stieg sogar mit jedem Tage. Sie sprach immer von unserem Zusammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiedersehen und Zusammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beschlossen. Sie ist längst im Frieden, und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erschreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft sank mit jeder Stunde, und doch währte es noch sechs volle Wochen, ehe die Seele sich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder so lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, schien sie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, sie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß sie ungehorsam gewesen. Ihre Mutter zog sie an ihr Herz. Dann bat sie mich mit unaussprechlichem Liebeston, sie in meinen linken Arm zu nehmen: sie wolle, sagte sie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entschlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, Dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerste!"

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die schwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das schöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifst Du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie starb an meiner Brust — begreifst Du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zustande der Betäubung. So stark ich auch war, die Anstrengungen der sechs schrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erste Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hause schlich und auf ihrem Grabe saß.

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas. Der Vater war alt und schwach. Er wollte mir diese seine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlassen, so gern ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meister zu werden, mußte ich ein Meisterstück machen.

„Das sollte ein geschmiedetes Kreuz sein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe steht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich selbst pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand daneben legte, weil das mein Plätzchen sein soll. Einen Hollunderschößling, der dort aufgeschossen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter gesessen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu sein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da ist. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig sein!“

Er ergriff rasch den Schlägel, um seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet, bis das Rad fertig war. Als er sich abgekühlt hatte, sagte er zu Jörg: „Nun rolle es an seines Herrn Thüre!“

Zu mir sagte er: „Komm, Kind, ich will zuschließen!“

Er schloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich stahl mich an ein einsam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf Lieschens Grab sehen konnte. Da saß er unter dem Hollunderbaume, bis der Abend herabsank.

Nun war mir das Räthsel gelöst und alle Fragen beantwortet. Tief war der Eindruck der Erzählung Gottfrieds auf mein jugendliches Gemüth. Er ist mir bis heute geblieben, obwohl mich das Leben bald aus dem Thale wegführte. Ich kam auf die Schule. Mein Bruder verließ die Pfarre in dem Dorf und zog weit weg. Meine Eltern starben, und der Strom der Ereignisse riß auch mich weit hinweg von der Städte meiner Kindheit, nach der mir indessen immer eine Sehnsucht in der Seele blieb. Erst, als ich meine Studien vollendet hatte, konnte ich den Wunsch mir gewähren, dorthin zurückzukehren, wo die Anfänge meiner Lebensfahrt lagen und die freudigsten Erinnerungen an Elternliebe und Jugendlust.

Auch in das stille Thal, wo ich meine Knabenjahre gespielt, wanderte ich. Niemand erkannte mich mehr. Als ich aber meinen Namen nannte, wurden alle Gesichter freundlich, und manche harte Hand drückte herzlich die meine.

Ich ging durch das Dorf hinauf nach der Kirche. Als ich auf den Markt kam und die alte, liebe Schmiede suchte, fand ich sie nicht mehr. Ein Gärtchen ward dort angelegt, in dem die Rosen blühten.

Mir wurde das Herz weich, als ich so dastand und die Scenen jener Tage zurückrief, besonders die, welche ich eben erzählt habe. Ich brach mir, über den Zaun reichend, eine duftende Rose.

Der uralte Todtengräber schloß mir das Thor des Kirchhofs auf, und ich schritt um das Gebäude herum nach dem eisernen Kreuz. Es stand jetzt zwischen zwei Hügeln, und der Hollunderbaum war abgestorben. Nur noch ein Stumpf stand von dem Stamme.

Der Todtengräber sagte: „Ich muß seine Wurzeln verletzt haben, als ich dem Schmied hierher das Grab machte; denn er fing bald darauf an zu dörren."

Ich dachte anders über den Vorgang.

„Der Schmied," fuhr der Greis fort, „wollte hier begraben

sein, denn daneben liegt sein Lieschen, und er hat mir alle Jahre ein Trinkgeld gegeben, daß ich Niemand herlege, was ich denn auch gethan habe. Der Jörg, sein Path', hat das eiserne Kreuz zwischen beide Gräber gestellt."

„Was ist denn aus dem Jörg geworden?" fragte ich.

„Den haben die Franzosen gezogen, und er mußte mit nach Spanien und ist vor der Stadt Saragossa geblieben. Als der weg war, erkrankte der Schmied alsbald; denn mit dem guten Jungen ging ihm ein Stück vom Herzen, und er ist bald darauf gestorben."

„Mein Gott," sagte er verwundert, „Sie haben ja Thränen in den Augen, junger Herr, sind denn die, die da schlafen, Sie etwas angegangen?"







